

Die Ortenau



Mitteilungen
des Historischen Vereins
für Mittelbaden

13. Heft 1926



Offenburg i. B.
Verlag des Historischen Vereins
für Mittelbaden.

Mitteilungen des Vorstandes und Ausschusses.

1. Beiträge für unser Jahressbuch „Die Ortenau“ (nur in druckfertigem Zustand) sind zu richten an den Herausgeber, Professor Dr. Bahr, Offenburg; es werden nur Originalbeiträge aufgenommen.

Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich.

Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Das Honorar beträgt für Darstellungen und Forschungen 26 Mk., für Quellenveröffentlichungen 20 Mk. für den Druckbogen, für Zeichnungen für eine Seite 10 Mk., für kleinere 6 Mk. Reisekosten bei Herstellung einer Aufnahme oder Zeichnung werden vergütet.

Für die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten übernimmt die Schriftleitung keine Garantie.

Jeder Mitarbeiter erhält von seinem Beitrag für größere Arbeiten 10, für Miscellen 5, für Bücherbesprechungen 2 Sonderabzüge frei. Weitere Sonderabzüge, die spätestens bei Rücksendung der Korrektur bestellt werden müssen, werden mit 30 Pfg. für den Druckbogen berechnet. Jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag zählt als voller Bogen. Die Sonderabdrücke können den Verfassern erst am Tage der Ausgabe des Heftes zugestellt werden.

2. „Die Ortenau“ erhält jedes Mitglied, einerlei, ob es dem Hauptverein oder einer Ortsgruppe angehört, gegen den statutenmäßigen Jahresbeitrag und Zustellungsgebühr von 2,50 Mk., Körperschaftsmitglieder 5 Mk. Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht.

3. Der Jahresbeitrag der Mitglieder der Ortsgruppen ist an die Rechner der Ortsgruppen, der der Mitglieder des Hauptvereins an Postfachkonto Karlsruhe 6057, Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg, zu überweisen.

4. Mitglieder, die „Die Ortenau“ unbeschnitten wünschen, können sie bei unserem Rechner, Herrn Kaufmann Adolf Siefert, Offenburg, Wilhelmstraße 4, gegen Ersatz des Portos umtauschen.

5. Diesem Hefte liegt ein Prospekt des Verlags Moritz Schauenburg, Lahr i. B., bei, auf den wir die Leser aufmerksam machen.

Anfrage.

Ich bitte die Mitarbeiter und Freunde der „Ortenau“, gelegentliche Notizen in Akten und Urkunden betr. Träger des Namens Kollofrath an die Schriftleitung der „Ortenau“ mitteilen zu wollen.

Die Familie Kollofrath stammt aus Böhmen und dürfte, nach den bisherigen Feststellungen, im 30-jährigen Kriege nach Baden (Ettenheim) eingewandert sein. Die Schreibweise des Namens ist verschieden: Kollofrath, Kollefrath, Kolisrat u. a. Der älteste bisher bekannte Kirchenbucheintrag ist der im Taufbuch zu Ettenheim: Johann Jakob Kolisrat vom Jahre 1651.

Dr. M. P. Kollofrath = Freiburg.

Inhalt.

	Seite
Chronik des Hauptvereins 1925/26	IV
Rechenschaftsberichte	VIII
Mloys Schreiber als badischer Heimdichter und Weggenosse J. P. Hebels. Von Dr. Otto Viehler, Lehramtsassessor in Schwetzingen	1
Achtzig Jahre Eisenbahnen in der Ortenau. Ein Beitrag zur Geschichte der badischen Eisenbahnen. Von Dr. Albert Kunzemüller, Oberrealschuldirektor in Freiburg	21
Der große Stadtbrand in Triberg im Jahre 1826. Von Martin Schüssler, Ratsschreiber in Triberg	41
Eine badische Beamten- und Offiziersfamilie des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Rudolf Goebel von Harrant, Wirklichem Geheimrat in Berlin	53
Die Ortenau im Bilde. Von Adolf Siefert, Kaufmann in Offenburg	57
Zur revolutionären Bewegung im Gerichte Achern 1789. Aus dem Familienbuche des Renchener Kaufmanns Franz Ignaz Goegg. Von Dr. F. W. Beck, Facharzt in Kehl	67
Aus dem Baden-Badener BADELEBEN: Dr. Anton Guggert (1804—1864). Von Dr. Oskar Köhler, Hofapotheker in Baden-Baden	72
Dr. Valentin von Schwab, f. f. geheimer Rat und Hofkanzler zu Donaueschingen und Landvogt zu Wolfach 1732—1809. Ein Zeit- und Lebensbild. Von Karl Kögele, Pfarrer in Röttenbach	80
Zum 600 jährigen Stadtjubiläum von Oberkirch. Von Dr. h. e. Karl Christ in Ziegelhausen	91
Heinrich Eyth, ein Begründer und Verkünder der Heimpflege. Nachruf. Von F. Friedr. Bühler, Kaufmann in Schiltach	99
Der graue Held. Von Freiherr v. Glaubitz, Amtsgerichtsrat in Bühl	100
Kleine Mitteilungen.	
Die Inschriften und Ziffern der Burgheimer Kirche bei Lahr und der Bruderkapelle bei Ruhbach. Von Dr. h. e. Karl Christ	119
Ein Kaufbrief der Mörburg, Amt Offenburg, aus dem Jahre 1626. Von Notar Otto Michaeli	120
Das ausgegangene Dorf Rod(t) bei Ottersweier. Von Lehramtsassessor Dr. Otto Aug. Müller	121
Ein Bericht über die Kriegsdrangsale Offenburgs im Jahre 1689. Von Dr. Basler	123
Der Name „Hornisgrinde“. Von Geh. Studienrat M. Besler	125
Die Buchdruckerei des Beaumarchais in Kehl. Von Reallehrer Otto Rusch	127
Das Mörderkreuz in Ohlsbach bei Offenburg. Von Prof. Dr. Bazer	128
Nikolaus Schwendemann von Steinach. Von Oberpostkassenrendant Dr. Joh. Karl Kempf	129
Zur Geschichte der Reliquien der hl. Rufina und des hl. Bonifatius im ehemaligen Kloster Schwarzach. Von Geh. Archivrat Dr. Krieger	129
Bücherbesprechungen	131

Die Druckplatten S. VI, 56, 61, 62, 63, 95, 123 hat uns das Landesmuseum Karlsruhe (Kunstdenkmäler VI u. VII) gütigst zur Verfügung gestellt.

Chronik des Hauptvereins 1925/26.

Die 10. ordentliche Hauptversammlung fand Sonntag, den 2. August 1925 zu Hornberg im Gasthaus zur „Sonne“ statt; sie wurde von Herrn Oberlehrer Heck in dankenswerter Weise vorbereitet¹⁾. Zuerst, um 10 Uhr, wurde der geschäftliche Teil erledigt (Begrüßung der Erschienenen durch den Vorsitzenden, Bericht über das verflossene Vereinsjahr durch den Schriftführer, Rechnungsablage und Entlastung des Rechners, Voranschlag durch den Rechner, Wahl der Herren: Landrat Dr. Pfaff (Bühl), Fabrikant Jockerst (Oppenau), Rechtsanwalt Zimmermann (Offenburg), Hauptlehrer Binder (Lahr), Freiherr Böcklin von Böcklinsau (Rust), Sparkassendirektor Schöndienst (Gengenbach), Buchdruckereibesitzer Eugelberg (Haslach), Dr. Jockers (Schiltach), Professor Krämer (Rastatt), Oberlehrer Schöffner (Zell-Weierbach), Pfarrer Armbruster (Prinzbach), Reallehrer Göller (Haslach) und Oberlehrer Heck (Hornberg); Anfragen und Wünsche).

Etwas nach 11 Uhr begann der öffentliche Teil der Versammlung. Die Hornberger Gesangvereine „Frohsinn“ und „Liederkrantz“ gaben ihr Bestes; der Gesangverein „Freiheit“ war an der Mitwirkung leider verhindert. Herr Direktor Stemmler (Ettenheim) begrüßte die Erschienenen und sprach über die Ziele unseres Vereins. Sodann begann Herr Oberarchivrat Dr. Baier (Karlsruhe) seine Festrede: „Hornbergs Uebergang an Baden.“ Der Vortrag war aufgebaut auf der Literatur und bisher ungedrucktem Material des Generallandesarchivs. Die Verhandlungen des Jahres 1810, die zum Erwerb Hornbergs durch Baden führten, sind nur zu verstehen aus der Gestaltung der Beziehungen zwischen Baden und Württemberg, seitdem die beiden Kleinstaaten Anschluß an Frankreich gesucht hatten und nun mit nicht immer erfreulichen Mitteln sich zu vergrößern strebten. Schon 1802 hat man in Karlsruhe gelegentlich an die Erwerbung des Amtes Hornberg gedacht; aber die Zeit war für einen so bedeutenden Gebietsaustausch noch nicht reif. 1806 brachte Triberg, Billingen und die fürstenbergischen Aemter im Kinzigtal unter badische Hoheit. Für den Verkehr zwischen Billingen und dem Kinzigtal bedeutete das württembergische Zwischenstück eine schwere Beeinträchtigung, damit aber auch einen Anreiz für Baden, nach unmittelbarer Verbindung des Kinzigtals mit den Besitzungen in der Saar zu streben. Der letzten Endes doch erfolgreiche Ausgang der Verhandlungen des Jahres 1810 ist geradezu unerwartet angesichts der inneren Hemmungen der badischen Politik, der brutalen Eingriffe Frankreichs in Badens Selbständigkeit und der Rücksichtslosigkeit und der Gewandtheit der württembergischen Außenpolitik. Durch Staatsvertrag vom 2. Oktober 1810 wurde Hornberg badisch. Ein Huldigungsprotokoll ist offenbar nicht erhalten.

¹⁾ Das „Fremdenblatt für den klimatischen Luftkurort Hornberg“ gab aus Anlaß unserer Tagung eine Festnummer mit lokalgeschichtlichen Beiträgen heraus.

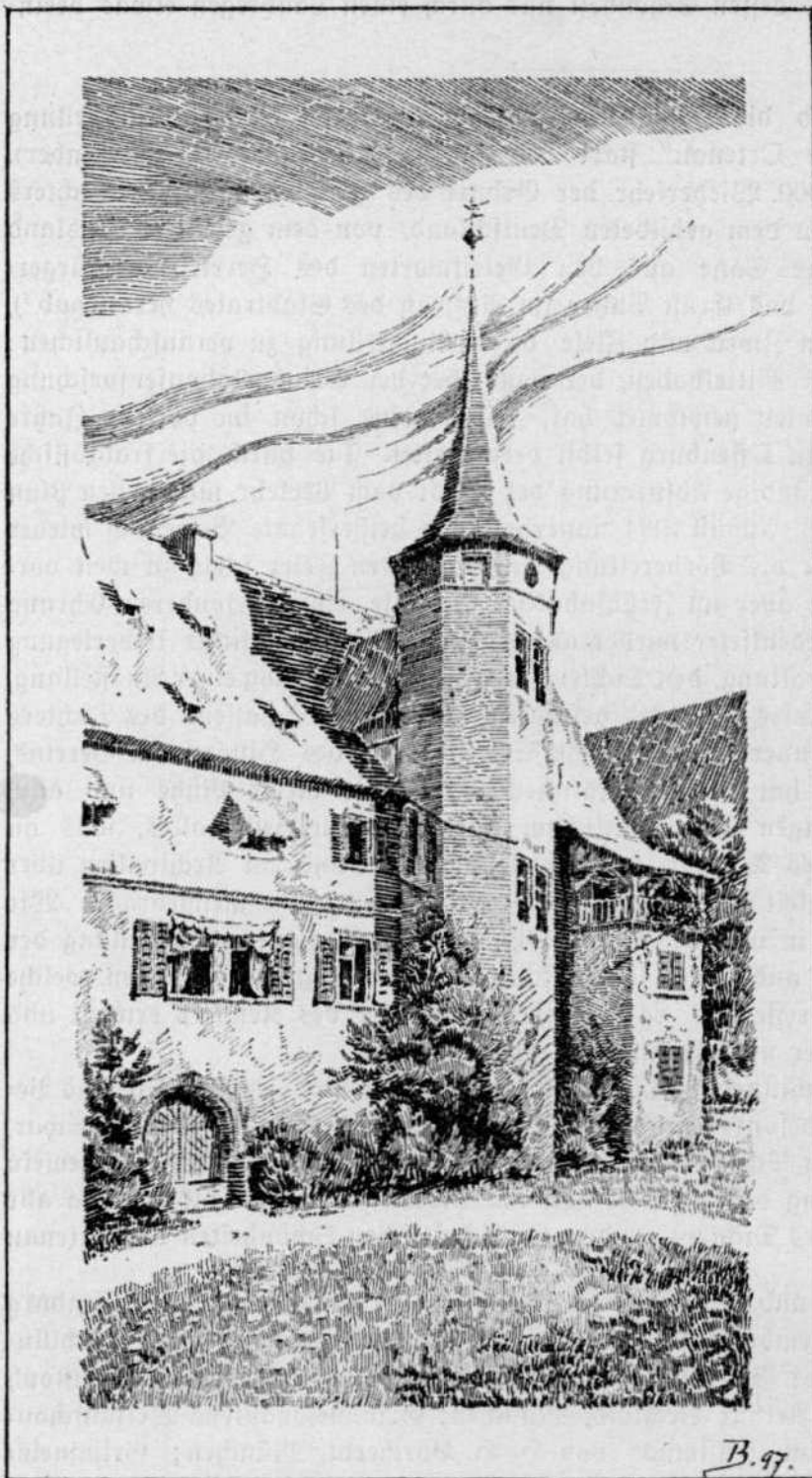
Nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen, bei dem Herr Bürgerschulvorstand Disch (Wolfach) auf die Stadt Hornberg toastete, wurde die Gewerbe- und Trachtenschau, sowie die Ausstellung der Schwarzwaldmaler besichtigt. Ein Konzert auf der Schloßterrasse schloß den Tag ab, dessen Schönheit nur durch einen Landregen etwas beeinträchtigt wurde.

Der Hauptverein und die Ortsgruppe Offenburg waren an der Ausstellung „Grimmelshausen und die Ortenau“ stark beteiligt (9. August bis 1. September). Sie wurde zu Ehren der 300. Wiederkehr der Geburt des größten badischen Dichters ins Leben gerufen und von dem gebildeten Deutschland, von dem gelehrten Ausland besucht. Es mögen einige Sätze aus den Geleitworten des Herrn Oberbürgermeister Holler im Festbuch, das Ernst Baker im Auftrag des Stadtrates herausgab¹⁾, hierher gesetzt werden, um Zweck und Ziele dieser Ausstellung zu veranschaulichen: „Der Historische Verein für Mittelbaden, der von jeher der Grimmelshausenforschung seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, hätte gerne schon im vorigen Jahre eine Grimmelshausenfeier in Offenburg selbst veranstaltet. Die durch die französische Besetzung verursachte vollständige Absperrung der Stadt vom Verkehr machte den Plan unmöglich. Als uns der 18. August 1924 unverhofft die heißersehnte Befreiung wieder brachte, war das Jahr für die Vorbereitung einer größeren Feier schon zu weit vorgeschritten. Freudig wurde aber im Frühjahr der Gedanke einer besonderen Ehrung des Dichters durch eine Gedenkfeier wieder aufgegriffen. Nach reichlicher Ueberlegung entschloß sich die Stadtverwaltung, den Dichter durch die Veranstaltung einer Ausstellung, welche ein möglichst lückenloses Bild des gesamten literarischen Schaffens des Dichters geben soll, zu ehren. Der unermüdlich tätige Schriftführer des Historischen Vereins, Herr Professor Dr. Baker, hat mit vorbildlichem Eifer, mit vieler Mühe und auch unter manchen Enttäuschungen aus öffentlichem und privatem Besitz alles, was an Erstausgaben der Werke des Dichters, an Quellenmaterial und an Archivalien über die Person und Amtstätigkeit des Dichters zu erreichen war, zusammengebracht. Wir dürfen daher wohl hoffen, in unserer Grimmelshausenausstellung eine Darstellung der Persönlichkeit des Dichters und seines literarischen Schaffens gegeben zu haben, welche in gleicher Weise das Interesse des Laien, wie die Freude des Kenners erweckt und geeignet ist, unserem Dichter neue Freunde zu erwerben . . .

Grimmelshausens Dichtungen gehören allen Deutschen an. Sie sind für uns Bewohner der Ortenau von besonderem Interesse, weil der Dichter m. B. der erste war, der auf die landschaftlichen Schönheiten unserer engeren Heimat hinweist. Allgemein bekannt ist seine Schilderung der Aussicht von der Moos, die wir Offenburger ja alle kennen. Diese Beziehung des Dichters zu den landschaftlichen Schönheiten der Ortenau

¹⁾ „Grimmelshausen und die Ortenau. Festbuch zur Ausstellung in Offenburg vom 9. August bis 1. September 1925. Verlag der Stadt Offenburg.“ Der reichillustrierte Inhalt ist folgender: Geleitwort von Oberbürgermeister Holler; J. J. Christoph von Grimmelshausen von Arthur Bechtold, München; Grimmelshausens Weltanschauung im Spiegel seines „Simplizissimus“ von H. H. Borchardt, München; Grimmelshausen und die Ortenau von J. H. Scholte, Amsterdam; Grimmelshausenausstellung von E. Baker, Offenburg; Die Kunst in der Ortenau von M. Wingenroth †, Freiburg; Kunst-Ausstellung der Ortenau: Altertum und kirchliche Kunst von L. Moser, Karlsruhe, und die Ortenau im Bilde von R. R. Eberlein, Karlsruhe. — Wie ich höre, sind noch einige Exemplare beim Bürgermeisteramt Offenburg zum Preis von 0,60 RM. (einschließlich Porto) zu haben.

brachte uns auf den Gedanken, der Grimmelshausenausstellung eine Ausstellung von Landschaftsbildern der Ortenau von den ältesten Zeiten bis auf die Jetztzeit anzugliedern. Dank der eifrigen Tätigkeit des Herrn Adolf Siefert ist es gelungen, eine



Schloß in Rust. Hofansicht.

stattliche Anzahl von Gemälden, Etichen, Handzeichnungen, Radierungen usw. aus öffentlichen und privatem Besitz zu vereinigen. Jeder Freund unserer schönen Heimat wird seine Freude an den mannigfachen Bildern aus alter und neuer Zeit haben. Stimmungsvolle Schwarzwaldlandschaften wechseln ab mit Städtebildern, reich an Kirchen und Türmen, die feindliche Zerstörungswut und eigener Unverstand ihrer Bürger längst dem Erdboden gleichgemacht haben, so manche Zeichnung der mannigfaltigen baulichen Schönheiten unserer Städte und Dörfer, so manche Schilderung der Volkstrachten und des Volkslebens überhaupt beweisen, wie sehr unsere schöne Heimat zu allen Zeiten das Interesse der Künstlerwelt erweckt hat.

Die Freude am Sammeln wächst, je mehr der Sammeleifer belohnt wird. Die zahlreichen Anmeldungen von Kunstwerken aus alter und neuer Zeit, die nicht unmittelbar mit dem ursprünglichen Ziel und Zweck unserer Ausstellung in Einklang zu bringen waren,

freunde. Der ansehnliche Besitz an Urväterhausrat in der hiesigen Bürgerschaft ist uns ein erfreulicher Beweis dafür, wie sehr dieselbe aller Verlockung zum Trotz an den von den Vorfahren ererbten kulturellen Gütern festhält und die alte Familientradition weiter pflegt.

Es war besonders erfreulich, daß auch die Kirchen in bereitwilliger Weise ihre Schätze alter Kirchenkunst zur Verfügung gestellt haben. So manches in einem entlegenen Dorfkirchlein verborgene Kunstwerk aus alter Zeit würde Kunstkenner und Kunstfreunde entzücken, wenn es ihnen bekannt wäre. Den Besitz an kirchlicher Kunst unserer Ortenau Heimatfreunden und Kennern kirchlicher Kunst leicht zugänglich zu machen, ist eine der Hauptaufgaben, die wir uns mit unserer Ausstellung gestellt haben. Dank der unermüdlichen Arbeit der Herren Kunstmaler Wendt und Direktor Stöckle und des liebevollen Verständnisses der Eigentümer von Kunstgegenständen ist der letzte Teil unserer Ausstellung recht reichlich beschickt worden. Wir dürfen hoffen, daß alle Freunde der Heimatkunst gerade hieran eine besondere Freude haben werden. . . .“

Am 11. September hatte unser Verein einen großen Verlust zu beklagen; an diesem Tage starb Herr Professor a. D. Lederle in Muggensturm. Von Anfang an ein begeistertes Mitglied unseres Vereins hat er sein großes geschichtliches Wissen in Wort und Schrift (Festrede anlässlich der 4. Hauptversammlung in Rastatt: „Der letzte Markgraf der Bernhardinischen Linie, August Georg und seine Gemahlin, die Marktgräfin Maria Viktoria“ und im Sonderheft: „Kriegsschicksale der Ortenau“) in den Dienst unserer Sache gestellt. Professor Lederle war der Gründer der Ortsgruppe Rastatt und eifriges Mitglied unseres Ausschusses, zu dessen Sitzungen er fast immer erschien. Als das Alter immer mehr fühlbar wurde, legte er sein Amt nieder, indem er uns schrieb: „Was fernerhin noch meine schwache Kraft vermag, werde ich gern zu weiterem Gedeihen des Vereins tun. . . .“ —

Am 3. Mai 1926 fand eine Ausschusssitzung statt. Herr Baron Böcklin von Böcklinsau hatte die große Liebeshwürdigkeit, den gesamten Ausschuss auf sein Schloß in Rast einzuladen. Bei dem Essen sprach Herr Direktor Stemmler im Auftrag des Vorstandes den Dank aus, während Herr Böcklin von Böcklinsau auf den Historischen Verein ein Hoch ausbrachte, indem er die schönen Ziele des Vereins feierte. Um 4 Uhr begann die Ausschusssitzung. Zuerst sprach Herr Baron Böcklin von Böcklinsau über die Geschichte seines Schlosses und seiner Familie¹⁾, dann begann der geschäftliche Teil: Verflissenes Rechnungsjahr, Voranschlag, „Ortenau“, Hauptversammlung 1926/27 usw. Den Schluß bildete ein kleiner Vortrag des Herrn Direktor Steurer über die Ausgrabungen auf dem Lüzelhhardt.

Die Berichte über die einzelnen Ortsgruppen sollen von jetzt ab nach Beschluß des Ausschusses vom 3. Mai 1926 nur alle 2 Jahre veröffentlicht werden.

Offenburg, 5. Mai 1926.

G. B a z e r, Schriftführer.

¹⁾ Der Redner hat auf Bitte der Schriftleitung seinen Vortrag für die nächstjährige „Ortenau“ uns zugesichert.

Rechenschaftsberichte.

Einnahmen.

	1924	1925
1. Kassenbestand	RM. —.—	RM. 122.71
2. Beitrag von Mitgliedern des Hauptvereins	" 860.16	" 1227.70
3. Beitragsanteil der Ortsgruppe Achern	" 194.25	" 194.25
" " " B.-Baden	" 132.—	" 145.50
" " " Bühl	" 116.50	" 229.50
" " " Ettenheim	" 136.50	" 105.—
" " " Gengenbach	" 94.50	" 76.—
" " " Haslach i. R.	" 84.75	" 97.25
" " " Kehl	" 312.—	" 265.—
" " " Lahr	" 175.50	" 177.—
" " " Oberkirch	" 120.—	" 120.—
" " " Offenburg	" 724.10	" 689.75
" " " Oppenau	" 150.—	" 195.—
" " " Rastatt	" 69.75	" 69.75
" " " Renchen	" 52.50	" 55.50
" " " Schiltach	" 101.25	" 85.50
" " " Triberg	" 90.—	" 107.25
" " " Wolfach	" 76.50	" 69.75
" " " Zell a. S.	" 102.—	" 93.75
4. Zuwendung des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts	" 250.—	" 350.—
5. Stiftungen: Ueberschuß Festspiele Renchen 2c. 2c.	" 1066.56	" 340.—
6. Erlös aus verkauften Vereins-Zeitschriften	" 112.60	" 751.42
	<u>RM. 5021.42</u>	<u>RM. 5567.58</u>

Ausgaben.

1. Aufwand für „Die Ortenau“	RM. 1926.—	RM. 4335.75
2. Verwaltungskosten	" 325.36	" 342.81
3. Vorträge; Ausgrabungen	" 397.35	" 20.—
4. Mobilien	" —.—	" 52.—
5. Zuweisung für den Betriebsfond	" 2250.—	" —.—
Desgleichen für den Grimmelshausenfond	" —.—	" 724.41
	<u>RM. 4898.71</u>	<u>RM. 5474.97</u>

Abschluß.

Die Einnahmen betragen	RM. 5021.42	RM. 5567.58
Die Ausgaben betragen	" 4898.71	" 5474.97
Somit Kassenrest	<u>RM. 122.71</u>	<u>RM. 92.61</u>

Offenburg, 31. Dezember 1925.
Wilhelmstraße 4.

Der Rechner: Adolf Siefert.

Mloys Schreiber

als badischer Heimatdichter und Weggenosse

J. V. Hebels.

Von Otto Viehler.

Lange bevor der Ruf nach Heimatdichtung erscholl, gab es in dem durch Napoleons Machtwillen neu zusammengefügtten Lande Baden einen Mann, der den Segen, das Glück und die Schönheit der Heimat an sich erfahren, aus voller Brust gepriesen und im Lied gefeiert hat. Es ist der leider ganz in Vergessenheit geratene, aus dem mittelbadischen Städtchen Bühl gebürtige Dichter Mloys Schreiber¹⁾. Wenn man in der Breisgau-
stadt Freiburg, wo dieser an der damals noch österreichischen Universität sich seine akademische Bildung aneignete oder auch anderwärts in gelehrten Kreisen den Namen Schreiber ausspricht, dann meinen die meisten den Freiburger Historiker H e i n r i c h Schreiber, dem zu Ehren die dankbare Vaterstadt ein schlichtes, aber ansprechendes Denkmal an der nach ihm benannten Straße errichtet hat. Dessen Namensvetter Mloys Schreiber, sonst ohne verwandtschaftliche Beziehungen zu ihm, hat zwar wie Heinrich auch theologischen Studien sich hingeegeben, aber rechtzeitig die Einsicht gehabt, daß Priesterberuf und Zölibat sich nicht ohne inneren Widerstreit mit seiner aufklärerischen, freiheitlichen Denkungsweise vereinen lasse. Statt nach Brevier und Stola hat er daher nach dem Schulstoc und zur Feder gegriffen.

Die Literatur- und Gelehrten-geschichte kennt Männer, die fast nur durch eine literarische Großtat ihren Namen berühmt und diesen durch ihr Werk dem Gedächtnis der Nachwelt eingepägt haben, so ist z. B. im Schrifttum von R. Ph. Moriz sein Anton Reiser und bei Heinrich Schreiber seine Geschichte der Universität Freiburg das Hervorragende. Mloys Schrei-

¹⁾ Auf meine ungedruckte Arbeit über Mloys Schreiber. Sein Leben und seine Werke. Freiburg. Philos. Diss. 1922 sei für das Folgende hingewiesen.

ber hat zwar seinem Namen durch eine fast drei Quartseiten füllende Reihe von Schriftwerken, wovon allerdings einige ebenso wie sein handschriftlicher Nachlaß ganz verschollen sind, sicherlich Ehre gemacht, aber den Ehrgeiz, oder besser gesagt, die Kraft zu einer bedeutenden literarischen Tat hat er nicht besessen. Gleichwohl gehört er zu jenen Männern der Blütezeit unserer klassischen Literatur, welche die Größe und Bedeutung der führenden Geister erkannt und den Pulschlag der Zeit erfaßt und nachhaltig empfunden haben, ja mit einem gewissen Rechte zu jenen, die wir Dichter der Befreiungskriege zu nennen pflegen. Auf diese von zeitgenössischen Stimmen wiederholt rühmlich betonte Seite seiner Dichtung, die, noch heute nicht ohne zeitgeschichtlichen Wert, doch völlig unbeachtet geblieben ist, soll weiter unten näher eingegangen werden.

Was aber seinen Namen in der Literatur- und nebenbei auch in der Musikgeschichte lebendig erhalten und die Geschichte der deutschen Nationalliteratur nicht vergessen sollte, ist die Tatsache, daß eine wenn auch kleine Anzahl von Sagen und Gedichten Schreibers bis zum heutigen Tag in deutschen Lesebüchern und Gedichtsammlungen zu finden ist, und daß ein Franz Schubert und ein Karl Löwe Dichtungen Schreibers, z. B. den „Blumenbrief“, „An den Mond in einer Herbstnacht“, „Meister Olf“ in Musik gesetzt und sie so durch den Adel und die Weihe ihrer Schöpfungen unvergänglich gemacht haben.

Es ist nicht leicht, für uns hier auch belanglos, Schreiber in eine bestimmte, fein säuberlich abgegrenzte Dichtergruppe einzureihen. Er hätte sich wohl selbst dagegen verwahrt. Einerseits war er eine zu wenig abgerundete und in sich geschlossene, eigentwüchsigte Dichterpersönlichkeit, andererseits hat er im Laufe seines achtzigjährigen Lebens sich verschiedenen literarischen Zeitströmungen zugänglich gezeigt, daß man bei ihm von einer anakreontischen, einer Zeit des Sturms und Drangs, von einer klassischen und einer romantisch-nachklassischen Zeit sprechen kann.

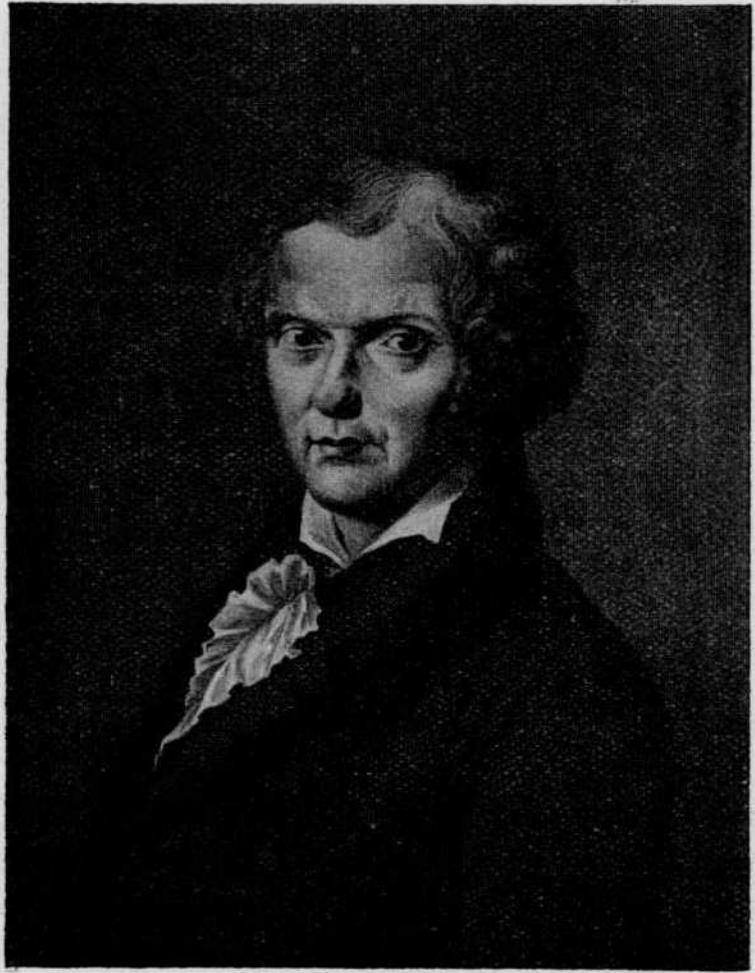
Mloys Schreiber ist am 12. Oktober 1761 in Bühl als das älteste von neun Geschwistern geboren. Die ersten Jahre seiner Jugendzeit verbrachte er im Hause seiner Großeltern mütterlicherseits zu Kappelwinded. Es ist nicht verwunderlich, wenn er selbst noch in späteren Jahren glaubt, daß seine Wiege im Schatten der Wallnußbäume unterhalb Windedes moosbewachsenen Türmen gestanden hat. Nach seinen zahlreichen dichterischen Bekenntnissen war es wohl die schönste und sorgloseste Zeit seines Lebens, die er hier im Glück einer friedlichen Familiengemeinschaft und eines von der Natur ausnehmend begünstigten Landstriches am Fuße herrlicher Schwarzwaldberge und einer zerfallenen, jagenumwobenen Burg genießen durfte.

Wir ahnen, daß die ersten Jugendeindrücke entscheidend und bleibend geworden sind für sein Heimatgefühl wie auch für seine hieraus fließende Heimat- und Mundartdichtung. Aus dem Erstgeborenen wollten die Eltern vermutlich etwas Besonderes machen, zumal er gute Anlagen zeigte. So schickten sie ihn von der Bühler Volksschule weg aufs Gymnasium nach Baden-Baden. Da der Unterricht größtenteils lateinisch war, wurde hier der aufgeweckte Knabe in seiner Muttersprache nur wenig gefördert.

„Es ist unglaublich“, schreibt er im Alter von 30 Jahren, „welch einen Eindruck die erste Lektüre des ersten, mir zufällig in die Hand gekommenen, deutschen Dichters auf mich machte.“ Die Schriften eines Haller, Geßner, Uz und einiger anderer waren nach seinem Bekenntnisse von nachhaltigem Einfluß auf sein damaliges Denken und Fühlen, auf seine innere Entwicklung und sein dichterisches Schaffen.

Die Badener Schule muß nicht die angenehmsten Erinnerungen in ihm zurückgelassen haben, denn er weiß nicht viel Gutes von seiner dortigen Erziehung zu berichten. Aus

dieser Gesinnung heraus ist das Wort zu verstehen: „Ich habe der Natur viel zu danken, und ich würde glücklich sein, wenn ich der Erziehung nichts zu danken hätte.“ Sowohl in Baden-Baden wie in Freiburg, wohin er im Herbst 1781 zur Vollendung seiner Studien geschickt wurde, dürfte der Einfluß seiner Lehrer, vielleicht außer dem des Philosophieprofessors Nikolaus Wiehrl, nicht so stark gewesen sein, daß er sich ihrer gern und dankbar erinnerte. Die Vermutung liegt nahe, daß Wiehrls freiheitliche, den religiösen Anschauungen der Jesuiten entgegengesetzte Lebensauf-



Aloys Schreiber.

Nach einem Stich von Ed. Schuler.

fung bei Schreiber stark nachgewirkt hat, so daß er nach seiner Rückkehr aus Badener Gymnasium, das inzwischen von Direktor Brandmeyer weiter ausgebaut wurde¹⁾, von seinem ursprünglichen Plane wieder abkam, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Nur wenige Jahre wirkte er an dieser Anstalt, dann lebte er als Kritiker, Dichter und schließlich als Hofmeister des Grafen von Westphalen in Mainz, später in Frankfurt, erfreute sich des Umgangs mit Männern wie W. Heinse, J. G. Forster und der Gunst der Frau Kath Goethe, gab zwei Theaterzeitschriften, Erzählungen, Theaterstücke, Gedichte u. a. heraus, machte mit seinem adeligen Zögling und dessen Vater eine Reise an die Ostsee, später eine von Mannheim nach Freiburg und in den Schwarzwald. Zwei Reisebüchlein, heute große Seltenheiten, geben davon unterhaltfamen Bericht. Die französische Revolution, anfangs von ihm freudig begrüßt, dann aber wie von Görres verabscheut, machte zu Beginn der neunziger Jahre Mainz und das Rheinland unserm Dichter zu einem unsichern Aufenthalt. Wie den Revolutionsideen, so kehrt er jetzt dem Rheine den Rücken. In den folgenden Jahren finden wir ihn in Baden-Baden, Bühl, auf dem Rastatter Kongreß — hier gibt er ein Kongreßblatt und ein Kongreßhandbuch heraus — und gegen Ende des Jahrhunderts wieder als Lehrer am Gymnasium in Baden-Baden. Dem Interesse für die geschichtliche Vergangenheit der von den Franzosen 1689 niedergebrannten Stadt verdankt sein historisch-topographisches Büchlein „Baden in der Markgrafschaft“ sein Entstehen. 1804 wird ihm eine Professur für Aesthetik an der Heidelberger Hochschule übertragen.

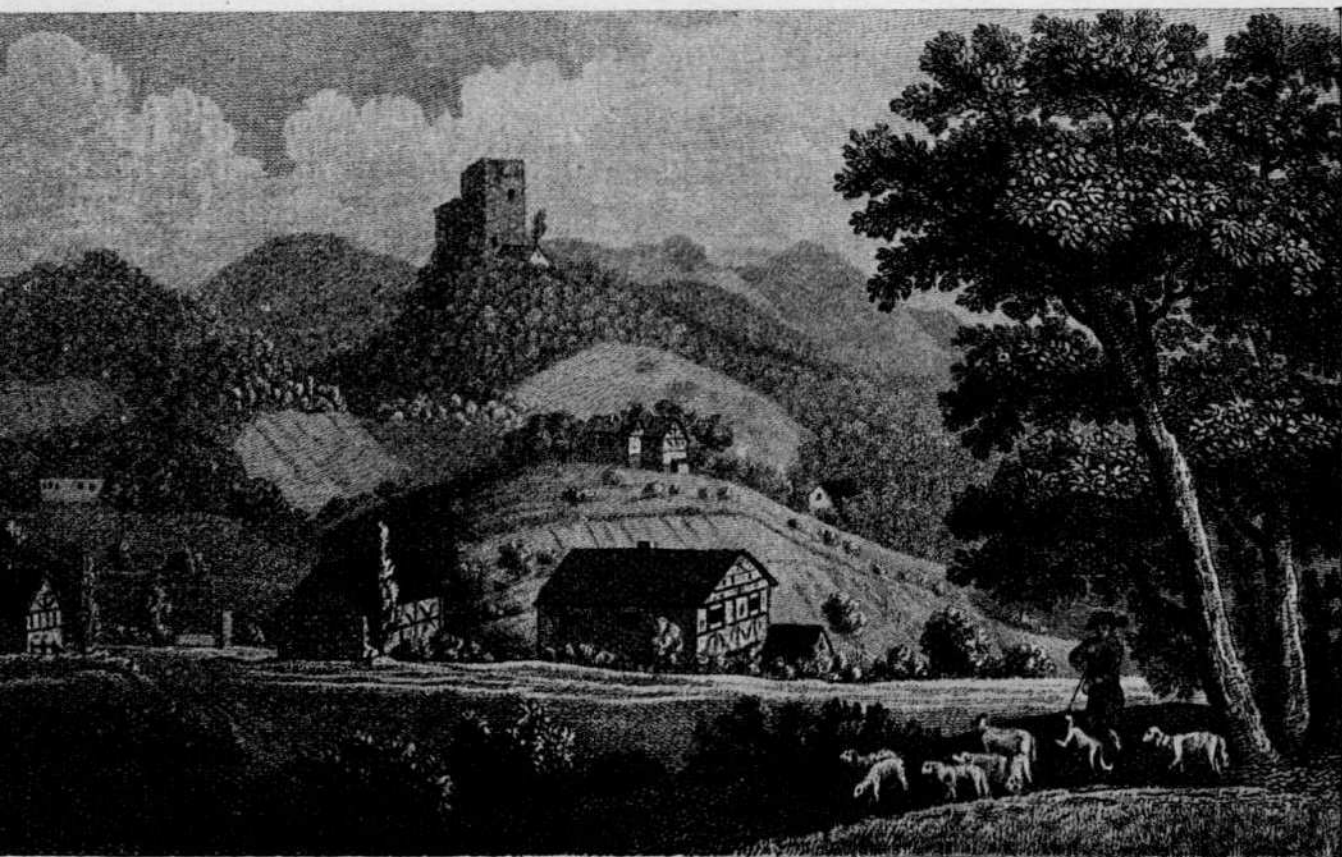
An der vom Großherzog Karl Friedrich neu aufgerichteten Universität liefen fast gleichzeitig zwei literarische Strömungen nebeneinander her, die Romantik und der Kreis um Voß. Schreiber wird in dem Kampf dieser sich befehdenden Richtungen hineingezogen und stellt sich, wohl mehr aus Freundschaft mit Heinrich, dem Sohn des alten Voß, als aus innerem Drang auf die Seite des letzteren. Der anfänglich gepflegte Verkehr mit Clemens Brentano und Josef Görres gab ersprießliche Anregungen. Wie Brentano und Arnim Volkslieder sammeln und in „Des Knaben Wunderhorn“ sie zu einem damals einzigartigen Liederhort vereinigen, so regt Schreiber die Sammlung von Volksfagen an und bittet in seiner „Badischen Wochenschrift“²⁾, ihm solche in ihrer ursprünglichen

¹⁾ Vgl. F. H. Hochstuhl: Staat, Kirche und Schule in den baden-badischen Landen unter Markgraf Karl Friedrich (1771—1803). Freib. theol. Diss.

²⁾ Vgl. dazu Franz Schneiders Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der Heidelberger Romantik“ in den N. Heidelb. Jahrb. Jg. XVIII, S. 51 und Herbert Levin, Die Heidelberger Romantik. München 1922, S. 48.

Gestalt und Fassung zur Veröffentlichung mitzuteilen, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Damit wurde der Grund gelegt zu seinen Sagen- sammlungen. Es ist dies eines seiner bleibenden Verdienste, dessen Nach- wirkungen bis in unsere Tage zu verspüren sind.

In Heidelberg fand Schreiber nicht, was er erhofft und erstrebt hatte. Seinem Wunsche entsprechend wurde er im Jahre 1813 als Historiograph



Kapell bei Windegg.

und Archivar, gewissermaßen als erster Landesarchivdirektor, nach Karls- ruhe versetzt, womit die Ernennung zum Hofrat verbunden war. Hier trat er mit dem schon dem alten Voß befreundeten Baudirektor Friedrich Weinbrenner und dem damaligen Direktor des Karlsruher Lyzeums, Johann Peter Hebel, in einen engen Freundschaftsbund. Und dieser Bund währte bis zu dem 1826 erfolgten Tod der beiden Freunde. Weinbrenner setzte er in einem biographischen Werkchen ein literarisches Denkmal und gab dessen Lebensbeschreibung heraus, die K. C. Eberlein vor wenigen Jahren bei Riepenheuer von neuem der Vergessenheit entriß. Im Jahre 1824 in den Ruhestand versetzt, zog sich Schreiber mit seiner Familie nach dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen, von ihm geliebten Baden-

) Baden zurück. Dort ist er am 21. Oktober 1841 im 80. Lebensjahre gestorben. Nicht nur in seiner langen Lebensdauer, auch in seinem Außern kann er nach einem 1840 gemalten Delbild C. Mattenheimers, das jetzt die Sammlungen der Stadt Baden ziert, mit Goethe verglichen werden.

* * *

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, Schreibers ganzes, äußerst fruchtbares literarisches Schaffen mit seiner erstaunlichen Vielseitigkeit oder auch nur seine poetischen Werke, die er in einer Auswahl in seiner dreibändigen Ausgabe von 1817/18 zusammengefaßt hat, in unserer Darstellung erschöpfend zu behandeln. Der Heimat- und Mundartdichter soll uns hier beschäftigen, wenn auch zuweilen unser Blick auf seine gleichzeitigen Arbeiten oder auf die zeitgenössische Literatur fällt.

Die erste Sammlung seiner Gedichte, die er als Dreißigjähriger der Öffentlichkeit übergibt, steht noch stark unter dem Einfluß fremder Vorbilder, eines Homer, Horaz, Ossian, einiger neulateinischer Dichter u. a. Jakob Baldes, den Herder ans Licht gezogen, dann aber auch unter dem der deutschen Lyrik eines Haller, Geßner, Gellert, Ewald von Kleist, Pfeffel und Jakobi. Von Heimdichtung im eigentlichen Sinn kann bei ihm in dieser Zeit kaum gesprochen werden.

„Ewig währet das Lied, das aus der Fülle des Herzens
Rein und unentweht fließt, gleich dem kaskatischen Quell.“

Die Naturschilderungen des Schweizer Arztes J. Haller, der ländlichen Idyllen eines Salomon Geßner und Rousseaus Naturevangelium, aber auch seine Rheinreisen in den Jahren kurz vor und nach Ausbruch der französischen Revolution haben ihm den Sinn für die Schönheiten der Natur geweckt, seinen dichterischen Geist beschwingt.

„Schönheit!“ ruft er einmal entzückt und beglückt aus. „Sie schwebt allenhalben um uns und zieht unser Herz an mit unsichtbaren Bänden. Der blaue Himmel und das unendliche Meer und die stille Flur, wo die Herden weiden und die Fliegen summen und der Taupfen am Grashalm zittert, alles ist Abglanz von ihr, Bild ihrer Schöpferhand! Alles ergreift dich mächtig wie Frühlingshauch und regt deine Kraft auf und das Saitenspiel deines Herzens zur lieblichen Melodie.“

Die Quellwasser dieser Naturschwärmerei haben zweifelsohne den Boden seiner Heimat- und Naturdichtung berieft; aber sie strömen weniger aus der zu innerst gefühlten Erlebnisswelt des Dichters, sondern es ist wie bei den Anacreontikern mehr die an- und nachempfundene

Stoffwelt der Vorbilder. Doch bleibt er nicht in gewohnten, formalen Fesseln des Wohlklangs der Worte und des reinen, glatten Silbenmaßes hängen, bisweilen vernachlässigt er dieses sogar. Er strebt darüber hinaus und dringt zu dem Kern und Wesen lyrischer Dichtung, zu Gehalt und Stimmung vor. „Die Form allein tut nichts zur Sache. Sie ist nur der Rahmen zu dem Gemälde; aber sie kann den ursprünglichen Reiz erhöhen, wie das Gewand die Reize eines schönen Mädchens. Einfalt ist das Gewand der Schönheit!“ Mit Recht fragt er:

Wie könnte die Seele wiedergeben,
Was sie nicht empfing?

Daher finden wir öfter bei ihm nicht die strenge Unterwerfung unter die Gesetze von Rhythmus und Reim. In verschiedenen Oden, z. B. in „Griechenland“, „Phidias“ läßt er seine Begeisterung für die Sinnbilder antiker Schönheit und Kunst in freien, reimlosen Versen ausströmen.

Mannigfach sind die Eindrücke, die die Anakreontik, die Dichtung des Sturms und Drangs und schließlich die Goethes und Schillers in unserm Dichter hinterlassen hat. Wenn seine ästhetischen, religiösen und philosophischen Anschauungen in einer mit neuen Ideen und Idealen erfüllten Zeit Wandlungen durchmachten, die naturgemäß in seiner Lyrik ihren Niederschlag finden, so wird der kritische Beurteiler von heute wie von dazumal mit ihm nicht allzustreng ins Gericht gehen und das entschuldigende Wort seiner Vorrede zu den „Rhapsodien“ (1791) nicht außer acht lassen dürfen: „Die Verschiedenheit der, besonders in einigen Gedichten herrschenden Gesinnungen wird man mir nicht aufmucken, indem sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Situationen niedergeschrieben wurden.“ Auffallend ist der weltchmerzliche Zug, der uns aus vielen Stücken dieser ersten Sammlung entgegenweht. Die Freude an der Natur scheint mit einem leisen Schleier der Wehmut bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen und alles Glanzes umwoben. Daß er den Mond zum Dolmetscher seiner ernststen, wehmütigen Gedanken macht, ist nicht auffallend, wenn man weiß, welche Rolle der lichte mäne in der deutschen Dichtung vom Nibelungenlied bis zur Lyrik unserer Tage gespielt hat. Von Goethe haben wir drei, zu verschiedenen Zeiten entstandene Mondlieder, und bekannt ist Klopstocks Vers von dem schönen, stillen Gefährten der Nacht. Stark unter dem Eindruck Klopstocks steht Schreibers stimmungsvolles, fast ebenbürtiges Gedicht „An den Mond in einer Herbstnacht“, das Schubert in einer seiner herrlichsten und wunderbarsten Schöpfungen mit dem Prunkgewande der Musik umkleidet hat. Es schließt mit den elegischen Worten:

Dann werd' ich nicht mehr lächeln,
Dann werd' ich nicht mehr weinen.
Mein wird man dann nicht mehr gedenken
Auf dieser schönen Erde.

Zur Natur= und, wenn man will, zur Volkspoesie sind zwei Lieder zu zählen, die sich in der melancholisch ernstesten und anakreontisch heitern Umgebung fast wie Fremdlinge ausnehmen. Die Bezeichnungen Romanze und Ballade für diese Art Volksdichtung darf uns nicht irremachen, da beide Begriffe, wie wir von Gottfried August Bürger wissen ¹⁾, damals wenig geklärt waren. Sie bedeuten nicht mehr und nicht weniger als ein Ringen um den Lorbeer des Volksliedes, den Goethe mit seinem Heideröslein errungen hat. In Schreibers „Romanze“ ist der Stoff nicht so tief gefaßt und dem Volksempfinden nicht so nahe gebracht wie bei Goethe. Wir glauben auch hier die Worte zu hören, die unser Dichter der Widmung seiner „Szenen aus Fausts Leben“ an Goethe vorangesezt hat:

O zürne nicht, daß ich mit dir
Nach einem Ziel zu laufen wage,
Der ich noch keinen Kranz des Sieges trage!
Bom Lorbeer, den du nimmst, genügt ein Blättchen mir.

Mit dem Begriff „Heimatsdichtung“ verbindet sich nur allzuleicht die Anschauung vom engen, begrenzten Gesichtskreis des Dichters. Der Gefahr, die hierin liegt, ist J. H. Voß so wenig entgangen wie etwa der nur wenige Jahre vor Schreiber verstorbene Pfarrer Schmidt von Werneuchen, der auf die derbste Weise die alltägliche, hausbackene Natur abschrieb und darum von Goethe in seinem satirischen Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ lächerlich gemacht wurde:

Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

Schreiber hat diese Klippe im großen und ganzen vermieden. Aber wie Voß verfällt er leicht in einen lehrhaften Ton, z. B. in „Frauenlob“, „Mädchen und Mädchen“. Bei der Schilderung der Behaglichkeit, der Beschränkung auf die Einfachheit des Landlebens, der ländlichen Hütte und des „selbstgepflanzten Kohls“, nie wir sie zum Exempel in dem Gedicht „Mein Landleben“ sehen, vermissen wir die Ursprünglichkeit, den innern Drang, die Notwendigkeit der Wiedergabe des erfaßten Stückes Natur. Breit und behaglich schreitet der Hexameter einher, der durch Voß und Goethe in der deutschen Dichtkunst heimisch wurde:

¹⁾ Vgl. meine Abhandlung: Bürgers Lyrik im Lichte der Schillerschen Kritik in: Germ.-Roman. Monatschrift. Jg. XIII (1925), Heft 7/8.

„Auch ein Gärtchen hab' ich, da sproßt aus dem Zaun der Hollunder
Und die Haselstaude, da find' ich rankende Bohnen,
Sellerie, Zwiebeln und Lauch und Ringelblumen und Rosen,
Welche das ländliche Mädchen sich sorgsam zum Brautkranz erziehet,
Freund, du lächelst? Ich zeichne getreu und mag nicht verschönern.“

Es wäre eine müßige und überflüssige Aufgabe, hier und anderwärts nur fremden Einflüssen nachspüren zu wollen und ähnlich klingende Wendungen (z. B. „die gute, verständige Hausfrau“ in den Rhapsodien S. 104), nachgeahmte Vorbilder nachzuweisen, wie es K. Pissin in seinem viel zu breit angelegten Buch über den Pseudoromantiker Otto Heinrich Graf von Loeben (Berlin 1905) glaubte tun zu müssen. Wenn dieser Hauptvorläufer der Trivialromantik, der nach Wilmar mit vollem Recht in die tiefste Vergessenheit zurückgesunken ist, aus seinem Dunkel hervorgezogen wurde, so hätte Schreiber allein schon durch seine Reisehandbücher und durch seine Verdienste um die Hebung und Ausmünzung reicher Sagenschätze längst eine Ehrenrettung zuteil werden müssen, ganz abgesehen davon, daß er als Herausgeber des Taschenbuchs für deutsche Frauen, „Cornelia“, und der mehrfach aufgelegten „Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes“ und seiner weit verbreiteten, in fremde Sprachen übersetzten Reisehandbücher seinen Namen bis weit über die deutschen Grenzen bekanntgemacht hat.

Heinrich Kurz rühmt in seiner Geschichte der deutschen Literatur unserm Dichter nach, daß er in Balladen und Romanzen glücklicher sei als in seinen lyrischen Gedichten, welche jedoch keineswegs ohne Wert, besonders aber wegen der trefflichen Gesinnung zu loben seien, die sich darin ausspreche¹⁾.

Sein Naturempfinden und seine Naturdichtung hat mit den Jahren an Wärme und Innigkeit gewonnen, besonders seitdem er erkannt hat, daß nicht Glanz und Ruhm, Reichtum und Genuß den Sinn des Menschenlebens ausmachen. Zu dieser Erkenntnis brachten ihn die politischen Umwälzungen der neunziger Jahre, die Vorgänge auf dem linken Rheinufer und die Schrecken der französischen Revolution, die er anfangs wie Klopstock, Forster, Görres u. a. als Vorkämpferin der Freiheit und Aufklärung begrüßte, wie oben schon kurz angedeutet. Vielleicht drückt eines seiner zahlreichen Sinngedichte, „Rato“ überschrieben, etwa seine damalige Stimmung aus:

Nein, ich überlebe dich nicht, o Freiheit! So sprach der
Letzte Römer und starb und die Freiheit mit ihm.

¹⁾ H. Kurz: Geschichte d. deutsch. Lit. Bd. 3 (Leipzig 1859), S. 37.

Hat schon die „Weihe“, das die zweite Sammlung von 1801 einleitende Gedicht, der Natur des Dichters Dank abgestattet, so findet seine Hymne „An die Natur“ in ihren reimlosen Rhythmen noch schlichtere und innigere Töne. Er fühlt sich in der Schaffenskraft eins mit ihr oder doch als eines ihrer Kinder. Daher seine Bitte:

Wende nicht von mir
Deinen Mutterblick!
Sieh', ich liebe dich . . .

Unnennbare Gefühle erwachen in ihm, verborgene Kräfte drängen und streben in seiner Brust, mit der Natur zu schaffen und zu wirken. Jetzt brechen auch verschüttete Quellen seiner Heimdichtung hervor. Zeugen dessen sind „Meine Siedelei“, „Fischerlied“, „An die Heimat“, „Gruß an die Heimat“.

Der 1784 als Professor der Aesthetik an die Universität Freiburg berufene Johann Georg Jakobi, welcher sich mehrfach in anakreontischen Liedern versucht hat, zusammen mit Gleim die „Fris“ herausgab und dem Schreiber seine „Gedichte“, Düsseldorf 1801 bei Schreiner, aus „Achtung, Dankbarkeit und Freundschaft“ widmete, sandte diese seinem Freund Konrad Pfeffel in Kolmar. Am 3. Juni 1802 schickt sie der blinde Sänger der Tabakspfeife, wie ich dem handschriftlichen Nachlaß Jakobis in der Freiburger Universitätsbibliothek entnehme, mit dem kurzen, für unsern Dichter gewiß anerkennenswerten Begleitschreiben zurück: „Hier folgen auch Schreibers Gedichte, darin ich viel Schönes gefunden habe.“

Dieser Satz ist um so schwerwiegender, als Pfeffel, der Fabeldichter, sicherlich als Kritiker ein Urteil, namentlich über die 42 der Sammlung beigefügten Fabeln, haben mußte, wovon eine Anzahl bereits 1794 als Anhang zu dem Roman „Wollmar“ erschienen, dort aber wohl unbeachtet geblieben sind. Schon 1788 hatte sich Schreiber gegen einen böswilligen Kritiker seiner in die „Dramaturgischen Blätter“ eingestreuten Gedichte zu wehren, die jener für durchaus mittelmäßig hielt. Unser Dichter maßt sich selbst kein Urteil über sie an; aber er kann sich auf das Lob von Männern wie Schloffer, Jakobi, Schubart, von Vibra und von Drais berufen, vor denen jener anonyme Kritikus sich tief in den Staub werde verkriechen müssen.

Hier sei ein gewichtiges, von Vorurteilen nicht getrübtcs Wort des großen Formkünstlers und Dichters August von Platen vom Jahre 1816 über die Schreibersche Dichtung und Lyrik vorweggenommen, in deren Beurteilung er sich mit H. Kurz berührt. Nachdem er einige Gedichte aus der „Cornelia“, die ihm besonders gefielen, erwähnt hat, bemerkt er: „Uebrigens ist alles, was dieser beliebte Dichter schreibt, edel und zart.“

Damit leiten wir bereits über zu zwei späteren lyrischen Sammlungen, den „Gedichten und Erzählungen“, Heidelberg 1812 bei Engelmann, und zum ersten Band seiner „Poetischen Werke“, Tübingen 1817 bei G. Laupp, der letzten und wohl auch bekanntesten Zusammenfassung seines dichterischen Schaffens.

Als ein Ausfluß vaterländischen Empfindens und als Abzweigung echter Heimatdichtung darf die patriotische, weniger die politische Dichtung angesprochen werden. Mit warmherziger Begeisterung hat er 1797 in zwei Oden den Frieden herbeigesehnt („An den Kongreß zu Rastatt“ und „Als man den Frieden für gewiß hielt“). In den Tagen von Deutschlands tiefster Schmach und Erniedrigung, da Th. Körner und Max v. Schenkendorf ihrem Volk Mahner und Herolde wurden, da konnte und wollte auch Schreiber nicht zurückstehen.

Heidelberg wurde in jenen Tagen einer der Brennpunkte, wo sich Deutschlands akademische Jugend zu opferwilliger Begeisterung und tatkräftiger Vaterlandsliebe entflamte. Die junge Heidelberger Romantik, in deren Kreis die Brüder Eichendorff ihre ersten Lieder erklingen ließen, Achim von Arnim, Brentano und Görres sich zusammenfanden, hat darum nicht geringe Verdienste¹⁾. Durch sie wurde die Liebe zur Geschichte, zu Heimat und Volkstum, zu Volkslied, Märchen und Volks Sage geweckt und gestärkt. Wie schon bemerkt, stand Schreiber mit Brentano in persönlichem Verkehr, sammelte Lieder für das „Wunderhorn“. „Der literarische Sammelpunkt des in Heidelberg vereinigten Schriftsteller- und Dichterkreises“, die von Schreiber von 1806 bis Ende Januar 1808 herausgegebene „Badische Wochenschrift“, zu der Brentano gelegentlich beisteuerte, brachte nicht nur Aufsätze belehrenden und unterhaltenden Inhalts, sondern auch Lieder und Sagen aus dem Volksmund, z. B. über den Mummelsee, die hl. Rotburga. Damals ist wohl erstmals in Schreiber der Gedanke aufgestiegen, eine Sammlung der noch lebenden Volks Sagen zu veranstalten.

Die bald ausbrechenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den Anhängern von Voß und den Romantikern wirkten nicht günstig auf sein Dichten und Denken, trieben ihn in einen unseligen Streit hinein und die romantischen Gegner schließlich zur Mäusenstadt hinaus. Zum Nachteil und Unheil für beide.

Man hat es Schreiber zum Vorwurf gemacht, daß er nicht von vornherein entschieden Partei ergriffen und später in seinem „Heidelberger Taschenbuch“ Anhänger der romantischen Richtung hat zu Wort kommen

¹⁾ Vgl. außer G. Levin und F. Schneider (N. Heidelb. Jahrb. XVIII) auch Ph. Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. 2. Aufl. Leipzig 1925.

lassen. Mit Unrecht, wie ich glaube. Die Triebfeder des Streites war der alte Boß, nicht der ihm befreundete jüngere Heinrich. Soviel Klugheit und Einsicht dürfen wir ihm zutrauen, daß er die Fortsetzung des literarischen Kampfes für verderblich und zwecklos hielt. Daß der Mann auch seine Schwächen hatte, wird der am wenigsten leugnen, der in die im Karlsruher Generallandesarchiv verwahrten unleidlichen Besoldungsakten aus den Heidelberger Universitätsjahren einen Einblick gehabt hat. Die vielumstrittene „*Comoedia divina*“, die Schreiber auf Guttens Pfaden zeigt, ist gewiß keiner seiner Ruhmestitel¹⁾.

Schreibers Unterscheidung zwischen historischer und lyrischer Poesie in der Vorrede zu seiner Sammlung „*Gedichte und Erzählungen*“ (1812) erscheint weder sehr klar noch von tiefer Einsicht. Er meint: „Wie der Mensch in zwei Welten lebt, in einer äußeren und inneren, so gibt es auch eine zweifache Poesie, eine historische und eine lyrische. Jene wird selten gelingen in einer Zeit, in welcher der Dichter sich aus seinen Umgebungen in die Welt des Gemütes flüchten muß. Aber auch die Lyrik erscheint unter uns nur rein im Jugendalter, wo das Leben noch seine Gestalt von der Phantasie annimmt; später wird sich in ihr immer mehr der Kampf des Idealen mit dem Realen offenbaren, und Sentimentalität und Reflexion werden zugleich ihren Charakter und die reifere Lebensperiode des Dichters bezeichnen.“

Einige Gedichte der Sammlung haben zuerst im Heidelberger Taschenbuch der Jahre 1809 bis 1812 und in der „*Badischen Wochenschrift*“, die meisten schon in den „*Gedichten*“ von 1801 gestanden. Die Beschäftigung mit den Sagen des Rheins und der Heimat ließ Schreiber bald erkennen, daß in diesem vernachlässigten Schacht noch viel ungemünztes Gold zu schürfen und für die literarischen Bedürfnisse der Zeit auszuwerten ist. Die Sagen, die er der ersten Ausgabe seines „*Handbuchs für Reisende am Rhein*“ beifügte, hat er in der richtigen Empfindung, daß die starre Form der Verse und des Reims nur ganz ausnahmsweise der Ueberlieferung von Sagenstoffen förderlich sein kann, in Prosa abgefaßt. In dieser Hinsicht stimmt er mit einem der neuesten Erzähler und Herausgeber der Rheinsagen überein, mit Wilhelm Schäfer, nach dessen Meinung es gar nicht zweifelhaft sein darf, daß diese Volksdichtungen nicht im Reim gebracht zu werden brauchen, weil sie ohnedies die Grundform der epischen Prosa darstellen, aus der sich alle andern Formen bis zur Novelle und zum Roman erst entwickeln.

¹⁾ Vgl. hierzu Franz Schneider a. a. O. S. 57—61. F. Blei besorgte einen Neudruck der *Comoedia divina* in: *Deutsche Literaturpassquille*, 2. Stück 1907.

Kein Gebirgssee des Schwarzwaldes hat einen so reichen Kranz von Sagen aufzuweisen, wie der Mummelsee; wenige haben unsere Dichter seit Grimmelshausen so viel beschäftigt, wie dieses geheimnisvolle Gebirgswasser. Schreiber war einer der ersten, die sich dessen Sagenstoff zu eigen machten, sogar in mundartlicher Prosa, in dem alemannischen Märlein „Das Mümmelchen“. In seiner gereimten hochdeutschen Fassung hat die Mummelseesage freilich nicht die Verbreitung gefunden, wie sie den zart sinnigen Dichtungen August Schnetzlers oder Eduard Mörikes zuteil wurde: Ein Hirtenknabe sieht die Wasserrose auf dem dunklen See. Mit seinem Stab sucht er sie zu erreichen, aber eine weiße Hand zieht sie hinab. Die Wasserfee verspricht ihm die Rose, wenn er sich ihr ergibt. Da faßt den Knaben ein Grauen, er eilt hinweg, irrt umher, und niemand weiß, wo er geblieben ist.

Vielleicht ist kein Begriff in der Literatur schwerer zu fassen als der der Romantik. So viele Deutungen und Begriffsbestimmungen schon versucht worden sind, so verschieden ist auch die Auffassung und zum Teil deren Wertung¹⁾. Auf eine einfache Formel läßt sich der Begriff schwerlich bringen. Daß auch bei Schreiber romantische Töne anklingen, ist nicht zu bezweifeln. Novalis hat einmal gesagt: „Im Märchen glaube ich am besten meine Gemütsstimmung ausdrücken zu können. Alles ist ein Märchen.“ So weit geht unser Dichter freilich nicht. Immerhin ist es bezeichnend, daß das sicherlich romantisch empfundene Gedicht „Das Schöne“ die Gedichte vom Jahre 1812 einleitet, daß das Motiv der blauen Blume mitschwingt und daß die Sehnsucht, die in Dichtung und Gefühlsleben der Romantiker eine große Rolle spielt, Gegenstand seiner Lyrik geworden ist.

Ist es nicht wie eine nachträgliche Huldigung an die Romantik, wenn er in dem Gedicht „Die Erscheinung“ den Todestag der unglücklichen Karoline von Günderröde, bekannt unter dem Dichternamen Dian, feiert, die zu dem den Romantikern nahestehenden Friedrich Kreuzer innige Beziehungen hatte? Ich kann nicht mit L. Jacobowski finden, daß in dieser Dichtung das romantische Gefühl Karikatur geworden ist oder daß man hier „die letzten Ausbrüche einer romantischen Poesie zu sehen hat, die keine Poesie mehr ist.“

Mit ebensoviel, vielleicht sogar mit mehr Recht als zu den Pseudoromantikern kann man Schreiber zu den deutschen Freiheitsdichtern rechnen. Mit einem ihrer edelsten, allzufrüh verstorbenen, mit Max v. Schenkens-

¹⁾ Hier ist besonders auf F. Strich, Deutsche Klassik und Romantik, 2. Aufl., München 1924, hinzuweisen; ferner auf J. Napierski's bedeutenden Vortrag: Görres und Heidelberg. Jetzt gedruckt in Jahrg. 1924/25 der Preuß. Jahrbücher.

dorf (gest. 1817), war unser Dichter befreundet, und aus dessen Nachlaß gab er in der „Cornelia“ wertvolle Nachträge seiner vaterländisch gestimmten Muse heraus. Ihm hat er ein Gedicht „Liebe um Liebe“ gewidmet.

Freilich, zugleich als ein Sänger und als Held wie Theodor Körner konnte er seine Lieder nicht in die deutschen Gaue senden. Aber die deutsche Jugend und nicht zuletzt die deutschen Frauen, denen er in der edlen Königin Luise ein Vorbild hinstellte, hat er zu opferfrohem Mute, zu tatenfreudiger Begeisterung gegen welsche Eroberungssucht und malofe Ueberhebung zu entflammen gewut. Den Kämpfern von 1813, die auf dem Wege nach Frankreich sind, legt er das Wort in den Mund:

Gerecht ist uns're Sache,
Gerecht ist unser Streit,
Wir haben uns der Rache
Am Blutaltar geweiht.

Für den korsischen Eroberer ist ihm kein Wort stark genug, um seinem innern Grimm, seiner gerechten Entrüstung Luft zu machen:

Er trat mit frechem Hohne
Die Völker in den Staub
Und schmückte seine Krone
Mit aller Länder Raub.

Wenn Schreibers Freiheitsgesange nicht die durchschlagende Wirkung der Kriegs- und Siegeslieder eines Arndt, Körner, Schenkendorf haben, so liegt das wohl an dem rhetorischen Element, dem mehr gedanklich denn gefulsmaigen Empfinden, an der weniger lebendigen Fülle und Kraft seiner vaterländischen Leier. Gleichwohl dürfen wir mit ehrlichem, freudigem Stolze darauf hinweisen, da, trotz der verwandtschaftlichen Bande des Zähringer Fürstenhauses zu Napoleon, in dem wenige Jahre zuvor entstandenen Groherzogtum Baden ein badischer Dichter es wagte, aus der kleinmutigen, weltbürgerlichen Zurückhaltung herauszutreten, um seinem patriotischen Gefuhl, seinem heimatliebenden Empfinden Ausdruck zu verleihen. Gab es doch selbst in Weimar nach einem Brief Amalie von Helwigs, Schreibers poetisch veranlagter späterer Schülerin, um jene Zeit „Schattenbilder von Männern, servile Franzosendiener, sogenannte gute Patrioten!“ Von den 28 vaterländischen Gedichten, die das zweite Buch seiner Sammlung von 1817 ausmachen, haben einige, so das „Deutsche Bundeslied“ und das „Altdeutsche Grablied“, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ihre Lebenskraft sich bewahrt.

Eine persönliche Erinnerung darf hier als Beweis gelten: Unlalich einer Trauerfeier beim Heimgang des groen Staatsmannes und ersten

Kanzlers des nun zu Boden geworfenen, ehemals so glanzvollen Deutschen Reiches, bei Bismarcks Tod, hat der Liedtext des „Altdeutschen Grabliedes“:

Ehrenvoll ist er gefallen.
Legt ihm seinen Schild ins Grab!

mich tief ergriffen, ohne daß ich vom Urheber noch die geringste Ahnung hatte. Seitdem klingt dieses feierlich ernste Lied mir, wie wohl manchem, der jene hehre Weihestunde miterlebt, in der Seele nach. —

Nicht mit Unrecht könnte man Mloys Schreiber den badischen Arndt nennen. Sind es nicht verwandte Klänge, wenn er den Vater Rhein, die Kaisergräber, die deutschen Eichen besingt, Hermann den Cherusker in einem Einakter feiert, die wackeren Freiheitskämpfer ein „Lied beim Rhein-Uebergang“ anstimmen läßt? Aehnlich wie Arndt fordert er:

Der Strom und nicht die Grenze
Von Deutschland sei der Rhein.

So ganz neu und ungewohnt sind bei ihm damals die patriotischen Töne und Empfindungen nicht gewesen. Schon etwa zwanzig Jahre zuvor war er ein warmer Verehrer desjenigen deutschen Dichters, der neben Gleim und Ewald von Kleist das Hohelied der Vaterlandsliebe angestimmt und altdeutsches Wesen verherrlicht hat, Klopstocks, den er 1791 in Hamburg besuchte. Genährt und gestärkt wurde diese Gesinnung, wie deutlich aus den Widmungsworten seiner „Eichenblätter“, Heidelberg 1814 bei Engelmann, hervorgeht, durch den freundschaftlichen Verkehr mit J. H. Voß und dessen trefflicher Gattin Ernestine. „Oft rufe ich mir“, das sind Schreibers eigene Worte, „die schönen Abende zurück, wo wir über die Bedrängnisse des Vaterlandes mit blutendem Herzen sprachen, aber auch mit männlicher Hoffnung. Was in diesen Tagen geschehen, hat diese Hoffnung weit übertroffen, und die Art, wie es geschehen, bürgt für die Sicherheit und Dauer des rühmlich Wiedererworbenen . . . Die Geschichte der Vorwelt hat nichts aufzuweisen, was dieser Erhebung unseres Volkes gleichkäme, und wir mögen nun ruhig der scheidenden Sonne ins Auge schauen, denn unsern Kindern bleibt unverkümmert das alte Erbgut ihrer Väter, der deutsche Name und die deutsche Ehre und jene stille häusliche Tugend, wovon euer Leben ein schönes Beispiel ist.“

Die Trümmer des alten Schlosses zu Baden-Baden und der Burg Alt-Eberstein rufen in ihm die Erinnerung an die Zeiten wach, wo welsche Kriegslust Mord und Brand und Zerstörung in die ehemals so stolzen Mauern der Zähringer Burg getragen hat. Um Mitternacht erwachen ihre einstigen Bewohner, die ritterlichen Helden aus ihrer Gruft und

ziehen gewappnet, eine Mahnung für feige, unterwürfige Sklavenseelen, in hellen Scharen — „wie Flammen wehen ihre Fahnen“ — aus an den deutschen Rhein. Warnend erhebt der vaterländische Sänger seine Stimme:

Dort unser Rhein — einst deutsch und frei,
Wird bald nur welsche Triller hören,
Den deutschen Sinn will Tyrannei
Mit arger List und Kunst betören.

Zahlreiche Reisen in den Rhein-, Main- und Moselgegenden ließen ihn die Schönheiten dieser teilweise erst von der Romantik entdeckten Landschaften erkennen. Einige seiner Reisebeschreibungen, von denen die eine oder andere noch heute kultur- oder kunstgeschichtlichen Wert hat, seien hier genannt: Bemerkungen auf einer Reise von Straßburg bis an die Ostsee. Offenbach 1793/94. Streifereien durch einige Gegenden Deutschlands (fälschlich Ferd. Ochsenheimer zugeschrieben). Leipzig 1795. Ansichten des Rheins. Mit 62 Kupfern von Schütz u. a. 3 Hefte. Frankfurt a. M. 1805/06. Baden in der Markgrafschaft. Karlsruhe 1805. Heidelberg und seine Umgebungen. Mit 3 Kupfern. Heidelberg 1811. Sein weitverbreitetes, auch in fremde Sprachen übersetztes „Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland“ konnte bald nach seinem Tod in fünfter Auflage erscheinen¹⁾. Zu C. Frommels, jetzt recht selten gewordenem Kupferstichwerk „Baden und seine Umgebungen in malerischen Ansichten“ lieferte Schreiber in flüssiger Sprache den begleitenden Text.

J. G. Forsters Wanderbuch mag in den Mainzer Jahren auf Schreiber anregend gewirkt haben. Trotzdem bekennt er schon 1791: „Ich habe wohl manche schöne Stelle auf Gottes Erde gesehen, wo ich meine Hütte hätte aufschlagen mögen — in den lieblichen Auen am Plöner See, auf des Rheingaus romantischen Bergen und auf den friedlichen Höhen des Schwarzwalds: aber am Ende behielt doch immer die Sehnsucht nach meiner Heimat die Oberhand, und nichts gleicht der Gegend, wo man zum ersten Male unter seinesgleichen fühlte: Das bin ich!“

* * *

Keine Dichtung ist mehr auf die Grenzen der Heimat beschränkt, keine schöpft mehr aus den Quellen heimatlichen Volkstums, keine bleibt aber auch in Wirkung und Verbreitung so auf sprachlich bestimmte Gebiete beschränkt als die Mundartdichtung. Wenn einige ihrer Träger wie Hebel, Madler, Grüber oder von den Plattdeutschen Klaus Groth und Frik Reuter

¹⁾ Eine Geschichte der deutschen Reisebeschreibung fehlt uns leider noch immer.

über ihre Heimatgrenzen hinausgewachsen und z. T., fast möchte man sagen, Menschheitsdichter geworden sind, so sind das gewiß Ausnahmen.

Die alemannische Mundartdichtung der letzten 100 Jahre hält sich bescheiden innerhalb ihrer Grenzen. Ihr ist Hebels glänzendes Gestirn, von Jakobi, Jean Paul und Goethe freudig begrüßt ¹⁾, bis in die jüngste Dichtung eines Ganther, Körber, Burte oder Sättele stets Vorbild und Leitstern gewesen und geblieben. Die Natürlichkeit und Bildhaftigkeit der Hebelschen Muse, ihre Lebensfrische und Bodenständigkeit, verbunden mit einem anheimelnden, sonnigen Humor und einer kindlich klaren Gemütsiefe zu erreichen, blieb wie vielen ihrer Nachahmer so auch Aloys Schreiber ver sagt. Wenn die Mundart, nach einem herrlichen Wort Goethes, wirklich „das Element ist, worin die Seele ihren Atem schöpft“, so ist es auffallend, daß doch wohl erst die Freundschaft mit Hebel unsern Dichter veranlaßt hat, sich in der Mundart seiner niederalemannischen Heimat zu versuchen, die in August Ganther einen der volkstümlichsten Dialektdichter Badens im letzten Menschenalter hervorgebracht hat. Wem die heimische, mundartliche Sprechweise nicht von Jugend an vertraut und geläufig ist, der wird sich — das sehen wir an dem Beispiel des sonst achtbaren Dichters Hoffmann von Fallersleben — nur schwer und mit einem Gefühl unsicheren Tastens in eine solche Volkssprache einleben. Hoffmanns „Alemannische Lieder“ sind trotz ihres poetischen Gehalts „alemannisch weder gefühlt noch gedacht, noch in der Mundart richtig gegeben; . . . sie sind mehr ein Produkt der Reflexion als der Herzenserguß eines Mannes, dessen Gemütsleben im Volke wurzelt“, wie J. B. Trenkle, der übrigens unserem A. Schreiber eine freundliche Würdigung zuteil werden läßt, in seinem Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung „Die Alemannische Dichtung seit Joh. Peter Hebel“ (auf Seite 26) richtig bemerkt hat.

Die enge Fühlung mit der heimatlichen Scholle, mit den Burgruinen, den Wallnußbäumen und Matten der glücklichen Kinderjahre hat Schreiber immer bewahrt. Nie hat er sich den Wurzelboden echter Heimatliebe entziehen lassen, und so konnte er leicht und mit sicherem Griff sich der Sprache, der Mundart seiner Jugend bedienen und in ernsten und heiteren Tönen dem Sinnen, Wünschen und Empfinden seiner Volksgenossen Ausdruck verleihen.

Daß sich im Gebirg und in Gebirgstälern althergebrachte Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, abgesehen von den Volkstrachten, auf die Schreiber lange vor Heinrich Hansjakob und Hugo Glard Meyer geachtet und die er in „Deutschlands Nationaltrachten“, Heft 1 (leider blieb es nur

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: J. P. Hebels Alemannische Gedichte und ihre ersten Kritiker in: „Pyramide“ (Weil. z. Karlsruher Tagblatt) Jg. 1918, Nr. 47.

bei diesem einen) beschrieben hat, auch die Volksmundarten sich länger und reiner erhalten als in der Ebene, ist eine oft bemerkte Tatsache.

Hören wir, was Schreiber über Schauplatz, Entstehung und Mundart seiner Gedichte selbst sagt:

„Ich bin in einem dieser Täler des Markwaldes geboren, wo Traubenhügel und Kastanienhalben, fröhliche Tristen und düstere Hochwälder mit zerstörten oder gealterten Ritterburgen der Kindheit eine poetische Gestalt geben, und mir jetzt noch, in später Erinnerung, schmerzliches Heimweh erwecken. Die ersten Klänge der Kindheit bleiben durch das ganze Leben, und zumal an der Reife desselben tönen sie weit vernehmlicher wieder. Mit den neu aufgefrischten Bildern des ersten Alters kehrt so manches zurück, was das Herz wunderbar anregt, und so entstanden die gegenwärtigen Lieder und Sagen. Ich habe mich aber dabei nicht, wie Hebel, der Sprechweise des oberen, sondern des untern Schwarzwaldes bedient, denn nur diese ist meinem Ohr und Herzen geläufig, und nachahmen läßt sich ein Volksdialekt so wenig als das Sonnenlicht in Farbe oder der Baum in Stein. Lebendig muß er aus der vollen Brust klingen, und seine zarten, sinnigen Abstufungen und Verschmelzungen sind der Kunst überall unerreicht. Daß in dieser Sprechart eine Kindlichkeit und Unschuld sei, eine Einfalt und Ruhe, wodurch sie schon an sich poetisch erscheinen muß, wird auch den weniger Kundigen in die Augen leuchten. Dem Alemannen gilt als höchstes Sprachgesetz der Wohlklang, daher bei ihm die reiche Abwechslung in einzelnen Formen, aber auch die große Schwierigkeit, diese Mundart schnell zu begreifen.

Nicht unmerklich ist außerdem, daß die alemannische Sprechart ungleich leichter im Verse zu handhaben ist als in Prosa, und daß sie sich weit mehr zum Lyrischen als Plastischen neigt. Im Alemannen zeigt sich eine eigentümliche Mischung von Ernst und Laune, eine innere Erregbarkeit, die ebenso schnell von der Lust als von der Trauer ergriffen wird, eine religiöse Tiefe, welcher oft der heiterste Scherz sich unmittelbar anschließt.“

Schreiber, etwas redseliger als Hebel mit seinen knappen, schlichten Einführungsworten zu den „Alemannischen Gedichten“, hebt sodann in der eben herangezogenen Vorrede seiner Sammlung hervor, daß seine mundartlichen Gedichte keineswegs aus einer Anwendung von Spiellust hervorgegangen seien. Im Grunde sei die lyrische und romantische Poesie doch nichts anderes als eine Gestaltung innerer Lebensmomente, und selbst das Unbekannte knüpfe sich darin an dunkle Erinnerungen an.

Man wird erstaunt sein zu sehen, welcher Wandel in den Anschauungen über romantische Poesie nach dem zuletzt angeführten Satz in dem einstigen Bekämpfer der „mystischen Romantik“ und Urheber der „Comoedia divina“, jener scharfen literarischen Streitschrift des Jahres 1808, vor sich gegangen ist. Sollte dazu die Bekanntschaft und der Verkehr mit Ludwig Tieck, der auf einer Reise nach Baden-Baden sich einige Tage in Karlsruhe aufhielt, beigetragen haben? Wie mit Schreiber war Tieck auch mit Hebel bekannt und war so voll der Lobeserhebungen über Hebels „herrliche Gaben“, daß er ihn zu weiteren mundartlichen Dichtungen ermunterte.

Auf den ersten Blick könnte es befremdlich erscheinen, Hebel und Schreiber, zwei verschieden geartete Naturen, sich als Freunde, als Weggenossen zu denken. Wir haben aber ein sicheres, unzweifelhaftes Zeugnis dafür, und zwar in Karoline Bauer, Schreibers talentvoller Karlsruher Schülerin, die in ihren Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben“¹⁾ schreibt: „Das größte Fest für mich und das ganze Schreibersche Haus war, wenn ‚der Herr Prälat‘ [zu Schreibers] zu Gast kam — der liebe alemannische Hebel. Der damals schon berühmte Verfasser der ‚Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten‘ und des ‚Rheinländischen Hausfreundes‘ und mein Lehrer [Schreiber] waren langjährige herzige Freunde.“ Mit warmer Liebe und dankbarer Verehrung spricht die vielgefeierte Bühnenkünstlerin von Professor Schreiber, der ihr „der gütigste Lehrer und Freund“ wurde, dessen sanftes Lächeln erquickte und dessen herzliches Lachen unwillkürlich mit fortriß, und von der wohlthuenden, sonnigen Erscheinung des alemannischen Sängers, dem Herrn Prälat mit dem „krausen Silberhaar, den braunen kindlichen Augen, dem offenen heiteren geistreichen Gesicht, der gedankenvollen hohen Stirn, dem lieben milden Lächeln . . . Wie anmutig heiter wußte dieser herrliche Mann zu erzählen und zu scherzen! Wie lauschten wir Jungen auf jedes Wort der beiden Freunde! Welch goldene Lehren prägten sich uns ein fürs Leben! Gütiges Lächeln umspielte beider Lippen und ermutigte die Jugend zu bescheidenen Fragen. Und wie harmlos und ergötzlich neckten diese liebenswürdigen Alten einander und uns Kinder.“

Georg Längin weiß in seiner Lebensgeschichte J. F. Hebels nichts von dem engen freundschaftlich geselligen Verkehr der beiden Männer, obwohl der erste Band der Erinnerungen Karoline Bauers wenige Jahre zuvor (1871) erschienen ist. Schreibers drei Freunde, Weinbrenner, Boß und Hebel, starben im gleichen Jahre 1826. Friedrich Weinbrenner, dem hervorragenden Baumeister und bedeutendsten Architekten Karlsruhes zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hat er, wie er selbst erzählt, besonders nahe gestanden²⁾.

Müssen wir es nicht bedauern, daß Schreiber, der das Amt und den Titel eines Hofhistoriographen innehatte, der seinem Freund Weinbrenner in einem liebevoll geschriebenen Lebensabriß ein schönes „Denkmal der Freundschaft“ errichtete und der dessen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“ herausgab, es unterlassen hat, in ähnlicher Weise seinem

¹⁾ Neue, gekürzte Ausgabe von Dr. R. von Hollander bei Kiepenheuer in Weimar, 1917.

²⁾ Vgl. A. Baldenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. Karlsruhe, C. F. Müllersche Hofbuch. 1919.

verehrten Freund und unerreichten Vorbilde Hebel ein biographisches Denkmal zu errichten? —

Gern möchten wir aus zeitgenössischen Berichten und Briefen der beiden Freunde weiteren Aufschluß über ihren gegenseitigen Verkehr, ihre literarisch-wissenschaftlichen Gespräche und Unterhaltungen uns wünschen. An dem Rätselwettkampf in Hebels Karlsruher Freundeskreis, von dem Längin und neuerdings W. Zentner in seiner Gesamtausgabe von Johann Peter Hebels Werken (Bd. I, S. 268 f.) berichten, hat Schreiber vermutlich teilgenommen, auch wenn sein Name neben Doll, Metzger, Peterjon, Morstadt, Herzog, Baer, Reinhard, Bolz und dem ihm nahestehenden Schrickel als Teilnehmer am Stammtisch des Drechslerischen Kaffeehauses nicht genannt wird.

Schreibers handschriftlicher Nachlaß ist leider verschollen, vielleicht auch vernichtet, wenn nicht etwa eine pietätvolle Hand oder ein glücklicher Zufall ihn vor dem Untergang bewahrt hat. In der Hinterlassenschaft der Witwe seines Sohnes Hippolyt, die vor einigen Jahren hochbetagt in Baden-Baden starb, hat sich davon nichts gefunden. So sind wir allein auf H. Bauer und auf Schreibers Mundartgedichte angewiesen, und aus beiden erhellt, daß sich ihre Ansichten über Dichtung und Leben ergänzten. Ohne Zweifel war Hebel die ursprünglichere, reinere und vollkräftig empfindende Dichterpersönlichkeit. Ein Vergleich mit dessen echter, anschaulicher, auf innerster Vertrautheit mit dem Volksempfinden ruhender Kunst muß in den meisten Fällen zum Nachteil der Späteren ausfallen.

Gleichwohl können Schreibers mundartliche Gedichte, die übrigens die einzigen Vertreter des Dialekts des Kappler- und Bühlertales sind und ihn rein wiedergeben, mit gewissen Einschränkungen vor der Kritik des Mundartforschers bestehen. Trenkle hat in seiner bereits genannten „Allemannischen Dichtung“, die einen Beitrag zur Geschichte der deutschen mundartlichen Dichtung bietet, heute freilich einer Neubearbeitung bedürfte, sechs der ansprechendsten Gedichte Schreibers herausgehoben.

Hebel schrieb bereits 1803 nach dem Erscheinen seiner Mundartdichtungen: „Ich getraue mir kein zweites Bändchen zustande zu bringen; der erste heilige Anflug des Genius ist schnell an mir vorübergegangen, und möge er nun den Professor Fellner umwehen. Meine stille Absicht war es mit, durch die neuen Töne hie und da eine Harfe zu wecken . . .“ In Schreibers Mundartdichtung hat Hebel ein Echo gefunden.

Achtzig Jahre Eisenbahnen in der Ortenau.

Ein Beitrag zur Geschichte der badischen Eisenbahnen.

Von **Albert Kunzemüller.**

I.

Der Bau der Eisenbahn.

Das Land zwischen Doss und Schutter — wenn wir die Ortenau kurz so umreißen dürfen — ist von jeher das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden unserer badischen Heimat gewesen. Die schmale Gestaltung Mittelbadens und der Anteil an der oberrheinischen Tiefebene, welcher der Ortenau zu eigen ist, haben es mit sich gebracht, daß — ob gewollt oder nicht — der ganze rechtsrheinische Verkehr im deutschen Südwesten hier vorüberflutet, in der Nord-südrichtung der Rheintalstraße und in der Ost-westrichtung dem alten Weg Paris=Wien=Balkan folgend. Das kleine Dorf **A p p e n w e i e r** hat es sich vor hundert Jahren wohl nicht träumen lassen, daß es noch einmal den Knotenpunkt dieser zwei Weltverkehrsstrecken bilden werde, der in beiden Richtungen schlechterdings nicht umgangen werden kann.

Diese für die Verkehrsgestaltung der **O r t e n a u** außerordentlich günstigen Umstände haben ihr von der Kindheit der Eisenbahnen an eine bevorzugte Stellung im mitteleuropäischen Verkehr eingeräumt, deren sie in Friedenszeiten froh war, die sie andererseits in Kriegszeiten alsbald in den Brennpunkt der Ereignisse rücken ließ. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, sagt das Sprichwort, und es sagt wahr. Das gilt auch für die Eisenbahnen der Ortenau. Von dem mancherlei Schicksal, das sie in den achtzig Jahren ihres Bestehens erfahren durften, sei auf den folgenden Blättern einiges erzählt; so gemächlich wie ihre Geschichte anhebt, so folgenschwer und dramatisch sollte sie sich in den mancherlei Stürmen gestalten, die im Lauf der letzten paar Menschenalter über das unglückliche Europa dahinfuhren.

* * *

Das Gesetz über den Bau der ersten größeren deutschen Staatsbahn, das der außerordentliche Landtag vom Jahr 1838 verabschiedete, war kein Produkt des Zufalls oder der Willkür. Das junge Großherzogtum, dessen verschiedenartige Stämme die Verfassung vom Jahr 1818 in gemeinsamem Staatsbewußtsein zusammenhalten sollte, brauchte neben diesem politischen auch ein wirtschaftliches Band, wenn es nicht — bei seiner ziemlich willkürlichen Gestaltung keine zu unterschätzende Gefahr — durch etwaige neue Stürme stark erschüttert werden, u. U. auseinanderfallen wollte. Es wird immer das Verdienst des badischen Staatsrates N e b e n i u s bleiben, diese Gefahr erkannt und die Notwendigkeit des Baues und Betriebes der kommenden Eisenbahn durch den Staat eingehend begründet zu haben. In der damaligen Zeit gehörte schon ein gewisser Mut dazu, solche weitgehenden Forderungen aufzustellen, die den jährlichen Staatsbedarf zu unerhört hohen Summen anschwellen ließen, und es ist deshalb auch kein Zufall, daß der Bau der kostspieligen Eisenbahnen allerorts der Privatinitiative und dem Privatkapital überlassen blieb. B a d e n war neben dem kleinen Braunschweig der erste deutsche Staat, der — wenn auch nicht immer und überall aus Prinzip — den gesamten Eisenbahnbau und Betrieb sich selbst, also dem Staat, vorbehielt.

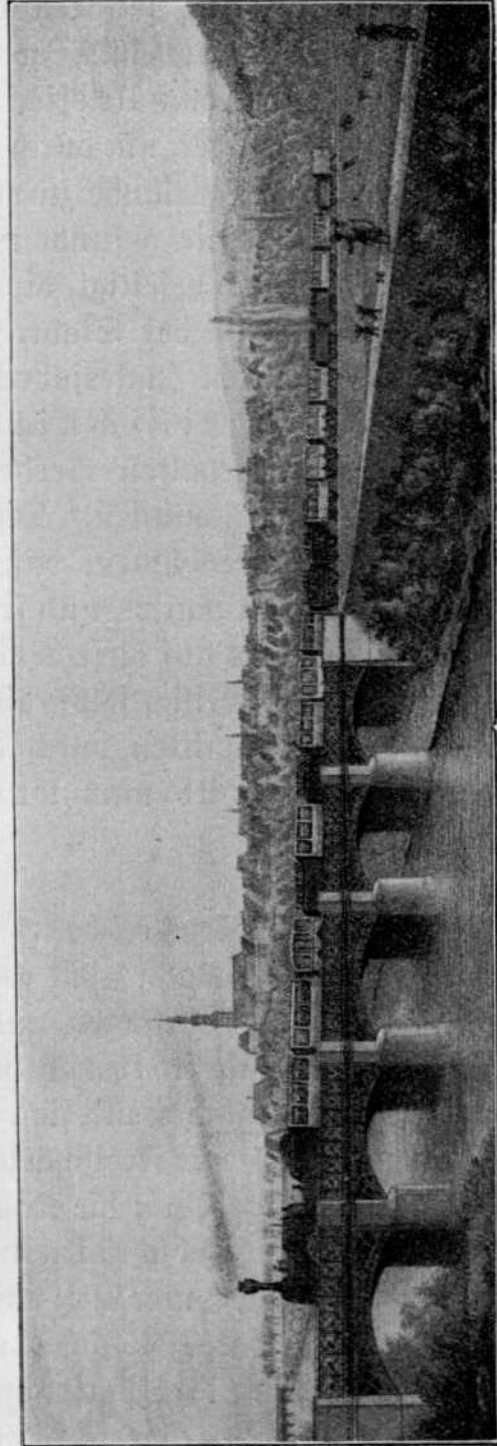
Artikel I des Gesetzes vom 29. März 1838 bestimmte, daß „von Mannheim über Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dinglingen und Freiburg bis zur Schweizergrenze bei Basel eine Bahn gebaut wird“ und daß „Rehl durch eine Seitenbahn mit der Hauptbahn verbunden wird“. Damit war der Grundstein für die künftige badische Staatsbahn gelegt, und unverzüglich ward der Bau begonnen. Drei badische Techniker reisten Anfang August 1838 nach Belgien, England und Frankreich, um den dortigen Eisenbahnbau zu studieren, und als sie Ende Oktober zurückkehrten, wurde nach ihren Angaben und Plänen die 4½ badische Wegstunden lange Strecke Mannheim-Heidelberg als erste gebaut. Nach knapp zweijähriger Bauzeit erfolgte am 12. September 1840 ihre Eröffnung mit einem noch sehr bescheidenen Lokomotiv- und Wagenpark; zwei Lokomotiven und fünfzehn Wagen genügten einstweilen, um den nur langsam anschwellenden Verkehr zu bedienen.

Aber dieser gemüthliche Betrieb mit den beiden Lokomotiven „Löwe“ und „Greif“ währte nicht allzulange. Schon kurze Zeit darauf, noch bevor die Eisenbahn gegen Karlsruhe hinzukam, wurden weitere Maschinen und Wagen in Dienst gestellt und der bisher vornehmlich „auf Personen und Reisegepäck beschränkte Transport auch auf Vieh und Equipagen ausgedehnt“. Als dann gar noch die Fortsetzung der Bahn gen Süden

dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte, war der Aufschwung unverkennbar.

Außerordentlich schnell — für jene Zeit fast unglaublich schnell — ging der Weiterbau vor sich. Am 10. April 1843 fuhr man bis Karlsruhe, am 1. Mai des folgenden Jahres bis Rastatt, am 6. des gleichen Monats bis Doss und am 1. Juni endlich bis Offenburg und Kehl. Allerdings hinkte auch hier der Güterverkehr weit hinter dem Personenverkehr nach; bis Ende August 1844 beschränkte er sich auf einzelne ausnahmsweise und auf besonderes Ansuchen eingerichtete Gütertransporte. Als dann im Sommer 1845 die Eisenbahn oberhalb Offenburgs bis nach Freiburg vollendet war, hatte die badische Eisenbahn bereits über 50 Lokomotiven und über 600 Wagen in Betrieb. Die Bahn „sollte — wie es in der zweiten Geschäftsnachweisung der großh. bad. Verwaltung des Eisenbahnbaues vom Jahr 1841 heißt — zwei Schienenwege erhalten, wovon jedoch anfangs nur einer aufgelegt wird; die Spurweite im Lichten beträgt 1,6 Mètres oder $5\frac{1}{3}$ badische Fuß oder 5 Fuß 2,993 Zoll englisch; das gleiche Maß erhält die Entfernung der beiden Schienenwege voneinander.“

Man kann sich denken, daß alsbald nach dem Bekanntwerden des Bauplanes die verschiedenartigsten Wünsche auftraten und das Für und Wider ausgiebig erörtert wurde. Manche Ortschaften wollten von dem neuen Verkehrsmittel überhaupt nichts wissen, andere wieder waren bestrebt, daraus den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Auch in der Ortenau



Erste Eisenbahnbrücke bei Offenburg.

stand die Richtung der Eisenbahnlinie nicht von vornherein fest; mancherlei Petitionen und Denkschriften ergingen von den Interessenten an Regierung und Landstände. Es ist gewiß interessant, zu erfahren, daß ursprünglich nicht Appenweier der Knotenpunkt des Nord- und Westostverkehrs werden sollte, sondern daß das erste Projekt die Eisenbahn weiter westlich vorsah. „In Beziehung auf den Bahnzug zwischen Zimmern (Nebenort von Urloffen) und Offenburg“ ward „noch nähere Untersuchung eingeleitet, um durch Annäherung des Bahnzugs an Appenweyer ein sumpfiges Gelände zu vermeiden. Infolge dieser Untersuchung ist nun eine neue Linie gefunden und genehmigt worden, wodurch der angeführte Uebelstand beseitigt, die Verlegung des Offenburger Bahnhofes auf eine andere Seite der Stadt, nämlich Appenweyer zu, in die Nähe der nun abgebrannten Zuckerfabrik möglich und damit der Vortheil erreicht wird, daß die Einschnitte hinter der Stadt bei weitem nicht so tief gehalten werden dürfen, als dieß bei der früheren Linie hätte geschehen müssen.“ Die Offenburger werden mit gemischten Gefühlen daraus entnehmen, daß ihnen ursprünglich noch weit tiefere Einschnitte zugebacht waren, und froh sein, daß das Sumpfgelände einige Kilometer talabwärts auf diese Weise ihnen zu weniger tiefen Einschnitten verholfen hat. Daß freilich selbst diese zur Verschönerung des Stadtbildes beitragen oder den mitten durch die aufblühende Stadt ziehenden Riß verkleinert hätten, wird man kaum behaupten können.

* * *

Die Stürme des „tollen“ Jahres 1849 gingen auch an der neuen badischen Eisenbahn nicht spurlos vorüber. Während sie 1848 noch mit unwesentlichen Störungen und geringen finanziellen Nöten davonkam, brachte das Jahr 1849 eine stark verminderte Frequenz und damit auch geringere Einnahmen mit sich. Wohl wurden das ganze Jahr über unzählige „Extrazüge“ mit Freischärlern, Kriegsmaterial und Truppen der verschiedensten Art geführt; die Kosten hierfür wurden aber entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maß zurückerstattet. Wie sehr der allgemeine Verkehr hierunter litt, möge u. a. daraus ersehen werden, daß den ganzen Sommer 1849 über nur vier und in den beiden Wintern zuvor und danach nur drei Personenzüge in jeder Richtung über Offenburg liefen. Einzelne Teilstrecken wurden durch die Freischärler zerstört, hauptsächlich in der Freiburger Gegend.

Raum hatte der Eisenbahnverkehr die Unruhen der deutschen Revolution einigermaßen überstanden, als ihm die Elemente neue Schwierigkeiten in den Weg legten. Während des furchtbaren Hochwassers

vom Jahre 1851 wurde die Kinzigbrücke bei Offenburg zerstört und die Hauptbahn damit jählings unterbrochen. Die Reisenden und ihr Gepäck wurden für die Dauer der Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs mittelst Omnibus zwischen Offenburg und dem oberhalb der Kinzig gelegenen Bahnwartshaus befördert, während der Güterverkehr sich zwischen Offenburg und Dinglingen der Landstraße bedienen mußte. Nach Vollendung des Baues der neuen Gitterbrücke über die Kinzig konnte endlich der stark auflebende Durchgangsverkehr wieder ununterbrochen vor sich gehen.

* * *

Noch ein anderer, freilich viel gewaltigerer Brückenbau im Gebiet der Ortenau ward in den fünfziger Jahren in Angriff genommen: der Bau der Rheinbrücke bei Kehl. Nachdem schon am 20. Juli 1853 „ein direkter Personen-, Gepäck- und Equipagentransport eingeführt“ worden war, hatte sich noch mehr als bisher die Notwendigkeit einer festen Verbindung der beiden Rheinufer und angrenzenden Eisenbahnlinien herausgestellt, und als gar die französische Ostbahngesellschaft ihren durchgehenden Verkehr Paris-Strasbourg eröffnet hatte, nahm der Anschlußverkehr mit der auf dem gegenüberliegenden Flußufer beginnenden badischen Bahn von Tag zu Tag zu. Die sehr weite Wegstrecke zwischen den Bahnhöfen zu Strasbourg und Kehl über die Schiffbrücke und das doppelte Ladegeschäft der Güter blieben jedoch ein wesentliches Hemmnis, das der gesunden Weiterentwicklung des Durchgangsverkehrs sehr im Weg stand. So nimmt es gewiß nicht wunder, wenn bereits um 1850 Bestrebungen nach einer besseren, womöglich unmittelbaren Verbindung beider Eisenbahnlinien laut wurden, und dies um so weniger, als die Möglichkeit einer Verkehrsumlenkung infolge solcher Unannehmlichkeiten bei Kehl auf die Dauer nicht von der Hand gewiesen werden konnte. Die eben erwähnte Einführung direkter Tarife mit der französischen Ostbahn bildete daher nur einen Anfang der weiteren Ausgestaltung der beiderseitigen Verkehrsbeziehungen.

Um einer etwaigen, sehr bedenklichen Ablenkung des Westostverkehrs von Strasbourg-Kehl, wie sie beispielsweise durch die Rheindampfschiffahrt und die Pfälzische Ludwigsbahn mit ihren Rheinübergängen bei Mannheim und Mainz ausgeübt wurde und nach Vollendung der Linie Paris-Dijon-Mühlhausen-Basel weiter zu erwarten war, wirksam entgegenzutreten zu können, beschloß der Badische Landtag im Jahr 1854, „die Bahn Appenweier-Kehl bis an den Rhein fortzusetzen und die Zollabfertigung in den daselbst zu errichtenden Bahnhof zu verlegen“. Man hoffte nicht mit Unrecht, „daß man auf französischer Seite

dem gegebenen Beispiel folgen würde“, und täuschte sich darin nicht. Am 2. Juli 1857 wurde ein b a d i s c h - f r a n z ö s i s c h e s A b k o m m e n geschlossen, welches in seinem Artikel II folgendes bestimmte:

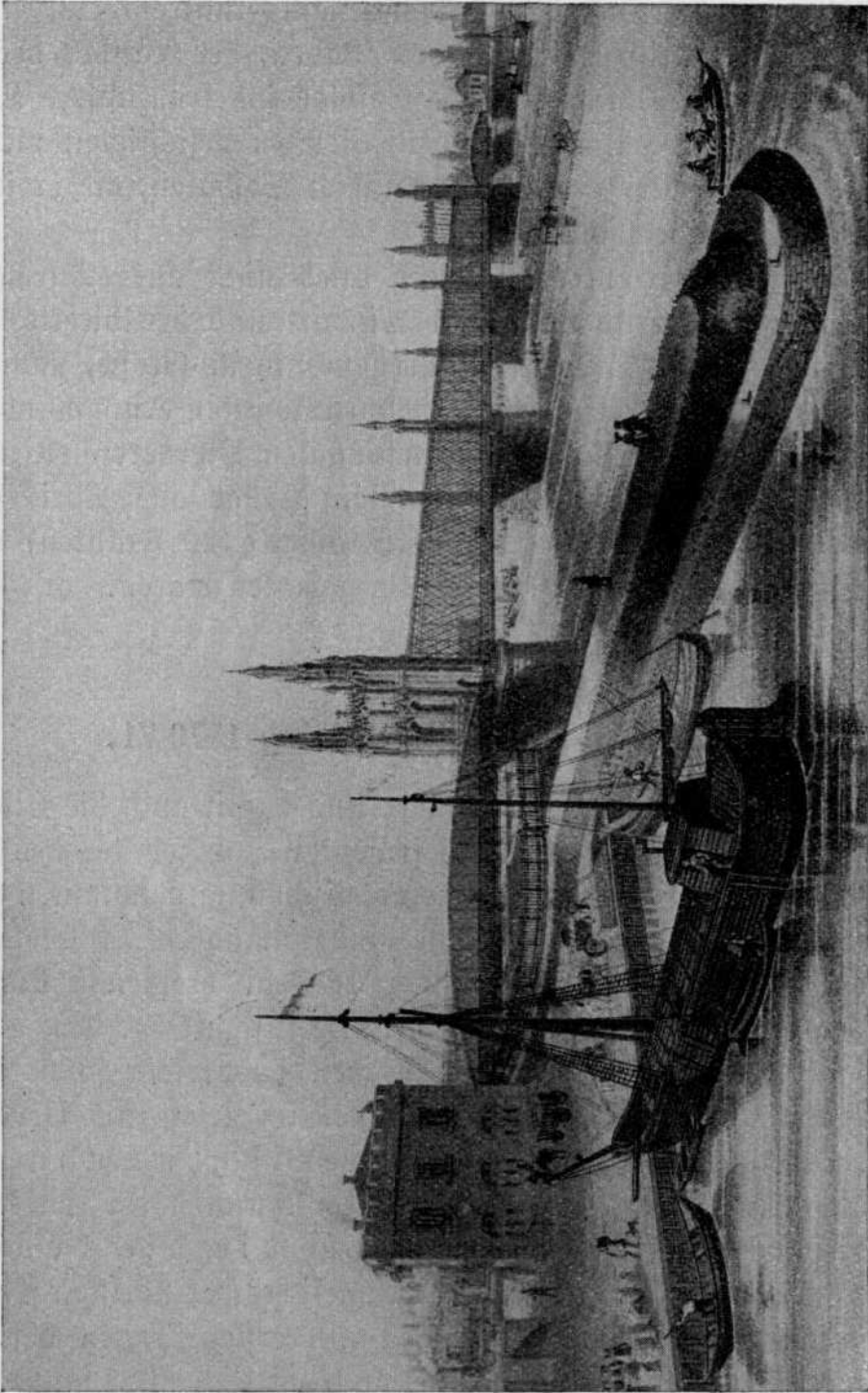
„Die beiden hohen vertragschließenden Teile, welche die Herstellung einer festen Brücke zwischen Straßburg und Kehl schon vom gegenwärtigen Augenblick an als eine durchaus unumgängliche Maßregel betrachten, um dem beiderseitigen internationalen Eisenbahnverkehr alle diejenige Entwicklung zu geben, deren er fähig ist, kommen überein, unverzüglich zum Bau dieser Brücke zu schreiten“. Der Bau sollte auf gemeinschaftliche Kosten geschehen und binnen drei Jahren vollendet werden.

Nähere „Vollzugsbestimmungen“ enthielt eine weitere „convention“ vom 16. November 1857. Danach sollte die Brücke zweigleisig angelegt und zu beiden Seiten mit Fußwegen versehen werden; die Brücke selbst war als eiserne Gitterbrücke gedacht, mit einem festen mittleren Teil und zwei beweglichen Ufertteilen, den beiden sog. Drehbrücken, die für den Mobilmachungs- und Kriegsfall von größter Wichtigkeit werden sollten. Der hälftigen Kostenteilung entsprechend blieb jede Partei — der badische Staat und die französische Ostbahngesellschaft — Eigentümerin der ihrem Ufer zu gelegenen Brückenhälfte. Endlich gestattete eine Geheimabmachung beiden Teilen, „auf ihrem Gebiet diejenigen Anordnungen zu treffen, welche sie zur größeren Sicherheit ihrer Grenze notwendig erachten würden“.

Der Bau ward alsbald in Angriff genommen. Die Gründung der Pfeiler und Widerlager lag in den Händen der genannten französischen Gesellschaft, während die badische Eisenbahnbauverwaltung den eisernen Oberbau auszuführen hatte. Die Firma Bendiser in Pforzheim lieferte das Eisenwerk. Nach einer Bauzeit von nur rund drei Jahren konnte die Brücke dem Verkehr übergeben werden; der gesamte Kostenaufwand betrug 6 200 000 M., der badische Anteil mithin 3 100 000 M. gegenüber einem Voranschlag von nur 1 886 000 M. Die Ueberschreitung war also recht beträchtlich.

Am 6. April 1861 wurde die Brücke feierlich eingeweiht, am 16. Mai des gleichen Jahres dem öffentlichen Verkehr übergeben. Der Schienenweg zwischen Wien und Paris war damit nicht mehr unterbrochen, Personen- wie Güterverkehr konnten ohne Behinderung am Rheinstrom vor sich gehen. Bei der Einweihungsfeier war die Brücke mit den deutschen, badischen und französischen Flaggen geschmückt, und es scheint, daß die auf besonderen Befehl des damaligen Großherzogs Friedrichs I. gehißte schwarzrotgoldene deutsche Flagge den französischen Behörden wenig angenehm auffiel; sie mochten wohl glauben, daß ein so

lockeres staatsrechtliches Gebilde, wie es der selige Deutsche Bund war, keine Berechtigung hätte, eine eigene Flagge zu führen. Aber die schwarz-



Brücke bei Kehl von essässer Seite aus. Um 1865.

rotgoldene Flagge blieb — und das darf uns heute besonders interessieren, nachdem die Republik das alte Banner wieder aufgezo- gen hat — die ganzen Tage über droben und flatterte lustig vom östlichen Brückenturm auf Land und Strom herab.

Die Feier selbst gestaltete sich zu einem förmlichen französisch-badischen Verbrüderungsfest: Im Kurhaus zu Baden-Baden, der damaligen französischen Sommerresidenz, floß der Wein in Strömen. Napoleon III. aber lud den großherzoglichen Hof zu einer Fahrt nach Frankreich ein. Als dessen Vertreter reiste der Prinz Wilhelm von Baden, der Bruder des Großherzogs, im August 1861 mit großem Gefolge ins französische Lager zu Chalons, um die Kanonen und Mitrailleusen zu besichtigen, mit denen gerade neun Jahre später auf seine badischen Soldaten, die er ins Feld führte, geschossen werden sollte.

Der erwartete Verkehrsaufschwung blieb nicht aus. Durchgehende Personen- und Gütertarife wurden vereinbart und der direkte Verkehr mit London über Kehl-Paris-Calais aufgenommen. Große, nach Frankreich bestimmte ungarische Getreidetransporte konnten erstmals ohne Umladen vor sich gehen, und für die internationalen Pferderennen zu Iffezheim bei Baden-Baden wurden Vergnügungszüge aus Paris geführt, deren Fahrpreise (Rückfahrkarte Paris-Strasbourg 20 Franken) von der Ostbahngesellschaft außerordentlich niedrig gehalten waren.

II.

Der Deutsch-französische Krieg 1870/71.

Nachdem die badischen Eisenbahnen, und damit auch die Eisenbahnstrecken in der Ortenau im Lauf des siebenten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts einen erfreulichen Verkehrsaufschwung genommen und sich im internationalen Durchgangsverkehr eine tonangebende Stellung erobert hatten, sollte das im Hochsommer 1870 ausbrechende Ungewitter diese ihre Stellung in höherem Maß denn je erschüttern. Was eingangs bereits gesagt wurde, trat ein: Die im Friedensverkehr so vorteilhafte Lage der Bahnen in der Ortenau ward ihnen im Krieg zum Verhängnis. Keine anderen badischen, ja selbst deutschen Bahnlilien wurden von dem deutsch-französischen Krieg auch nur entfernt so in Mitleidenschaft gezogen wie die badischen Bahnstrecken der Ortenau. Angesichts der stärksten feindlichen Festung mußte die Katastrophe in den allerersten Tagen der Mobilmachung bereits eintreten, und sie ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten.

Es mutet fast wie Ironie an, wenn wir hören, mit welchem Spott die vorhin erwähnten beiderseitigen sog. Drehbrücken an der Kehler Rheinbrücke allenthalben betrachtet wurden. Kein Mensch dies- und jenseits des Rheins schien damals, als sie feierlich eingeweiht wurden, an irgendeine

Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen zu glauben. Ja, bei der Feier am 6. April 1861 konnte der Direktor der französischen Ostbahngesellschaft, Ingenieur Perdonnet, unter dem Beifall aller Anwesenden noch sagen: „Wir haben heute ein Stück der Rheinbrücke abdrehen gesehen; diese Vorrichtung soll zum Schutz gegen feindliche Einfälle dienen. Ich hoffe, wir haben heute die Drehung zum ersten- und zum letztenmal gemacht.“ Daß auch die beiderseitig erbauten Batterien (das kleine rechtsrheinische Fort war auf Anordnung des deutschen Bundestages errichtet worden) ziemlich spöttlich angesehen wurden, sei nur nebenbei erwähnt.

Bereits im Frühling 1867, als die Luxemburger Frage die Gemüter zu beiden Seiten des Rheins aufs höchste erregte und ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, hatte dem stolzen Brückenbau große Gefahr gedroht. Da die badische Regierung das ungeschützte Grenzland gegen etwaige feindliche Einfälle sichern mußte, wurde der Plan einer Sprengung der Brücke und, wenn nötig, auch einer Unbrauchbarmachung der badischen Eisenbahn zwischen Bühl und Offenburg ernstlich erwogen. Dadurch sollte dem Feind die Benützung der wertvollen Rheintallinie unmöglich gemacht werden. Im Interesse der Landesverteidigung blieb auf jeden Fall die Sprengung der Kehler Brücke die erste und wichtigste Aufgabe.

Wie bekannt, ging die Kriegsgefahr des Jahres 1867 noch einmal vorüber. Es ist aber vielleicht nicht allgemein bekannt, daß trotzdem am 24. April 1867 „dem Kommandanten von Kehl der Befehl zum sofortigen Laden der Minen der dortigen fortifikatorischen Anlagen unter Herrichtung der zur sofortigen Zündung erforderlichen Leitung erteilt wurde, ohne daß hierdurch eine Unterbrechung des Verkehrs über die Rheinbrücke einzutreten hätte“. Der Befehl wurde ausgeführt, und die Pulverkammern blieben einen vollen Monat geladen. Erst am 22. Mai, als sich der politische Horizont unterdes wieder etwas aufgeklärt hatte, ermächtigte der Großherzog das badische Kriegsministerium, die Minen wieder entladen zu lassen und die Besatzung von Kehl auf den Friedensstand herabzusetzen.

Drei weitere Friedensjahre vergingen, in denen die Brücke ihrem friedlichen Zweck vollauf dienen konnte. Da brach im Juli 1870 das lang erwartete Unwetter los, und nun war ihr Schicksal besiegelt: Was drei Jahre zuvor nur gedroht hatte, wurde zum Ereignis.

Am 16. Juli 1870, dem ersten badischen Mobilmachungstag, wurden die beiden Drehbrückenteile abgedreht. Die viel bespöttelte Abdrehung vom 6. April 1861 war also nicht die einzige geblieben; eine zweite und

letzte war erfolgt. Zu gleicher Zeit wurde die nahe Schiffbrücke stromabwärts weggeführt. Der Eisenbahnverkehr mit Frankreich war damit unterbrochen. Sechs Tage darauf erfolgte, da die bisherigen Maßnahmen für ungenügend befunden wurden, die Sprengung der Brücke. „Am 22. Juli, nachmittags 1 Uhr, wurde — nach dem amtlichen Bericht der Wasser- und Straßenbauinspektion vom 23. Juli — der drehbare Teil der Eisenbahngitterbrücke gesprengt, wobei die Wirkung von keinem allzu großen Donner begleitet war. Die Brücke stürzte in den Rhein; die Eisenteile ragten aus dem Wasser zwei bis drei Fuß über die Schienenhöhe hervor. Die gesprengten Mauerteile hatten das Portal auf dem ersten Pfeiler zererschlagen, die Stücke waren in den Rhein gefallen. Die Gitter des mittleren Teiles der Brücke waren weniger beschädigt.“ Nachts 11 Uhr des gleichen Tages mußte dann auch die Gitterbrücke über die Kinzig demselben Schicksal verfallen.

Es ist sehr interessant, zu beobachten, mit welchen Gefühlen dieses wichtige Ereignis in den amtlichen Kreisen des damaligen Badens betrachtet wurde. In einer halbamtlichen Verlautbarung der „Karlsruher Zeitung“ vom 24. Juli lesen wir darüber u. a. folgende bezeichnenden Sätze: „Selbstverständlich ist die Lage eines Grenzlandes wie Baden in mannigfacher Hinsicht eine schwierige; die Notwendigkeit der Verteidigung legt demselben mehr als ein schweres Opfer auf. Nachdem in früheren Zeiten der wenig glückliche Plan (!) zugelassen war, eine feste Brücke über den Rhein unter den Kanonen der feindlichen Festung anzulegen, wurde es gestern unerläßlich, diese Brücke den höheren Interessen Badens und ganz Deutschlands zu opfern.“

Am lähmendsten wirkte die Sprengung der Brücke naturgemäß auf den Eisenbahnverkehr. Eine am 15. September 1870 von der badischen Verwaltung gefertigte Aufstellung berechnete „für Transportmaterial, das der Feind nicht zurückgegeben hat“, (das also nach der Brückensprengung links des Rheines verblieben war), folgende Entschädigungssummen:

91 gedeckte Güterwagen	2200 fl.
4 Gepäckwagen	2500 fl.
6 Personenwagen I./II. Klasse 	3960 fl.
4 Personenwagen III. Klasse	

Eine große Zahl der vermißten Wagen kehrte allerdings im Lauf der Zeit, nachdem die Brücke wieder notdürftig hergestellt worden war, zurück; 9 Güter- und 2 Personenwagen blieben aber endgültig verschollen. „Die fraglichen 11 Stücke befanden sich nachweislich während des Bombardements auf dem Straßburger Bahnhof und wurden durch dieses

zerstört“, heißt es in einem Bericht des badischen Handelsministeriums vom 21. Februar 1872, und im Herbst darauf wurde dann die geforderte Entschädigungssumme „für die im Bahnhof Straßburg zertrümmerten“ Wagen von Reichs wegen zur Zahlung angewiesen.

Schon drei Wochen nach stattgehabter Sprengung der Brücke wurde ihr *Wieder aufbau* erörtert. Mitte August erklärte sich das badische Kriegsministerium „mit der einstweiligen Abräumung der zerstörten Drehbrücke einverstanden“; es kam freilich nicht dazu, weil am 19. August die Beschießung der Stadt Kehl durch die Franzosen begann und die dort weilenden Arbeiter aufs äußerste gefährdet waren. Von einem geregelten Zugverkehr nach Kehl hinein konnte erst recht keine Rede sein. Am 27. August geriet der Kehler Bahnhof, dessen oberer Stock schon einige Tage zuvor in Brand geschossen worden war, wiederholt in Flammen und wurde diesmal völlig eingeäschert. Nun ruhte der Verkehr vollständig, kein einziger Zug gelangte mehr nach Kehl hinein.

Mit dem Fall Straßburgs am 27. September wurde das natürlich anders. Bereits am 28. erhielt die „großh. Verkehrsdirektion den Auftrag, die schnelle Herstellung der Notbrücke und die sonstigen Arbeiten, welche zur Fahrbarmachung der Kehler Eisenbahnbrücken erforderlich sind, alsbald anzuordnen“. Leider zeigte sich sofort, daß die Zerstörung nachhaltiger war, als ursprünglich angenommen. Den Schaden an der gesprengten Drehbrücke berechnete die Verkehrsdirektion auf 150 000 fl., die Kosten der Anlage einer, eingleisigen hölzernen Notbrücke auf 23 000 fl. Beim endgültigen Wiederaufbau sollte außerdem von einer Drehbrücke abgesehen und eine durchgehends feste Brücke erstellt werden.

Die Wiederherstellungsarbeiten nahmen eine verblüffend kurze Zeit in Anspruch. Ende Oktober waren sie bereits soweit gediehen, daß die ersten Belastungs- und Fahrproben stattfinden konnten. Vom 3. November an wurde die *Rheinbrücke* selbst und vom 14. November an die ganze Strecke *Kehl-Straßburg* wieder von Zügen befahren. Am 20. erfolgte dann die Wiederaufnahme des Gesamtverkehrs.

Trotz vorerst eingleisigen Betriebes konnten die Bewohner des Hanauerlandes mit den Verkehrsverhältnissen zufrieden sein. Es verkehrten nämlich vom ersten Tage an täglich 9 Züge, darunter 2 Schnellzüge, über die Brücke; den gesamten Betrieb bis nach Straßburg hinein besorgte die badische Staatsbahn. Weniger reibungslos vollzog sich der Güterverkehr. „Der ganze Privatgütertransport — so lesen wir in einer Zeitung — ist nach wie vor unterbrochen und muß, wie wenn keine Eisenbahn existierte, im schwerfälligen Weg der Camionnage auf Landfuhr-

werken vermittelt werden“. Erst am 1. Juni 1871 wurde der langersehnte regelmäßige badisch-elsässische Güterverkehr eröffnet.

Langwierige und wenig angenehme Verhandlungen mußten in der Folgezeit über die schwierige Frage einer Entschädigung für die zerstörte Kehler Rheinbrücke an den badischen Staat oder die badische Eisenbahnverwaltung gepflogen werden. Der Raum verbietet es, hier ausführlicher auf sie einzugehen, aber das darf immerhin gesagt werden, daß Sanct Bürokratius hier einen Eifer und eine Beharrlichkeit entwickelte, die beide einer besseren Sache würdig gewesen wären. Der Rechtsfall an sich, ob Baden oder dem Reich die Wiederherstellungskosten der Brücke aufzuerlegen seien, mochte gewiß interessant genug sein. „Es soll — so ließ sich eine badische Zeitung vernehmen — die Vermutung begründet sein, daß zur Zerstörung der Brücke kein Befehl des deutschen Oberkommandos gegeben worden ist, sondern daß diese Anordnung von Karlsruhe aus geschah. Gleichwohl wird in Karlsruhe von den kompetenten Behörden des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Innern abgeleugnet, die Sprengung der Brücke, die allerdings ganz unnötig (!) war, veranlaßt zu haben; Tatsache ist aber, daß ein Beamter von Karlsruhe diese Sprengung leitete.“ Die Nachricht wurde von Karlsruher amtlichen Stellen alsbald dementiert und erklärt, „der Befehl zur Sprengung der Brücke sei von der maßgebenden und leitenden militärischen Behörde ausgegangen“.

Die Verhandlungen dauerten den ganzen folgenden Winter 1871/72 über an; aktenmäßige Aufzeichnungen darüber fehlen fast vollständig, doch scheinen sie sich jahrelang hin- und hergezogen zu haben. Noch sechs Jahre später waren — so unglaublich das klingen mag — unwichtigere Einzelheiten nicht entschieden. So entbrannte im Herbst 1877 ein erbitterter Streit über etliche „in Verstoß geratene“ Oberbaumaterialien der verfloffenen Kehler Brücke. Ein Schreiben der badischen Verkehrsdirektion (nachmaligen Generaldirektion) vom 19. Oktober 1877 berichtet uns über diese welterschütternde Angelegenheit u. a. wie folgt:

„Unsre Erhebungen tun dar, daß in der Nacht vom 22. auf 23. Juli und in der Frühe des 23. Juli 1870 durch den damaligen Hauptmann, jetzigen Major von F. die Kinzigbrücke bei Kehl gesprengt, das Gleis östlich dieser Brücke und die Bahn bei der Glimmerbachbrücke abgebrochen wurde, daß einzelne Bestandteile der abgetragenen Brücke in dem Glimmerbach selbst verborgen, die anderen sowie das sämtliche Bahnunterhaltungsmaterial mittelst Extrazügen landabwärts dirigiert wurden. Als nach der Einnahme von Weißenburg und der Schlacht bei Wörth die Bahnen schleunigst wiederhergestellt werden mußten, konnten nur die

Brückenteile aufgefunden werden, die Oberbaumaterialien dagegen nicht. Die alsbald nach den letzteren angestellten Nachforschungen blieben erfolglos. Da die Bauausführungen mit größter Beschleunigung zu vollziehen waren, mußte hierzu das neue Material im Wert von 3595 fl. 46 Kreuzer aus unserm Hauptmagazin entnommen und verwendet werden. Wir sind daher nicht in der Lage, über den Verbleib der hiernach in den damaligen Kriegswirren in Verstoß geratenen fraglichen Oberbaumaterialien Aufschluß geben zu können. (gez.) Eisenlohr.“

So hallte die Sprengung der Kehler Rheinbrücke noch jahrelang in Kanzleien und Aktenfaszikeln von Reichs- und badischen Behörden nach, und wenn hintennach vielleicht da und dort die Meinung laut wurde, daß die Sprengung der Brücke selbst gar nicht unbedingt nötig gewesen sei, so muß man sie doch unter den gegebenen Verhältnissen als verständlich bezeichnen. Angesichts der mehr oder minder offen ausgesprochenen französischen Drohungen, das badische Land von einem Ende zum andern wie einst die Pfalz durch Ludwig XIV. zur Einöde zu machen, geschah die Sprengung der Rheinbrücke durchaus im Interesse der Verteidigung des badischen Landes, und niemand wird ihre Ausführung eine voreilige oder gar unüberlegte Handlung, die vermeidbar gewesen wäre, heißen.

* * *

Mit dem Zerstörungswerk am Rheinstrom waren die Kriegsnöte für die Eisenbahnen der Ortenau keineswegs beendet; sie mußten dem Moloch Krieg noch ein weiteres und mindestens ebenso fühlbares Opfer bringen, das ihre Verkehrsmisere aufs höchste steigen ließ, und dies bestand in der Notwendigkeit, die badische Hauptbahn auf weite Strecken unbrauchbar zu machen. Nicht nur an der Grenze, auch im Herzen der Ortenau mußte der Eisenbahnbetrieb und -verkehr im Interesse der Landesverteidigung lahmgelegt werden.

Es ist außerordentlich interessant, daß die, wie ich noch zeigen werde, sehr weitgehende Zerstörung der badischen Hauptbahn schon lange vor dem Weltkrieg völlig in Vergessenheit geraten war, obwohl auch sie fesselnder Einzelheiten genug bietet, die näher auszuführen sich gewiß lohnen dürfte. Während die Sprengung der Kehler Brücke allenthalben, soweit man die Literatur des Krieges 1870/71 durchsieht, erwähnt und beachtet worden ist, hat niemand daran gedacht, auch von der Zerstörung der badischen Hauptbahn zu reden. Woher dieses merkwürdige zweierlei Maß? Schon vor dem Weltkrieg habe ich anläßlich einer größeren Arbeit über die Leistungen der badischen Eisenbahnen im

deutsch-französischen Krieg an den in Frage kommenden amtlichen Stellen in Karlsruhe und bei einer ganzen Reihe älterer leitender Beamter im badischen Eisenbahnbau hierüber Nachfrage gehalten, und das Ergebnis war überall negativ; niemand konnte sich der Angelegenheit erinnern, ja, manche glaubten sogar, darin eine der anfangs des Krieges 1870/71 zahlreich aufgeflogenen Enten — „Latrinengerüchte“ sagte man weniger höflich im Weltkrieg — zu sehen, die nie und nimmer irgendwelchen tatsächlichen Untergrund gehabt hätten. Diese immerhin auffällige Bergeßlichkeit rührt m. E. wohl hauptsächlich daher, weil 1870 die deutschen und insbesondere die badischen Zeitungen über die Zerstörung der Hauptbahn fast gar keine Mitteilungen gebracht haben. In die breite Oeffentlichkeit sind sie jedenfalls nie gedrungen, und so kommt es, daß diese Angelegenheit gegenüber der freilich mehr ins Auge fallenden Sprengung der Rheinbrücke ganz in Vergessenheit geraten ist. Sehr zu unrecht, wie der Leser bald ersehen wird.

Auch die etwaige Zerstörung der Hauptbahn zwischen Bühl und Offenburg war wie die Sprengung der Rheinbrücke schon Jahre zuvor eingehend vorbereitet worden. Unterm 7. Mai 1867 hatte die Verkehrsdirektion dem vorgesetzten Handelsministerium bereits genaue Vorschläge hierüber gemacht. Es heißt darin u. a.:

„Wenn aus militärischen Rücksichten die Unfahrbarmachung der Eisenbahn an einzelnen Punkten nötig fallen sollte, so wird sich dieser Zweck nicht nur am schnellsten und leichtesten, sondern auch auf die wenigst schädlichste Weise an denjenigen Stellen der Bahnlinie erreichen lassen, an welchen die Bahn in der Aufdammung liegt. Es wäre hier nur nötig, den Damm nach Entfernung der Gleise und der zugehörigen Materialien auf eine Länge von 200—300 Fuß abzugraben, um eine Unterbrechung des Bahnverkehrs zu bewirken. Durch Zerstörung von Brücken und namentlich von solchen mit geringen Spannweiten würde der beabsichtigte Zweck weit weniger erreicht werden, da an Stelle derselben Notbrücken mit leichter Mühe und in kurzer Zeit hergestellt werden können, die Gleisunterbrechung sonach von geringer Wirkung wäre und keinesfalls im Verhältnis zu den Wiederherstellungskosten der beschädigten Bauwerke stände.“ Auch ein Vorschlag auf Herausnahme von Weichenzungen und Anschlußschienen auf den Stationen wurde gemacht: „Jeder Zug, welcher auf dem einen oder dem andern Gleis in die Station einfährt, hat eine Entgleisung unausbleiblich zu gewärtigen.“

Bei all diesen Plänen einer Zerstörung der Hauptbahn handelte es sich ausschließlich um die Teilstrecke zwischen Rastatt und Appenweier, da man vor allem die Bundesfestung Rastatt schützen wollte. Im Krieg

1866 hatte man allerdings auch Zerstörungen nördlich von Rastatt im Auge gehabt, u. a. die Sprengung der ehrwürdigen Neckarbrücke bei Ladenburg erwogen und „das Abtragen des Bahndammes an hiezu besonders geeigneten Stellen“ zwischen Heidelberg und Rastatt geplant.

Am 22. Juli 1870, dem Tag der Sprengung der Kehler Rheinbrücke, wurde die badische Hauptbahn befehlsgemäß an mehreren Stellen unbrauchbar gemacht. Vorhergegangen war natürlich die Vergung des Betriebsmaterials auf ungefährdeten und neutralen Strecken sowie die Heimkehr der Kehler Besatzung. Leider sind Einzelheiten über die Zerstörungsarbeit auf der Hauptbahn nirgends mehr zu erkunden; wir wissen nur soviel, daß sie ziemlich gründlich ausgefallen sein muß.

Späteren Aufstellungen entnehmen wir über den Umfang des Zerstörungswerkes das Folgende:

Vorgenommene Arbeiten:	Schaden:
Teilweise Abtragung der Glimmerbachbrücke bei Appenweier	780 fl.
Wegnahme von Gleisstücken auf Station Appenweier	300 fl.
Abtragung von Gleis und Viadukt der Kinzigtalbahn unterhalb Station Biberach	700 fl.
Zerstörung der beiden Gleise und des Bahnkörpers zwischen Appenweier und Renchen	2800 fl.
Unbrauchbarmachung und Verbarrikadierung der über die Schwarzwaldpässe führenden Landstraßen Sand-Freudenstadt, Oppenau-Griesbach und Achern-Freudenstadt	3000 fl.

Durch dies gründliche, freiwillige Zerstörungswerk wurde der Gesamtverkehr zwischen Nord- und Südbaden unterbrochen. Vom 22. Juli an verkehrten keine durchlaufenden Züge mehr; von Norden her kamen sie nur bis Karlsruhe, vielleicht noch Rastatt, im Süden wurden sie erst in Offenburg abgelassen. Die dazwischenliegende eisenbahnlose Lücke war rund 70 km lang. Wollte man damals vom Ober- ins Unterland oder umgekehrt gelangen, so stand nur der Weg über die württembergische Eisenbahn, über Billingen-Rottweil-Stuttgart, offen. Wem fällt hierbei nicht unwillkürlich die Verkehrsunterbrechung vom Jahr des Unheils 1923 ein, als die badische Hauptbahn — gewiß nicht zufällig — ebenfalls in ihrem Kernstück in der Ortenau durch die französische Besetzung unterbrochen wurde?

Die Unterbrechung des Verkehrs im Sommer 1870 dauerte über drei Wochen und scheint das wirtschaftliche Leben jener Tage in weitem Maß beeinflusst zu haben. An einen Ersatz mittelst Postfahrten dachte zu-

nächst niemand, man hatte Wichtigeres zu tun — ein Beweis mehr für die Tatsache, daß damals alles unter dem Eindruck einer unmittelbaren Franzosengefahr stand.

Neben der 73 km langen Teilstrecke Karlsruhe=Offenburg der badischen Hauptbahn wurde — gleichfalls am 22. Juli — der Betrieb auch auf den beiden Seitenlinien Dos=Baden=Baden (5 km) und Appenweier=Kehl (14 km) sowie auf der Kinzigtalbahn Offenburg=Hausach (34 km), dem damals bereits vollendeten ersten Teilstück der berühmten Schwarzwaldbahn, völlig eingestellt. Von dem Gesamtnetz der badischen Staats-eisenbahnen mit 877 km waren somit 103 km ausgeschaltet, und darunter befand sich das verkehrsreichste zweigleisige Teilstück der Hauptbahn.

Erst vier Tage später, am 26. Juli, hören wir von den ersten bescheidenen Ansätzen für eine notdürftige Verbindung mit Postfuhrwerken auf der alten Landstraße Frankfurt=Basel. An diesem Tag konnte man in einigen Zeitungen Mittelbadens folgende Anzeige lesen:

„E x p e d i t i o n K a r l s r u h e = O f f e n b u r g .

Während der Unterbrechung der Eisenbahn haben wir regelmäßige Fuhrgelegenheit zwischen Karlsruhe und Offenburg. Auch finden Güter nach anderen Richtungen bestmögliche Beförderung.

Barthold u. Co. in Karlsruhe,
Max Went in Offenburg.“

In gleicher Weise versuchte man alsbald wöchentlich zweimal Frachtfuhren nach Pforzheim, Gernsbach, Rastatt und Baden=Baden einzurichten. Die ersten regelmäßigen Postfahrten, mit denen auch Reisende befördert wurden, verkehrten vom 27. Juli an zwischen Karlsruhe und Offenburg. Die Reisenden mußten „mit Passierscheinen des Divisionskommandos Karlsruhe oder des Bezirkskommandos des Landwehrebataillons in Offenburg versehen sein“. Vom 28. Juli an fanden weitere Omnibusfahrten zwischen Bühl (Gasthaus zum Raben) und Baden=Baden (Bayerischer Hof) statt. Auch hier folgte der Zusatz: „Die verehrlichen Passagiere werden darauf aufmerksam gemacht, daß sie mit Legitimation versehen sein müssen.“

Zu einem weiteren „Verkehrsaufschwung“ kam es die ganze Zeit über nicht. Anfang August beschränkten sich die Postkurse zwischen Karlsruhe und Offenburg auf je eine Fahrt in jeder Richtung, mit folgendem Fahrplan:

Karlsruhe	ab	1.00	nachts	↑	an	11.00	Uhr	abends
Dos	ab	5.20	morgens	↓	ab	6.45	Uhr	abends
Offenburg	an	11.00	vorm.		ab	1.00	Uhr	nachm.

Die Reisedauer für diese 73 km lange Strecke betrug mithin genau zehn Stunden, was einer durchschnittlichen Fahr„geschwindigkeit“ von 7 km in der Stunde, also ungefähr der Leistung eines guten Fußgängers, entsprach. Daß den Bedürfnissen des Durchgangsverkehrs hiermit auch nicht im geringsten gedient war, versteht sich von selbst. Wesentlich besser hatten es aber auch die anderen Teile des badischen Landes nicht, deren Bahnlinien im Betrieb geblieben waren: Drei Züge in jeder Richtung täglich bedeuteten hier schon einen luxuriösen Rekord.

Es muß zur Zeit der Unterbrechung der Eisenbahn in Mittelbaden recht traurig ausgesehen haben. Das Badener Wochenblatt ließ sich am 6. August — eine der wenigen spärlichen Zeitungsnotizen darüber — aus Achern berichten: „Wenn man gegenwärtig auf die Eisenbahn geht, so wird es einem ganz unheimlich. Alles ist still und öde, die Eisenbahnschienen sind gelb und rostig, und hie und da sieht man einen Bahnwärter, der mit einem Besen zum Zeitvertreib die Bahn hin und her läuft, damit die Spinnweben nicht so überhandnehmen.“

Es scheint, daß man in Karlsruhe die lästige, aber vielleicht nicht unvermeidbare Maßnahme sobald als möglich wieder gutmachen wollte; am 4. August, also noch bevor irgendein entscheidender Schlag geschehen war, erteilte das Kriegsministerium der Verkehrsdirektion den Auftrag, „die Eisenbahnlinie zwischen Rastatt und Offenburg mit Aufbietung aller verfügbaren Kräfte wieder in fahrbaren Zustand herstellen zu lassen.“ Die Wiederherstellungsarbeiten wurden alsbald begonnen und nach fünftägiger Arbeit am 9. August beendet, so daß die Verkehrsdirektion an diesem Tag dem Handelsministerium melden konnte, daß „die Bahn von Rastatt nach Renchen und von Appenweier nach Offenburg in fahrbarem Stand“ sei; es fehlte noch das kleine, 7 km lange, aber am nachhaltigsten zerstörte Teilstück Renchen-Appenweier, an dessen Wiederinstandsetzung weitere vier Tage gearbeitet werden mußte. Am 13. August endlich war der Schaden völlig behoben.

Während der Dauer der Unterbrechung des Bahnverkehrs erhielten die isolierten Strecken im Oberland ihre gesonderte Kassenverwaltung. Am 23. Juli trat eine „Filialkasse“ der Karlsruher Hauptkasse der Verkehrsanstalten zu Konstanz ins Leben, und „der mit Führung derselben beauftragte großherzogliche Bahnverwalter Adam hatte sich sogleich über die württembergische Bahn nach Konstanz zu begeben“. Auch diese Beihilfsmaßregel mußte natürlich über drei Wochen lang in Kraft bleiben.

Vom 13. August an liefen täglich drei Züge zwischen Karlsruhe und Offenburg in jeder Richtung; es waren die Züge 9, 15, 21 und 8, 14, 18. „Influenzbahnzüge (!, soll heißen: Anschlußzüge) zwischen

Dos und Baden können vorerst nicht erstellt (!) werden“, hieß es in einer amtlichen Bekanntmachung vom 13. August. Am 17. konnte dann wieder ein zusammenhängender „Kursplan“ für sämtliche Strecken der badischen Staatsbahn in Kraft treten, der freilich dürftig genug ausgestattet war.

* * *

Soweit die Geschichte von der Zerstörung der badischen Hauptbahn im Kriegssommer 1870. Sie sollte noch ein langwieriges Nachspiel haben, und das kam so:

Nach Beendigung des Krieges nahmen die einzelnen Bundesstaaten mit dem Reich eine *A b r e c h n u n g* über die durch den Krieg angerichteten unmittelbaren Schäden vor; daß das Reich hier zum Ersatz herangezogen werden konnte, verstand sich wohl von selbst. So nimmt es nicht wunder, wenn auch die badische Eisenbahnverwaltung die durch die freiwillige Zerstörung ihrer Linien verursachte finanzielle Schädigung zur Liquidation anmeldete. Die Höhe der tatsächlichen Schäden ist bereits weiter oben mitgeteilt worden; es waren, wie man sieht, ohne Ausnahme recht bescheidene Summen, deren Ersatz durch das Reich keinem Zweifel unterlag. Nach einer im Februar 1873 von der Generaldirektion vorgenommenen „Zusammenstellung der bei großh. Kriegsministerium für Leistungen zu Kriegszwecken 1870/71 liquidierten Kosten“ betrug der gesamte „Aufwand für Wiederherstellung in Baden zerstörter Bahnstrecken 5832 fl. 7 Kreuzer“.

Zu diesen unmittelbaren und wohl kaum abzuleugnenden Schäden kam nun aber noch ein mittelbarer, nicht minder schwerwiegender Schaden: der durch die Verkehrsunterbrechung bedingte *A u s f a l l* je g l i c h e r *T r a n s p o r t e i n n a h m e n* während mehr als drei Wochen. Wie sah es damit aus? Der (an sich gewiß unzweifelhafte) Einnahmeausfall wurde von der Verkehrsdirektion auf *m i n d e s t e n s* 300 000 fl. geschätzt, eine Schätzung, die kaum zu hoch gegriffen sein mochte, aber auf eine genaue Art der Berechnung natürlich keinen Anspruch erheben durfte. Mit Recht führte die Verkehrsdirektion u. a. an, daß das Anlagekapital auch während jener dreiwöchentlichen Betriebseinstellung verzinst werden mußte und daß in gleicher Weise auch die Unterhaltung des Personals nötig fiel, „während die Verwaltung durch die notgedrungene Unterbindung des Verkehrs außerstande war, sich durch die Anstalt Einnahmen zu verschaffen, nicht zu gedenken der Benachteiligung des Landesverkehrs, die keiner anderen deutschen Bahn auferlegt war“ (Erlaß vom 20. März 1871). Das Handelsministerium nannte in einem Bericht vom 21. Mai 1871 an den Großherzog „den Ausfall der Betriebseinnahmen auf der Staatsbahn ohne Zweifel eine *b e s o n d e r e* *E r l i t t e n h e i t* (!) *B a d e n s*“.

Im einzelnen wurde die Forderung auf 300 000 fl. Schadenersatz vom Ministerium wie folgt begründet (Bericht an den Großherzog vom 16. September 1870): „Die Staatsbahnverwaltung hat infolge der Zerstörung der Bahn zwischen Kastatt und Offenburg, Appenweier-Rehl und Offenburg-Hausach noch weitere sehr bedeutende Verluste erlitten, da der Verkehr auf diesen Strecken vom 22. Juli bis 13. August unterbrochen war. Dieser Verlust mag auf mehr als 300 000 fl. veranschlagt werden. Es ist hierbei der Ausfall an Transporteinnahmen, welcher infolge der kriegerischen Ereignisse überhaupt sich ergeben hat, nicht in Betracht gekommen, denn ein solcher Ausfall kam auch bei anderen Bahnverwaltungen, wenn auch zum Teil in verhältnismäßig geringerem Betrag, vor. Der oben angegebene Verlust kann vielmehr als Einnahmeausfall bezeichnet werden, den die Staatsbahnverwaltung auch während des Krieges nicht erlitten haben würde, wenn der Verkehr auf den genannten, aus strategischen Rücksichten von der Militärbehörde zerstörten Bahnstrecken nicht mehrere Wochen hindurch unterbrochen worden wäre. Infolge dieser Unterbrechung ist der in nordsüdlicher Richtung und umgekehrt sich bewegende, durchgehende Verkehr den w ü r t t e m b e r g i s c h e n Bahnen zugefallen, der interne Verkehr zwischen Kastatt-Offenburg und Offenburg-Hausach fiel ganz weg.“

Die zwischen dem Reich und den einzelnen Bundesstaaten gepflogenen Verhandlungen über die zu vergütenden Kriegsschäden zogen sich jahrelang hin. Nach den noch vorhandenen Akten (ein großer Teil ist als belanglos eingestampft worden) scheint die badische Eisenbahnverwaltung jedoch mit ihrer Forderung auf Ersatz der 300 000 fl. nicht einmal beim heimatischen Staatsministerium durchgedrungen zu sein. Während alle übrigen Forderungen auf Entschädigung naturgemäß anstandslos genehmigt wurden, konnte dies mit dem auf puren Schätzungen beruhenden Posten von 300 000 fl. nicht so sein. In der einschlägigen Drucksache des Deutschen Bundesrates von 1874, Nummer 83, Anlage IV, wo die auf Baden fallenden Forderungen namentlich aufgeführt werden, fehlt er vollständig. Mit Schreiben vom 31. Oktober 1878 (!) machte die Generaldirektion das Handelsministerium auf das Fehlen dieses Postens aufmerksam; er „ist von vornherein aus der Liquidation des großherzoglichen Staatsministeriums weggeblieben, wie wir annehmen, wohl deshalb, weil die Liquidation desselben als unzulässig erachtet worden ist.“

In der weiteren hieraus hervorgegangenen Korrespondenz bestätigte das Staatsministerium dem Handelsministerium unterm 10. November 1878 die Vermutung, daß „die fraglichen 300 000 fl. v o n A n f a n g a n a l s n i c h t a u f r e c h n u n g s f ä h i g erachtet und deshalb von

der betreffenden Liquidation ausgeschlossen wurden“. Es fügt hinzu, daß nach seiner Kenntnis „kein Fall einer analogen Aufrechnung von Seiten eines anderen Staates vorliege, welcher etwa die nachträgliche Liquidation der Betriebsverluste der großherzoglichen Staatsbahnen begründen könnte“. Und in gleicher Weise lehnte auch das Finanzministerium die Befürwortung einer Liquidation ab; der genannte Betrag schien ihm — nach einem Schreiben vom 10. Dezember 1878 — „nicht liquidierbar, weil er einmal nicht rechnungsmäßig nachzuweisen war, dann aber auch, weil nur wirkliche Ausgaben berechnet werden konnten“.

Trotz siebenjähriger Verhandlungen über dieses schwierige Problem, das wohl einer tiefgründigen Doktordissertation würdig gewesen wäre, ging, wie man sieht, alles aus wie das berühmte Hornberger Schießen. Ein rechtlicher Anspruch auf Rückvergütung jener durch die Zerstörung der Hauptbahn erlittenen Einnahmeverluste konnte gewiß nicht geltend gemacht werden. Wohin hätten wohl die Konsequenzen da geführt? Das Reich wäre die abenteuerlichsten und zweifelhaftesten Forderungen nicht losgeworden, wenn ungefähre Schätzungen an Stelle genauer Berechnungen gestattet worden wären. Auf der anderen Seite darf freilich nicht verkannt werden, daß ein moralischer Anspruch auf Rückerfaz immerhin vorlag. Es galt, ein Opfer wieder gutzumachen, daß keiner anderen deutschen Bahnverwaltung — zum mindesten nicht in diesem Maß — auferlegt worden war, wie überhaupt die Lage der badischen Eisenbahnverwaltung als unmittelbarer Grenzverwaltung zu Anfang des Krieges eine äußerst mißliche war. Sie hatte neben den pfälzischen Privatbahnen und einigen Linien am Mittelrhein den schwersten Anprall auszuhalten und mehr als einmal Anforderungen an ihren Betrieb zu genügen, die oft genug über ihre Kraft gingen. Wenn sie ihnen im allgemeinen gerecht zu werden vermochte, so bedeutet das unter den damaligen widrigen Umständen das höchste Lob, dessen durchaus nicht alle deutschen Eisenbahnverwaltungen von damals teilhaftig sein können.

Wenn immer von diesen Leistungen und Opfern der ehemaligen badischen Staatsbahnen im Krieg 1870/71 die Rede ist, wird man an erster Stelle stets die Eisenbahnlinien der Ortenau nennen müssen. Waren ihre Leistungen schon imposant und anerkennenswert, so nötigen erst recht die schweren Opfer, die sie der gemeinsamen deutschen Sache zu bringen hatten, jedem Billigdenkenden die höchste Achtung ab. Und das wollen wir ihnen nicht vergessen.

(Ein zweiter Aufsatz über die Eisenbahnen der Ortenau im Weltkrieg 1914/18 und im Jahre 1923 wird folgen.)

Der große Stadtbrand in Triberg im Jahre 1826.

Ein Gedenkblatt*).

Von **Martin Schüßler**.

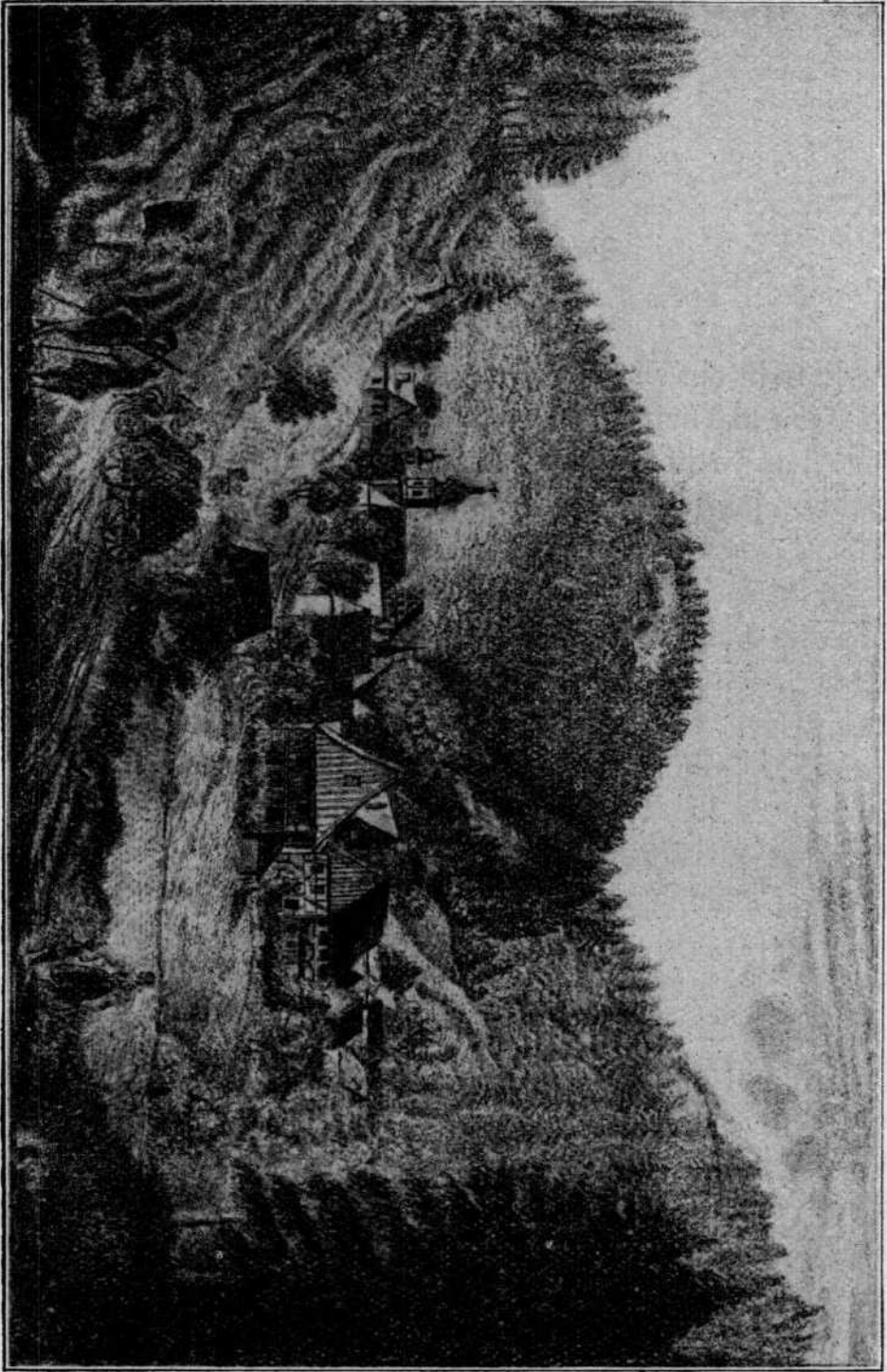
Wer das in ein enges Thal eingebettete Schwarzwaldstädtchen Triberg von der Bahn aus betritt, dem fällt unwillkürlich dessen neuzeitliche Anlage und Bauart auf. Nicht verwinkelte, verträumte Gäßchen und enge Straßen, umrahmt von jahrhundertealten Häusern mit malerischen Giebeln, Mfoven und Erkern, geben dem Städtchen das Gepräge, sondern eine breite und lustige Hauptstraße nimmt den Besucher auf und führt ihn durch eine langgestreckte Häuserreihe neuerer Bauart hinauf zum breit- und tief-angelegten Marktplatz, dem Stelldichein der Sommergäste bei den abendlichen Konzerten, dem das schmucke, im Weinbrennerstil erbaute Rathaus seine prächtige Fassade zuwendet. Daraus und aus dem ganzen Charakter des Städtchens könnte man zu dem Schluß kommen, daß dieses keine geschichtlichen Berührungspunkte mit der älteren Vergangenheit habe, daß seine Entstehung und Entwicklung nur auf die neueste Zeit zurückführe, daß es kurz gesagt ein neuzeitliches Gebilde sei. Dem ist aber eigentlich nicht so. Und wenn Triberg auch nicht die reiche Geschichte seiner Nachbarstadt Billingen oder der Kinzigtalstädtchen Gengenbach, Wolfach oder Haslach aufzuweisen hat, so ist es doch auch nicht ein Kind der Neuzeit, sondern seine Wiege stand schon im Mittelalter, seine Entstehung geht nachweisbar ins 13. Jahrhundert zurück. Die Ursache, warum Triberg, abweichend von gleichalten Städten und Städtchen, so ein neuzeitliches Gesicht zeigt, ist zurückzuführen auf den großen Stadtbrand im Jahre 1826, der das ganze damalige Städtchen, abgesehen von wenigen außerhalb des Weichbildes gelegenen Häusern, in Asche legte.

Die Geschichte Tribergs berichtet zwar schon von früheren großen Heimsuchungen durch Feuer: Außer einer Brunst im Jahre 1489, in der

*) Benützte Quellen: Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe, Archivalien der Stadt und der Pfarrei Triberg.

„das floss und stat Tryberg verprunnen“ (Landesregierungsarchiv in Innsbruck) hat das „Stättlein durch mehrmahlige Feursbrünsten und hauptsächlich in annis 1516, 1627, 1642 und entlich 1694 sehr villes gelitten“,

Tryberg vor dem Brand. Radierung von Scherm.



so daß von Pflummern klagt, daß „von der Erbauung undt Ursprung der kays., königl. vorderoesterr. Kammeral Statt- und Herrschaft Tryberg, auch deren ersten Inhabern . . . keine verläßliche Nachricht mehr zu ge-

haben“, weil „die daselbst disfabls vorfindlich geweste documenta durch die Willfältig zu unterschiedlichen Zeiten fürgeweste Feursbrünsten bereits alle samentlich im Rauch aufgegangen undt consumiret worden sindt“¹⁾. Zweifellos das größte und schwerste Brandunglück aber traf Triberg am 1. Juli 1826. Die ausführlichste und beste Darstellung hierüber brachte das Offenburger Wochenblatt in seiner Nummer 28 vom 15. Juli 1826. Der Bericht über diese schwere Heimsuchung des Städtchens ist so interessant, daß er am besten im vollen Wortlaut wiedergegeben wird. Das Blatt schreibt:

„Kurze Beschreibung des Brandunglücks, welches das Städtchen Triberg am 1. d. Mts. betroffen hat.

Dem wegen seiner wildromantischen Lage und seines schönen Wasserfalles von Fremden häufig besuchten Städtchen Triberg ward der 1. d. Mts. ein Tag der greulichsten Zerstörung und der tiefsten Trauer.

Zwanzig Minuten nach 9 Uhr vormittags, als ein Teil der Einwohner in der eine kleine Viertelstunde von dem Städtchen entfernten Pfarr- und Wallfahrtskirche dem Gottesdienste beiwohnte, und der am Samstag gewöhnliche Wochenmarkt begonnen hatte, sah man eine schwarze Rauchwolke von dem Dache des in der Rußbacher Vorstadt gestandenen Adlerwirthshauses aufsteigen.

Der Notruf der Nachbarn ertönte, und die Sturmglocke verkündete den Einwohnern die drohende Gefahr. Augenblicklich wurden die Löschgerätschaften herbeigebracht und alles aufgeboten, um das Feuer noch in der Geburt zu ersticken; allein dieses lag außer den Grenzen der Möglichkeit; denn schon hatte die Flamme das ganze Dachwerk des mit Schindeln bedeckt gewesenen Gebäudes ergriffen, und ehe man sich versah, hatte sich das Feuer dem Schindeldache des dem Adlerwirthshause gegenüber gelegenen Gebäudes mitgeteilt. In wenigen Minuten standen beide in lichten Flammen, und da jetzt der Wind, welcher bisher von Südwest geweht, plötzlich umschlug, so führte derselbe eine Menge glühender Schindeln auf die ebenfalls mit Schindeldächern versehenen, dies- und jenseits des Rußbachertors und auf dem Marktplatze gestandenen Gebäude, wodurch diese, da die Schindeln durch die längere Zeit angedauerte warme Witterung sehr ausgetrocknet und gekrümmt worden waren, beinahe alle zu gleicher Zeit in Brand gerieten.

Das Vorhaben, durch das Niederreißen einiger Gebäude der weiteren Verbreitung des Feuers Einhalt zu tun, war um so weniger mehr ausführbar, als die meisten der herbeigeeilten Einwohner sich zur Rettung ihrer Habseligkeiten zerstreut hatten.

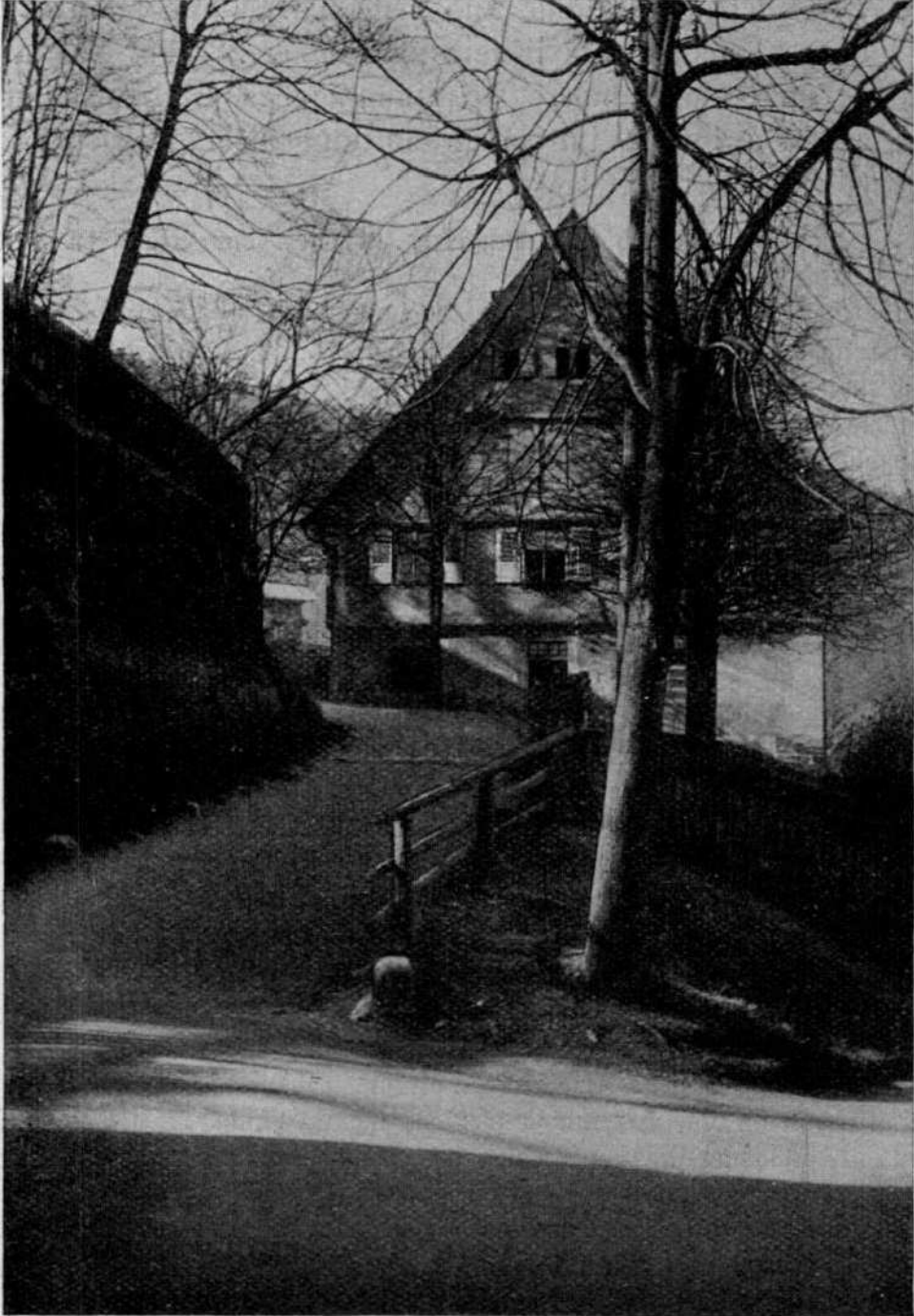
Jene Maßregel würde auch den gewünschten Erfolg deswegen nicht gehabt haben, weil der Zug des Windes sich jetzt unaufhörlich änderte und die beiden äußersten, auf der nördlichen und nordwestlichen Seite des Städtchens gelegenen Gebäude von dem zerstörenden Elemente bereits auch erreicht worden waren.

Bald wogte die Flamme von einem Ende des unglücklichen Ortes zum andern, und das ganze, von drei hohen Bergen umschlossene enge Tal glich einem Feuermeere. In hastiger Eile flüchtete sich fast alles auf die Anhöhen gegen die Wallfahrtskirche und das

¹⁾ Ich werde über all diese Stadtbrände mit Beifügung sämtlichen Quellenmaterials in einer Chronik berichten, die die Stadtgemeinde aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr der Katastrophe herausgibt.

Amtshaus, und unter dem Geprassel des Feuers und dem Donner der einstürzenden Gebäude ertönte das Jammergeschrei der Fliehenden.

Mit der Miene der Verzweiflung und unter Händeringen rannten die Unglücklichen durcheinander; der Gatte suchte die Gattin, die Mutter das Kind, die Schwester den Bruder.



Altes Amtshaus.

Ein kleiner Teil der Einwohner hatte seine Zuflucht auf einer Wiese unten am Städtchen genommen und war eben damit beschäftigt, die den Flammen, zum Teil mit Lebensgefahr, entrissenen Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, als es einem derselben befiel, daß in dem nicht fernen Gartenhause eines Handelsmannes dessen Pulvervorrat

aufbewahrt sei: „Fliehet um Gottes Willen“, rief er seinen Mitbürgern zu, „verberget euch hinter die Felsen, oder ihr seid alle verloren!“ Bald darauf erfolgte die Explosion mit einer solchen Heftigkeit, daß die Erde erbebte und einige Fensterscheiben in dem eine Viertelstunde entfernten Pfarrhause zersprangen. Balken und Steine flogen weit umher; ein alter Mann, der bei dem Spital stand, fiel, von einem Steine an die Stirne getroffen, plötzlich tot zur Erde nieder; einer Weibsperson wurde ein Arm entzwei geschlagen und einem ledigen jungen Manne eine Wade weggerissen.

Viele Fahrnisse verbrannten jetzt noch auf dem freien Felde, und was die Schrecknisse dieses unglücklichen Tages auf den höchsten Grad steigerte, war der Umstand, daß die auf der nordwestlichen Seite des Städtchens gelegenen Waldungen ebenfalls in Brand gerieten und den noch verschont gebliebenen wenigen Gebäuden sowie der Pfarr- und Wallfahrtskirche die größte Gefahr drohte.

Eines der letzten Opfer der verzehrenden Flamme war die schöne Filialstadtkirche samt dem Turme. Fürchterlich war der Anblick der brennenden Kuppel des Letzteren, die leider auch mit Schindeln gedeckt war. Kurz vorher, ehe das Ingebäude des Turmes in Asche versank, hatten die darin befindlich gewesenen drei Glocken ihre letzten Klänge in die Jammertöne der Verunglückten gemischt.

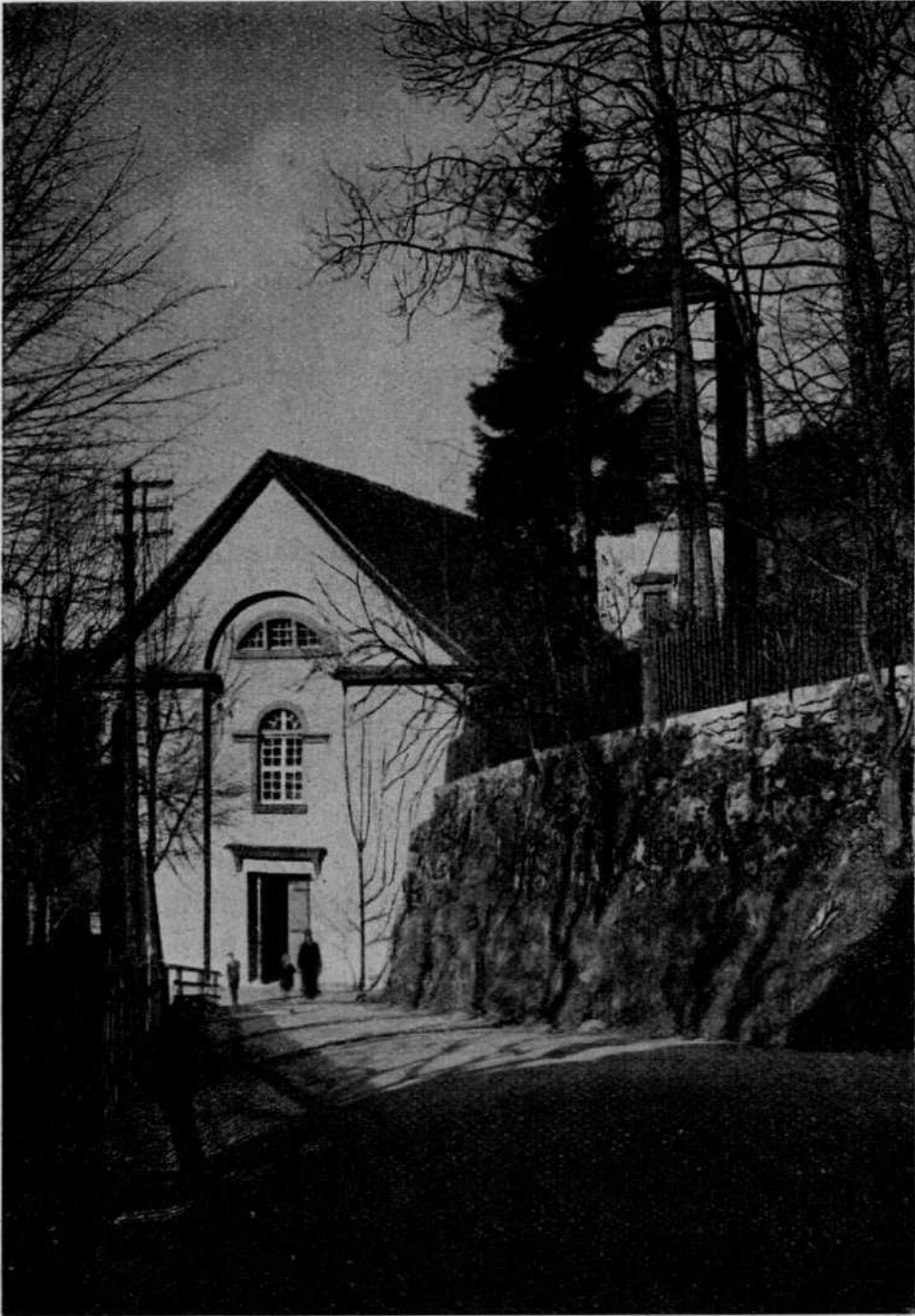
Auch das Amthaus, obgleich außer dem Städtchen auf einer Anhöhe stehend, sowie das erst voriges Jahr vollendete Kranken- und Armenhaus, waren dem Untergange sehr nahe, und ohne die größten Anstrengungen hätten diese beiden Gebäude das Schicksal der meisten übrigen geteilt.

Da im Verlaufe einer Stunde 90 Gebäude in Flammen standen, so läßt sich die Größe des Verlustes, den die hiesigen Einwohner erlitten, leicht ermessen, und mit blutendem Herzen sieht so mancher derselben die Früchte seines Fleißes und das einstige Erbteil seiner Kinder unter dem Schutte seiner friedlichen Wohnung begraben; allein so groß das Unglück ist, welches den hiesigen Ort seit dem Jahre 1493 nun schon zum sechsten Male betroffen hat, so reichhaltig sind die Unterstützungen, welche den Verunglückten durch die väterliche Fürsorge Seiner Königlichen Hoheit unseres gnädigsten Großherzogs und durch die beinahe stündlich einkommenden Beiträge naher und ferner Menschenfreunde geleistet werden; und die hiesigen Einwohner dürfen sich deswegen der tröstlichen Hoffnung hingeben, daß die Wunden, welche ihnen eine verhängnisvolle Stunde geschlagen, möglichst bald wieder werden geheilt werden.“

Furchtbar war der Schlag, der die Bevölkerung Tribergs getroffen hatte, und groß war das über diese hereingebrochene Elend. Sogleich setzte auch von allen Seiten tatkräftige Hilfeleistung ein. Die erste Sorge war die Unterbringung der obdachlos gewordenen Bevölkerung. Von den bewohnten Häusern des Städtchens war, außer dem erst 2 Jahre vorher neugebauten Spital, nur das Amthaus, in dem der Amtsvorstand wohnte und die verschiedenen Amtskanzleien sich befanden, ferner das sog. Mesnerhäuschen und das Pfarrhaus bei der Wallfahrtskirche, sodann das Kronenwirtshaus (späteres Hotel Bellevue und jetziges Krankenhaus) und das Wasenmeisterhaus (heutiges Haus zwischen Spital und Fabrik Grieshaber) stehengeblieben. Im Spital und Pfarrhaus wurden nach der bis heute erhaltengebliebenen Ueberlieferung mehrere Familien notdürftig untergebracht; im Kronenwirtshaus wird dies wohl auch der Fall gewesen

sein. Die ganze übrige vom Brandunglück betroffene Einwohnerschaft — mehr als 700 Köpfe — fand bereitwillig Aufnahme und Unterkunft in den Nachbargemeinden Schonach, Schönwald und Rußbach. Selbstverständlich konnte nicht auch noch die Verköstigung, die Versorgung mit den erforderlichen Lebensmitteln, diesen drei gastfreundlichen Gemeinden zugemutet werden. Rasche Hilfe nach dieser Richtung war nötig. Auch die Wiederverversorgung der Abgebrannten mit Kleidern und Wäsche war eine dringende Aufgabe. Eine Sammlung über das ganze badische Land wurde schon am Tage nach dem Brand staatlicherseits eingeleitet und organisiert. Aber ohne diesen öffentlichen Aufruf abzuwarten, hatten alsbald nach Bekanntwerden des Brandunglücks die Gemeinden der näheren und weiteren Umgebung lebensmittelspendend eingegriffen. In regem und vorbildlichem Wettstreit suchten diese Gemeinden die erste Not zu lindern. Noch am Brandtagabend 9 Uhr überweist Dekan Sieger von Gutach „als Ergebnis einer vorläufigen eiligen Sammlung“ 40 Laib Brot, 36 Pfund Speck und 2 Sester Mehl, indem er dazu schreibt, was man in Eile für die unglücklichen Abgebrannten zusammenbringen konnte, folge einstweilen, und es werde nacheinander weiter nachgeliefert werden. Aus der Gemeinde Böhrenbach kamen gleichfalls am Brandtag 147 Laib Brot, 102 Pfund Speck, Schunken und geräuchertes Fleisch, ferner Kochmehl, gerollte Gerste, Salz und etwas Butter. Der dortige Bürgermeister schrieb dazu: „Wir vernehmen das traurige Schicksal, das Euch, liebe Nachbarn, heute traf. Wir nehmen Anteil an diesem großen Unglück und sammelten in aller Eile die Lebensmittel. Und wenn Sie ferner unsere Unterstützung bedürfen, so dürfen Sie es ohne Scheu tun, wir sind anerbietend, Hilfe zu leisten.“ Der Vogt von Furtwangen schreibt, daß gleich nach dem Brand, nämlich am Sonntag, den 2. Juli, nachdem man die Gemeinde durch die Schelle zur schleunigen Hilfe aufgefordert hatte, zwei zweispännige Wagen mit Naturalien abgegangen seien, die enthielten: 2 Säck Weismehl, ferner Speck, Brot und andere Viktualien, wie man selbe, da man mit dem Wagen von Haus zu Haus gefahren, bekommen habe. Das Bürgermeisterramt Hausach schreibt am 2. Juli, Triberg erhalte anbei 223 Laib Brot, einige Pfund Speck und einige Sr. (Sester) Grundbirnen mit der Bitte, solches als ein kleines Tröpfchen Balsam in die der Einwohnerschaft so tief geschlagenen Wunden annehmen zu wollen. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, daß die Gabe von einer kleinen und größtenteils armen Einwohnerschaft das werde, was sie andern Mitmenschen gerne leisten möchten. Am folgenden Tag schickte Hausach weitere 12 Laib Brot. Der Stadtrat Haslach übersandte gleichfalls am 2. Juli als Ergebnis einer Nahrungskollekte 412 Laib

Brot, 60 Pfund Speck und Fleisch, 12 Pfund Gerste und Schnitz und 24 Sr. Mehl, guten Empfang wünschend und versichernd, für weitere Kollekten besorgt sein zu wollen. Die Gemeinde M ö n c h w e i l e r über-



Die gleich nach dem Brande neu erbaute Kirche.

sandte am 8. Juli 32 Sr. Weißmehl, 217 Pfund Speck und einen Schunken und 13 Laib Brot. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Fürstenberg überwies das Fürstl. Rentamt Donaueschingen am 4. Juli in 20 Säcken 8 Malter Kernen und 12 Malter Linsengersten.

Für die erste Not war durch diese schnelle und tatkräftige Hilfe aus den Nachbargemeinden gesorgt; die Gaben waren reichlich geflossen. Dies betont auch Kreisrat Eckstein aus Offenburg in seinem Bericht an seine vorgesetzte Dienstbehörde von hier aus unterm 26. Juli 1826: „Bei dieser Gelegenheit bemerke ich geziemend, daß für die Verpflegung der Verunglückten Viktualien und Geld hinreichend einkommen. Wenn die Spenden nur lange andauern, denn die Not wird wegen des allgemeinen Mangels so bald nicht aufhören und im Winter vielleicht größer sein als jetzt, wo die Leut ihre Kühe und Gaisien auf der Waid erhalten und ihre Hauptnahrung von solchen finden können.“

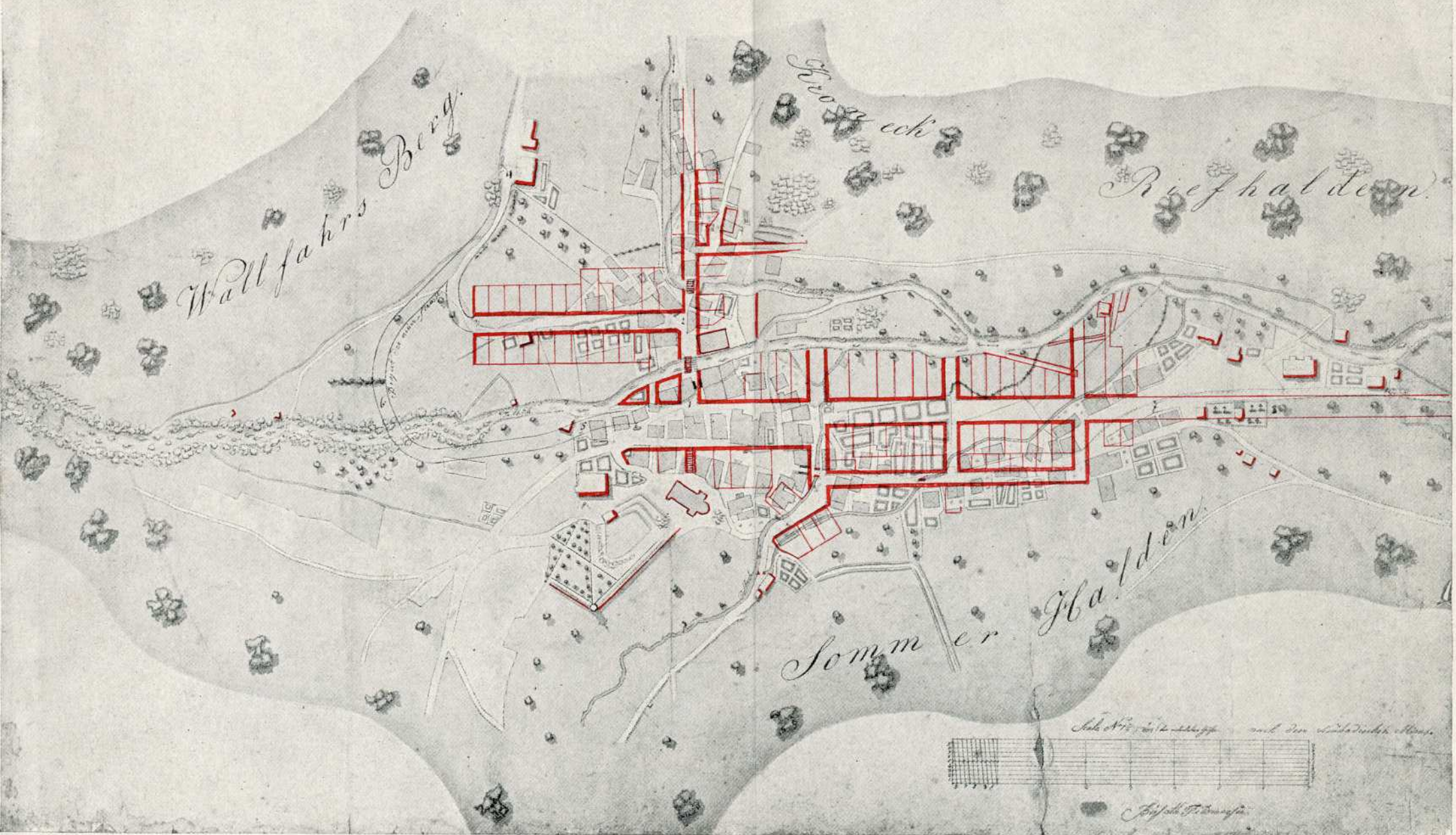
Auch die direkte staatliche Hilfe setzte sofort ein. Auf den Bericht des Kreisdirektoriums Offenburg vom 2. Juli 1826 wurde auf eine Entschließung des Staatsministeriums vom 6. Juli 1826 hin durch das Ministerium des Innern am gleichen Tag die Großh. Kassenkommission angewiesen, für die durch Brandschaden verunglückten Einwohner zu Triberg 3000 fl. aus dem Unterstützungsfond für erlittenes allgemeines Unglück zur Disposition des Kreiskreisdirectoriums zu stellen. Der Staatsanstaltenkommission wurde sodann eröffnet, daß in Triberg über 100 Häuser abgebrannt sind, und daß der in der Brandassekuranz eingetragene Betrag von 239 000 fl. (das Brandgeld) alsbald zur Abgabe an die Brandbeschädigten in Bereitschaft zu setzen sei. Weiter wurden sofort technische Beamte an den Brandort beordert zur schleunigen Aufnahme eines zweckmäßigen Bauplanes. Seitens des Ministeriums wurde dem Kreisdirectorium überlassen, „in und außerhalb Deutschlands für die überall bekannten Triberger“ Kollekten zu veranstalten. Von dieser Anregung und Ermächtigung, auch außerhalb Badens eine Sammlung herbeizuführen, wurde indessen kein Gebrauch gemacht, wenigstens finden sich keine Gaben von außerhalb Baden und speziell auch aus dem Ausland verzeichnet, obschon das Offenburger Kreisdirectorium in seinem Bericht vom 2. Juli 1826 „bei der allgemeinen Achtung, welche die biedereren Triberger in allen Welttheilen genießen“, gerade davon einen besonderen Erfolg erwartete.

Das Sammelergebnis betrug nach der genau geführten Liste:

5472 Sester Früchten,	4115 Stück Bett- und Tischweißzeug,
255 „ Gemüsefrüchten,	4559 Hemden,
282 „ Erdäpfel,	3465½ Ellen Leinwand und Ellenwaren,
217 „ Mehl,	4124 Stück verschiedene Kleider,
1723 Laib Brot,	111 Stück Küchgeschirr,
1130½ Pfd. Speck, Fleisch und Butter,	461 Stück Hand- und Feldgeschirr,
14 Stück Betten,	94⅞ Pfd. Faden und Garn und
87 Pfüßen und Rissen,	1 Partie Leder.
14 Bettdecken,	

Plan

über die Stadt Tryberg des alten und neuen Zustandes.
Auf diese am 1^{ten} July 1826 abgebrannte Stadt, wurde solche nach
dem roth gezogenen Project, wieder förmlich aufgebaut.



Ueber die Geldspenden sind nur ganz lückenhafte Aufzeichnungen vorhanden, die kein auch nur annäherndes Bild geben. Eine Uebersicht des Dreisam-Kreises vom 30. November 1826 verzeichnet z. B. neben Naturalien, Kleidern usw. 12 770 Gulden 16 kr. bares Geld. Hier wird wohl beim baren Geld die Stadt Freiburg ausschlaggebend gewesen sein. Die Gemeinde Rothweil am Kaiserstuhl sammelte, um das auch zu erwähnen, 26 Saum Wein, der in 6 Fässern durch eine Triberger Fuhre im Spätherbst 1826 abgeholt wurde. Der Pfarrer und der Vogt von dort schrieben dazu u. a., es sei der Wunsch der Bürger, daß der Kreuz(wirt) und Sonnenwirt je 1½ Saum zum voraus als eine Anerkennung ihres tätigen Verkehrs mit Rothweil erhalten sollen. Der Kaiserstühler hatte demnach schon damals bei den Tribergern einen guten Namen.

Auch eine Verteilungsliste wurde geführt, in der alles, was der einzelne von den gesammelten Gegenständen (Kleidern und Hausat) erhielt, nach Art und Stückzahl genau verzeichnet wurde.

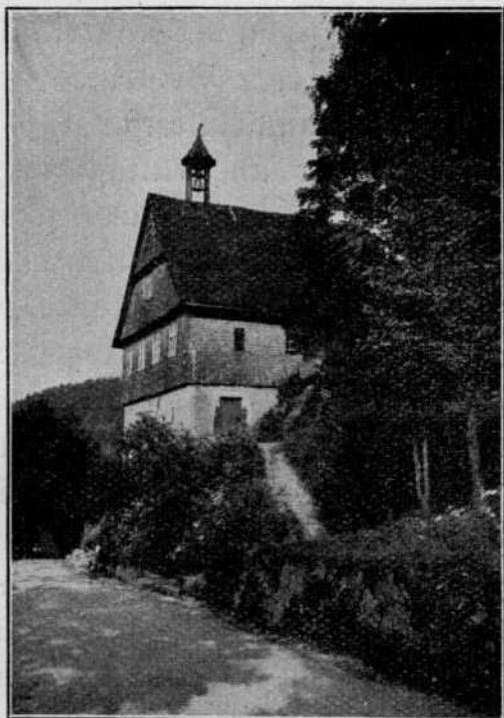
Ueber die Verteilung des Geldes und der Lebensmittel fehlen dagegen Aufzeichnungen. Im ganzen wurden 276 Personen bedacht, die sich aus allen Berufsklassen und Ständen der Bevölkerung zusammensetzten. Neben dem einfachen Handwerker und Handwerksgehilfen steht der Apotheker, Doktor und Staatsbeamte. Allen war beinahe restlos alles verbrannt, und alle waren daher auf die Hilfe von außen angewiesen.

Neben der Unterbringung der obdachlosen Bevölkerung und deren Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidern und Sonstigem war eine ebenso wichtige Aufgabe das Aufräumen der Brandstätte und der Wiederaufbau der abgebrannten Stadt. Die maßgebenden staatlichen Stellen griffen sofort energisch ein. Alsbald wurde ein Stab technischer Beamten nach Triberg beordert mit der Aufgabe, die Aufräumungsarbeiten zu leiten und die Aufstellung eines neuen Stadtbauplanes und die Erlassung einer neuen Bauordnung in Angriff zu nehmen und durchzuführen. Vorher konnte, wie das Kreisdirektorium Offenburg unterm 4. Juli 1826 an den Kreisrat Eckstein in Triberg schrieb, vom Bauen keine Rede sein, und man müsse sich einstweilen erforderlichenfalls mit Notbauten behelfen. „Jeder Bauende habe sich gefaßt zu halten, nach den Regeln der Feuerpolizei und von Gesetzes wegen von Stein zu bauen, und auf keinen Fall dürften die Häuser wieder mit Schindeln gedeckt werden. Schon jetzt sei daher für einen hinreichenden Vorrat von Dachziegeln zu sorgen. Die Fällung des Bauholzes könne vorderhand noch verschoben bleiben, da der Zeitpunkt für den Bedarf noch nicht so nahe sei, dann aber auch das in der jetzigen Jahreszeit gefällte Holz zum Bauen nicht brauchbar, wenigstens

aber der Haltbarkeit der Gebäude nicht zuträglich sei. Ueberhaupt dürfe man das Bauen nicht übereilen und sich hierin durch nichts irremachen lassen. Man baue nicht für den Augenblick, sondern auf lange Zeit, und Fehler, welche in der Uebereilung gemacht werden, ließen sich bekanntlich selten oder niemals verbessern.“ (Grundsätze, die auch heute noch gelten und manchmal mehr beachtet werden sollten.) Diese kluge Vorsicht, die man im Gefühl der Verantwortung bei den staatlichen Stellen in der Wiederaufbaufrage, auch bei allerdenkbarster Förderung von vornherein beobachtete, hat wohl damals begreiflicherweise da und dort Unzufriedenheit erregt, war aber in den Verhältnissen wohl begründet und daher durchaus angebracht. Die Erfahrung war eben auch hier die beste Lehrmeisterin, und man muß den führenden Köpfen jener Zeit für ihr klug abgewägtes Handeln heute noch dankbar sein. Der neue Stadtbauplan nebst Profilen war schon am 25. Juli 1826 fertiggestellt und konnte auf diesen Tag dem Ministerium des Innern vorgelegt werden. Die Angelegenheit wurde für so wichtig gehalten, daß sogar das Staatsministerium sich damit befaßte, eine besondere Kommission zur Prüfung einsetzte und auf deren Vorschlag hin Aenderungen am Bauplanentwurf vornahm. Der hierüber hin- und hergegangene Schriftwechsel bietet kein genaues Bild, in welcher Richtung sich die Beanstandungen bewegten, weil, wie bei einem anderen Anlaß später festgestellt wurde, der damals vorgelegte Bauplan verlorenging. Nur soviel geht daraus hervor, daß es sich in der Hauptsache um die Gestaltung der Flucht der Hauptstraße und des Marktplazes handelte. Die zentrale Stelle in Karlsruhe hatte in erster Reihe das gesamte künftige Stadtbild im Auge, vor dem entgegengesetzte Wünsche einzelner privater Interessenten eben zurücktreten mußten.

Auch die neu entworfene städtische Bauordnung ging in Karlsruhe nicht unbeanstandet durch. Diese Beanstandungen waren aber nicht groß, so daß bald eine Einigung erzielt worden war. So war nun der Weg für den Wiederaufbau des Städtchens geebnet, und mit dem Bauen konnte bereits 8 Wochen nach dem Brand begonnen werden. Das zum Wiederaufbau nötige Bauholz wurde hauptsächlich durch einen Kahlhieb im städtischen Wässerlewald gewonnen und von der Gemeinde an die brandbeschädigten Hausbesitzer zu einem bestimmten Richtpreis abgegeben. Die Liste der abgebrannten Bauholzempfänger enthält 102 Namen (der Bericht im Offenburger Wochenblatt spricht von 90 abgebrannten Gebäuden, der amtliche Bericht des Kreisdirektors v. Sensburg an das Ministerium vom 2. Juli 1826 bezeichnet dagegen über 100 in Asche liegende Häuser). Jeder abgebrannte Hausbesitzer sollte erhalten: 17 Balken, 35 Kiegel, 28 Sparren, zusammen 2404 Kubikfuß für 40 fl. 4 kr. und

außerdem noch die nötigen Stangen. Abgegeben wurden im ganzen 521 Stangen, 1768 Balken, 3604 Riegel und 2733 Sparren im Maßgehalt von 271 308 Kubikfuß, wofür 4121 Gulden 48 fr. in der Gemeindefrechnung vereinnahmt wurden. Weiter wurden aus dem Stadtwald am 9. Januar 1827 1039 „Krißstangen“ (Gerüststangen) = 4372 Kubikschuh für 72 fl. 42 fr. und am 27. April 1827 432 solche Stangen = 728 Kubikschuh für 29 fl. 40 fr. abgegeben. — Aus der staatlichen Brandkasse (der damaligen Brandasssekuranz) kamen 239 000 fl. Brandentschädigung für den Wiederaufbau der Häuser zur Auszahlung. Das Geld mußte beim Finanzamt Hornberg mit dem Wagen abgeholt und hierhergebracht werden. Wie aus der Kostenliquidation von 4 als Begleitwächter dazu „abkommandierten“ Tribergern ersichtlich ist, fuhren schon am 13. und 21. September und 29. Oktober 1826 solche „Geldwagen“. Daraus geht hervor, daß diese Geldquelle rasch floß und daß es mit dem Bauen schnell voranging, weil, wie oben ausgeführt, erst Ende August mit den Bauarbeiten begonnen worden war. Ueber die Wiederaufbauzeit war ein Wachkommando von 7 Soldaten in Triberg einquartiert, wofür aus der Gemeindefkasse an Quartier- und Verpflegungskosten im ganzen 871 fl. 56 fr. bezahlt wurden.



Altes Mesmerhaus, jetzt Heimatmuseum.

Wie einleitend bemerkt, war auch das Rathaus dem Brand zum Opfer gefallen. Mit demselben verbrannten auch sämtliche Akten, Urkunden und Bücher. Nur das Grundbuch Band I, dessen erster Eintrag das Datum des 7. März 1824 trägt, war durch Zufall gerettet worden. Es war, wie die Ueberlieferung berichtete, in der Privatwohnung des Bürgermeisters aufbewahrt und wurde aus dem Feuer gerettet. Dagegen verbrannte das Pfandbuch, trotzdem es zur größeren Sicherheit im Gewölbe der Stadtkirche untergebracht war. Das mit großen Schwierigkeiten und unter einem umständlichen Verfahren neu angelegte Pfandbuch Band I enthält zu Eingang den Feststellungsvermerk: „Bekannterdingen verbrannte das im Stadtkirchen Gewölbe dahier aufbewahrte städtische Unterpfandbuch.“ Daß mit dem Rathaus auch alles Akten- und Büchermaterial unterging, geht auch aus dem Vorbericht der Waldrechnung für 1. 6.

1825/26, abgelegt auf 1. 1. 1827, hervor, in dem es heißt: „Alle früheren Rechnungen sind bei dem ungeheuren Brand am 1. Juli 1826 ein Raub der Flammen geworden.“ Vom Brand verschont blieben allein die Archive im Amthaus und Pfarrhaus. Was vom Amthausarchiv geschichtlichen Wert hat, ruht jetzt im Generallandesarchiv in Karlsruhe. Das Pfarrarchiv enthält verhältnismäßig wenig über den Brand und die nachfolgende Zeit, was allgemeines Interesse haben könnte. — Was sich daraus, besonders auch aus den Standesbüchern widerspiegelt, hat mehr lokale Bedeutung. Das Verkündbuch weiß eigentlich wenig zu sagen. Beachtlich ist folgende Verkündung von der Kanzel am zweiten Sonntag nach Ostern 1827: „Da unsere zerstreute Gemeinde sich unter Gottes Hilf und Schutz allmählig wieder zu sammeln anfängt, so wollen wir auch von heute an die Kristenlehre wieder am Mittag nach dem Rosenkranze halten.“ Nach kaum $\frac{3}{4}$ Jahren konnte hiernach schon ein großer Teil der Bevölkerung wieder in die neuerstandene Stadt zurückkehren. Am Sonntag, den 24. Juni 1827 wurde sodann von der Kanzel verkündet: „Gerade am künftigen Sonntag ist der Jahrestag des großen Brandunglückes, das unser Städtchen fast ganz vernichtete. Wie wird das Andenken daran in unseren Herzen erlöschten, und zur Kenntniss und Warnung werden wir es auch unseren Nachkommen bekanntmachen. Dazu scheint eine kirchliche Jahresfeier sehr geeignet, die wir denn auch an dem künftigen Sonntage halten wollen. Zu diesem Endzwecke wird ein feierliches Hochamt mit vorhergehendem Segen und nachfolgendem ambrosianischen Lobgesang gehalten werden. NB. Es ist der Wunsch der hiesigen Bürgerschaft, daß diese Feier jedes Jahr am ersten Sonntag nach dem 1. Juli stattfindet.“

Dieser aus der noch frischen Erinnerung an das große Brandunglück herausgewachsene Wunsch der Bürgerschaft wurde lange Zeit hindurch erfüllt. Jahrelang läßt sich dies aus dem Verkündbuch verfolgen. Die jetzige Generation weiß nichts mehr davon. Wann damit gebrochen wurde, konnte bisher nicht festgestellt werden. Im Verlaufe der Zeit und mit der heranwachsenden neuen Generation verblaßte die Erinnerung naturgemäß mehr und mehr, und, wie so oft im Leben und in der Geschichte, machte man eines Tages eben einen Strich unter die Vergangenheit. So sind nun 100 Jahre über diesen letzten großen Triberger Stadtbrand dahingerauscht. Der 1. Juli 1926 wird der 100jährige Gedenktag dieser schweren Heimsuchung sein. Wie damals aus den Ruinen ein neues Stadtgebilde hervorblühte, so ist mit der Zeit auch ein neues Geschlecht herausgewachsen, das mit seiner Eigenart und mit seinen heutigen Verhältnissen nur noch lose Berührungspunkte mit der geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit Alt-Tribergs hat. Das neue Triberg mußte mit

der Zeit gehen; es mußte sich wirtschaftlich um- und neu einstellen. Aus dem alten, abseits des Verkehrs gelegenen, noch stark Landwirtschaft treibenden Handwerkerstädtchen von etwas über 700 Einwohnern ist eine durch Erbauung der Schwarzwaldbahn dem Verkehr angeschlossene Industrie- und Fremdenstadt von über 4000 Einwohnern geworden. Um den Kern des nach dem 1826er Brande neu aufgebauten Städtchens haben sich neue Straßen mit neuzeitlichen Häusern, Hotels und industriellen Anlagen gelegt, und die von der Natur gelegten Fesseln wurden in fortschreitender Entwicklung gesprengt, soweit dies nach den Verhältnissen möglich war. Von ähnlichen Schicksalschlägen ist Triberg, abgesehen von der Typhusepidemie in den Jahren 1884 und 1885, die 285 Erkrankungen mit 36 Todesfällen im Gefolge hatte, seither glücklicherweise verschont geblieben. Was in jenen Tagen des Brandunglücks für die Bevölkerung zur schicksalschweren Heimsuchung geworden war, ist längst überwunden; die Zeit hat die damals geschlagenen schweren Wunden geheilt. In seiner Auswirkung für die nachkommende Zeit betrachtet, hatte jener Stadtbrand jedenfalls das eine Gute, der neuen Stadtanlage und dem heutigen Stadtbild den Weg geebnet zu haben. Möge Tribergs Bevölkerung die seinen Vorfahren in jenen Tagen des Unglücks und der Not von allen Seiten gewährte Hilfe nie vergessen und im Gedenken daran stets eine offene hilfsbereite Hand für seine Mitmenschen haben; möge aber auch die Stadt fernerhin vor ähnlichen schweren Heimsuchungen bewahrt bleiben.

Eine badische Beamten- und Offiziersfamilie des 18. Jahrhunderts.

Von **Rudolf Goebel von Harrant.**

Am 26. Januar 1666 wurden die Brüder **Johann Claudi** und **Wilhelm Samson Harrant** durch Kaiser Leopold den Ersten in den Reichsadelsstand erhoben mit dem Bemerkten, daß „ihre Vor- und Eltern von ohnwordencklichen Zeiten der Cron Hispanien und Unserem löblichen Erzhaus Oesterreich in führnehmen Diensts-Conditionen vielfältig erzeigt und biß dato verharren“.

Ueber die Herkunft der Genannten ist Urfundliches nicht vorhanden. Nach der Familientradition sollen es Enkel des aus der Geschichte des Königreichs Böhmen bekannten Ritters C h r i s t o p h H a r r a n t von P o l c z i z gewesen sein. Dieser war kaiserlicher Kammerherr und Kammerpräsident zu Prag, hat eine von ihm unternommene Orientreise beschrieben und ist im Jahre 1621 als Anhänger des Winterkönigs Friedrich zu Prag enthauptet sowie seiner Güter und angeblich auch des Adels verlustig erklärt worden. Die Tatsache indessen, daß diese Familie H a r r a n t, deren nachgewiesener Ursprung in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt, ein anderes Wappen geführt hat, als das den oben erwähnten beiden Brüdern verliehene, läßt den behaupteten Zusammenhang zwischen den genannten Personen fast ebenso unwahrscheinlich erscheinen wie die anderweitig aufgestellte Ansicht der Abstammung der nobilitierten Brüder von der im 15. Jahrhundert in Schwaben blühenden Familie H a r r a n t von H o h e n b u r g, welche gleichfalls ein abweichendes Wappen aufweist. Sie werden wohl Tiroler gewesen sein.

J o h a n n C l a u d i diente „bei der spanischen Armada in Niederlanden für Einen Offizier“, dann den Erzherzogen Ferdinand Karl und Sigmund Franz als Vogt des Gerichts Ortenberg und starb als Hofkammerrat und Küchenmeister der Erzherzogin Anna im Jahre 1676 auf dem von ihm gekauften Schloßchen Melans bei Abjam in Tirol. Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter, über deren spätere Schicksale und Nachkommen nichts bekannt ist.

Sein jüngerer Bruder W i l h e l m S a m s o n, genannt der Alte, starb im Jahre 1690 als kaiserlicher Vogt des Landgerichts Achern unter Hinterlassung dreier Söhne:

1. W i l h e l m S a m s o n s des Jüngeren, welcher zuerst kaiserlicher und dann, wohl infolge der Beleihung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden mit der Landvogtei Ortenau, markgräflich badischer Vogt des Landgerichts Achern war und im Jahre 1718 gestorben ist.

2. J o h a n n H e i n r i c h s, geb. 1665, gest. 1727, markgräflich badischen Amtmanns zu Bühl.

3. J a k o b F e r d i n a n d s, gest. 1734 als markgräflich badischer Vogt zu Appenweier.

J o h a n n H e i n r i c h hatte 6 Kinder. Davon waren F r a n z S e b a s t i a n, gest. 1742, markgräflich badischer Kammerrat und Landkommissär in Rastatt und J o s e p h A n t o n, markgräflich badischer Landschreiber zu Kirchberg.

Ersterer hatte ebenfalls 6 Kinder, von denen hier nur sein Sohn

V a l e n t i n, der als markgräfllich badischer Oberst und Kommandant von Kastatt gestorben ist, in Betracht kommt.

Am 26. September 1778 wurde dieser, wahrscheinlich für Dienste bei der Werbung von kaiserlichen Truppen in der Markgrafschaft Baden-Baden, durch Kaiserin Maria Theresia in den Freiherrnstand erhoben. Von ihm, der von seinen Geschwistern allein Nachkommen hinterlassen hat, stammten ab: **A u g u s t** Freiherr von **H a r r a n t**, markgräfllich badischer Obervogt zu Bühl, geb. 1760, und **V a l e n t i n** Freiherr von **H a r r a n t**, geb. 1761, gest. 1834 als großherzoglich badischer Generalleutenant a. D. zu Kastatt.

Von den Mitgliedern der Familie von **H a r r a n t** haben also, wie sich aus nachstehender rekapitulierenden Tafel ergibt, im Laufe des 18. Jahrhunderts im ganzen acht, die vier aufeinanderfolgenden Generationen angehörten, als Beamte und Offiziere in badischen Diensten gestanden. (Stammtafel s. nächste Seite).

Nach außen hin hervorgetreten ist nur der Generalleutnant Freiherr von **H a r r a n t**. Er war zur Zeit des Kastatter Kongresses in den Jahren 1797—99 Kommandant der in Kastatt garnisonierenden badischen Truppen und wird in der Literatur über den Gesandtenmord vom 28. April 1799 wegen seines entschlossenen und tatkräftigen Eintretens für die Rechte der diplomatischen Personen belobt. In den Feldzügen gegen Oesterreich von 1805 und 1809 befehligte er als Generalmajor das badische Kontingent, war während des Krieges von 1806/07 im kaiserlich französischen Hauptquartier und machte, im Jahre 1810 zum General befördert, den russischen Feldzug vom Jahre 1812 abermals im Hauptquartier Napoleons mit. Im Jahre 1814 wurde er kommandierender General des badischen Landsturms (über 100 000 Mann in 92 Bataillonen). Später war er badischer Gesandter in Stuttgart. Zwei badische Infanterieregimenter, das vierte (vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1808) und das dritte (im Jahre 1808) haben seinen Namen geführt.

Mit ihm starb die Familie in der männlichen Linie aus, ihr Name hat sich dadurch noch erhalten, daß den Kindern einer Tochter des Obervogts **A u g u s t** Freiherrn von **H a r r a n t** unter Vereinigung des Namens **H a r r a n t** mit dem ihres Vaters ¹⁾ im Jahre 1838 durch den König der Niederlande (1839 durch den Großherzog für Baden anerkannt) der Name **G o e b e l** von **H a r r a n t** verliehen wurde.

¹⁾ Des aus Mingolsheim stammenden Königlich Niederländischen Professors an der Universität Löwen (bis 1830) **F. J. Goebel**, der nach Verlust seiner Stelle infolge der belgischen Revolution zunächst in Kastatt lebte, wo auch Adelheid von **H a r r a n t** nach dem Tode ihres Vaters bei ihrem Onkel, dem General, wohnte.

- | | | |
|---|---|---|
| 1. Wilhelm Samson der
Jüngere
Bogt in Achern
gest. 1718. | 2. Johann Heinrich
Amtmann in Bühl
geb. 1665, gest. 1727. | 3. Jacob Ferdinand
Bogt in Appenweier
gest. 1734. |
|---|---|---|

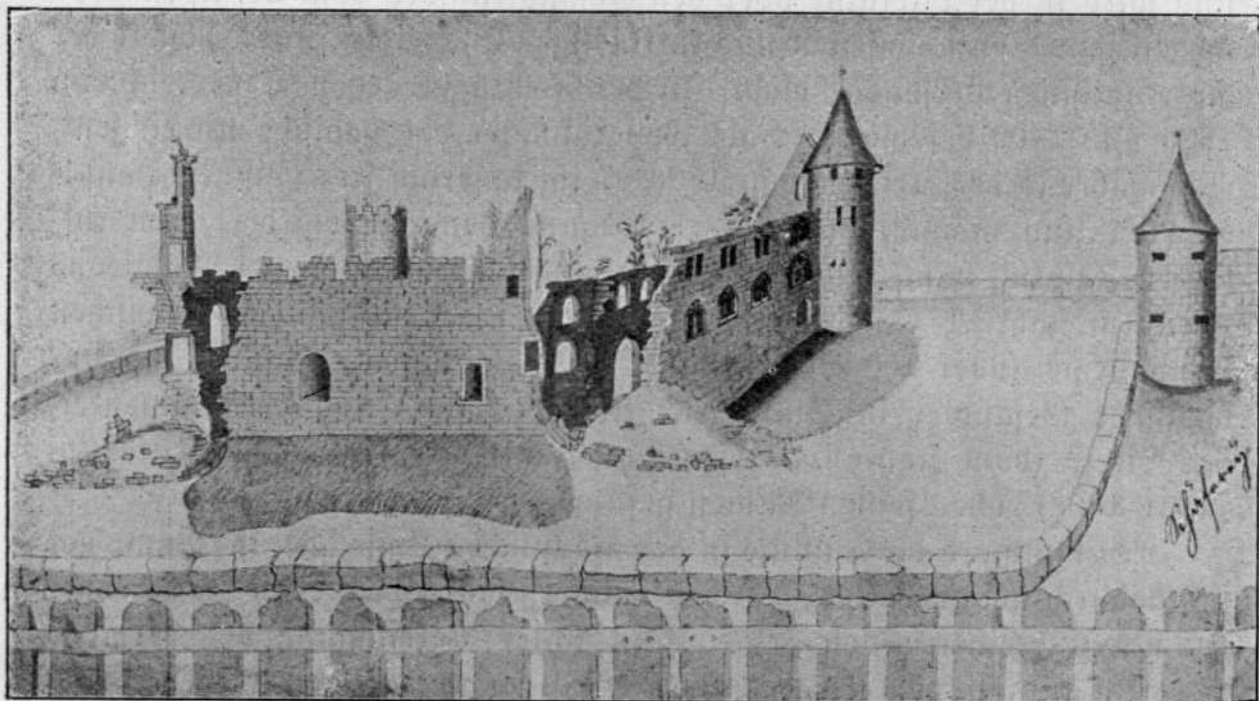
4. Franz Sebastian
Kammer-Rath und
Land-Commissär in Rastatt
gest. 1742.

5. Joseph Anton
Landschreiber in Kirchberg.

6. Valentin
Oberst und Kommandant
von Rastatt.
gest. 1788.

7. August
Obervogt in Bühl
geb. 1760.

8. Valentin
General-Lieutenant
geb. 1761, gest. 1834 in Rastatt



Tiefburg Lahr. 1700. (Siefert Nr. 811.)



Mahlberg. (Siefert Nr. 834.)

Die Ortenau im Bilde*)

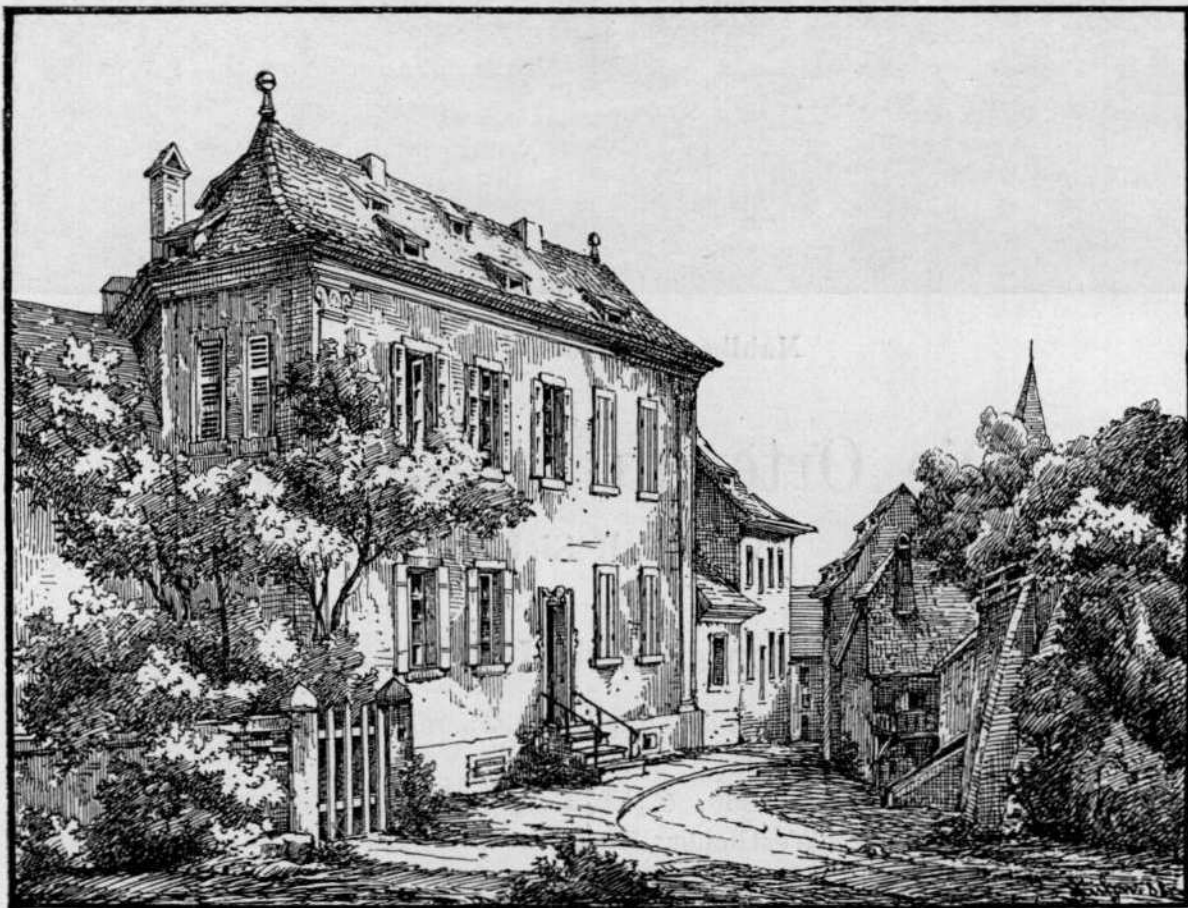
Von Adolf Siefert.

Amtsbezirk Lahr.

760. **Dinglingen** 1865. Station de Dinglingen (chemin de fer badois). *B.* wie 2. 1/1865. *H.* 6,5 : 10,5.
761. — Desgl. *B.* wie 26. 1866. *G.* [J. Levy]. *M.* [Ch. Lallemand].
762. **Ettenheim**. 1889. Westlicher Eingang von Ettenheim. *B.* Schauinsland XV. *AU. M. J. Kühn.* 10,9 : 17,6.
763. — 1808. Blan deß Schloß Ettenheim. *M.* Matheus Steeger, Maurermeister in Ettenheim. 56,3 : 31,8. *E. LK.*
764. — 1855. Maison habitée par le Duc d'Enghien à Ettenheim. *B.* wie 125. *L. c.* 8,5 : 17,5.
765. — 1889. Das vormal's von Ichtratzheim'sche Haus, Wohnung des Herzogs von Enghien in Ettenheim. *B.* wie 762. *AU. M. J. Kühn.* 17,9 : 23,9
766. — 1768. [Stadtkirche]. *Z.* 54,9 : 41,5. *E. LK.*
767. — Desgl. *c.* 39 : 40,5. *E. LK.*
768. — Desgl. *c.* 54 : 46. *E. LK.*
769. — 1770. Desgl. *Z. M.* Budtinger. *c.* 35,5 : 28. *E. LK.*
770. — Desgl. *Z. c.* 37 : 26,5. *E. LK.*
771. — 1804. [Verhaftung d. Herzogs v. Enghien.] *B.* wie 193. *H. G. G. Heuer u. Kirmse.* 9 : 10.
772. **Ettenheimmünster**. 1683. [Aufriß des Klosters aus der Vogelschau.] *Z. c.* 16,5 : 21. *E. LK.*

*) Fortsetzung. Vgl. Ortenau 6/7, 24; 8, 9 u. 12, 102.

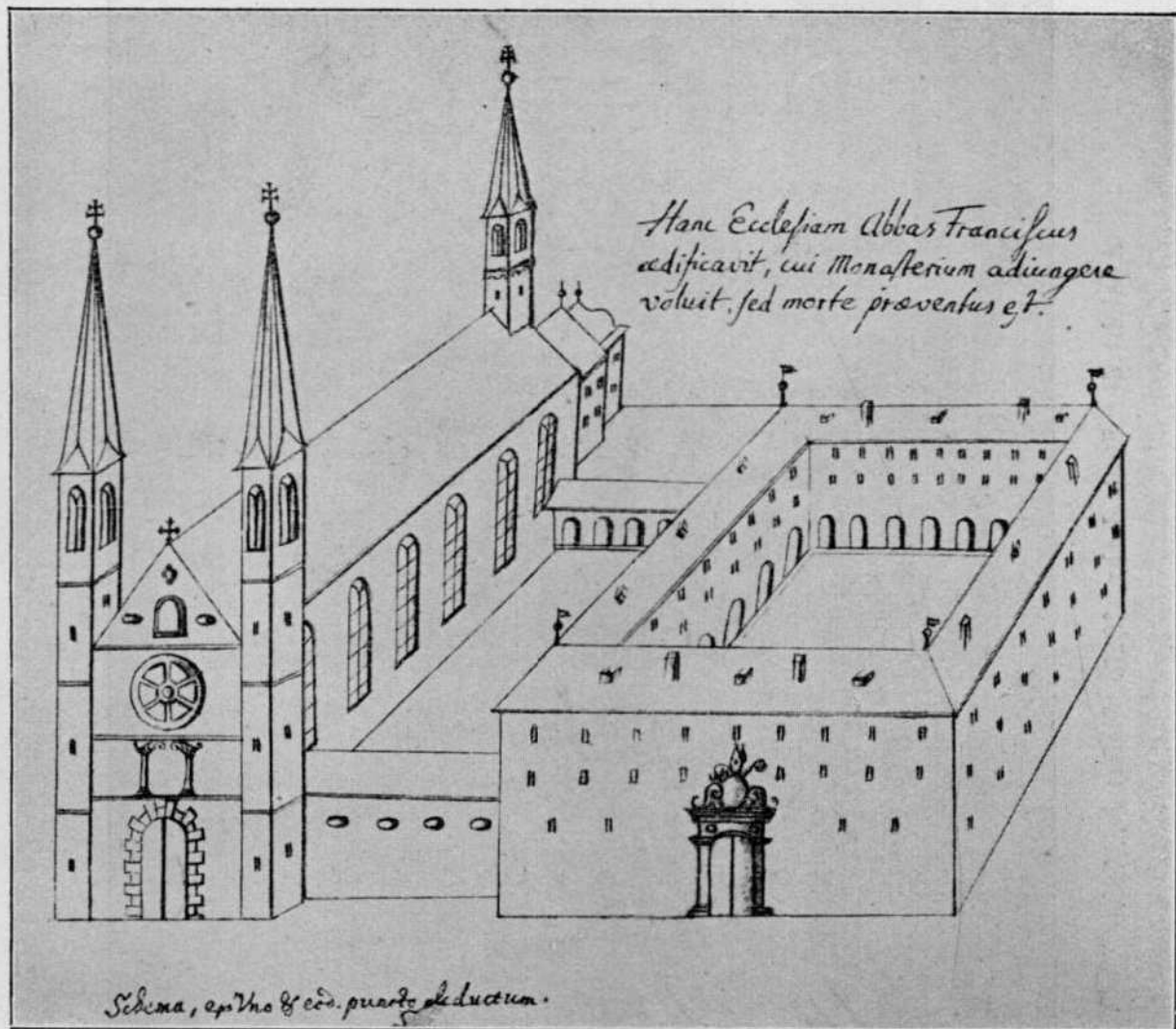
773. **Ettenheimmünster.** 1700. [Ansicht des Klosters.] *O.* 100 : 150. *E.* Stadt-
gemeinde Ettenheim.
774. — 1759. *S. Landelinus Martyr, Brigoyae & Alsatiae Patronus* Paßus
Anno 640. *K. G. Peter Mayer, Freiburg.* 14,6 : 9,4.
775. — 1800 *Abtei Ettenheim-Münster.* *B.* Albert Kürzel, *Benediktiner-*
Abtei Ettenheim-Münster. Lahr 1870. *L. G. E. Kaufmann, Lahr.*
8,8 : 15,6.



von Ichtratzheimsches Haus in Ettenheim. (Siefert Nr. 765.)

776. — 1888. *Das Kloster Ettenheimmünster.* *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naecher].
10,4 : 12,2.
777. — 1855. [St. Landolinskirche.] *Z. M. Fischer.* *c.* 138,5 : 18,5. *E. LK.*
778. — 1880. *Ettenheim-Münster (Bad u. St. Landolin-Kirche).* *B.* Schau-
insland VII. *L. M. F. Lederle.* 17,5 : 23.
779. — *Die St. Landolin-Kirche in Ettenheim-Münster.* *B. u. M.* wie 778.
L. 23 : 17,6.
780. — *Aussichtsturm. (Ehemaliger Heidenkeller auf dem Geisenberg.)* *B.*
u. M. wie 778. *L.* 14,3 : 16,6.
781. **Ichenheim.** 1800. [Kirche.] *Z. M. L. C. S. Kraemer.* [4 Pläne.] *E. LK.*
782. — 1849. *Ansicht aus der Wohnung der Apotheke gegen Süden.* *ZF. M.*
Apotheker L. Leiner aus Constanz. 12 : 23,1 *E. Un.-Prof. Dr. Baur,*
Berlin-Dahlem.

783. **Ichenheim.** 1849. Ichenheim. *A. M. Ludwig Leiner.* 9 : 13,5. *E. Hofapoth. R. Baur, Donaueschingen.*
784. — 1870. Apotheke, Ichenheim [Etikette]. *L. 1,6 : 2,4.*
785. **Kappel.** 1837. Kirche in Kappel. *ZF. M. Rösel. c. 11 : 9,5. E. Selbst.*
786. **Kippenheim.** 1834. Denkmal für Johann Georg Stulz von Ortenberg errichtet in seinem Geburtsort Kippenheim. *L. G. P. Wagner, Karlsruhe. 38 : 29.*

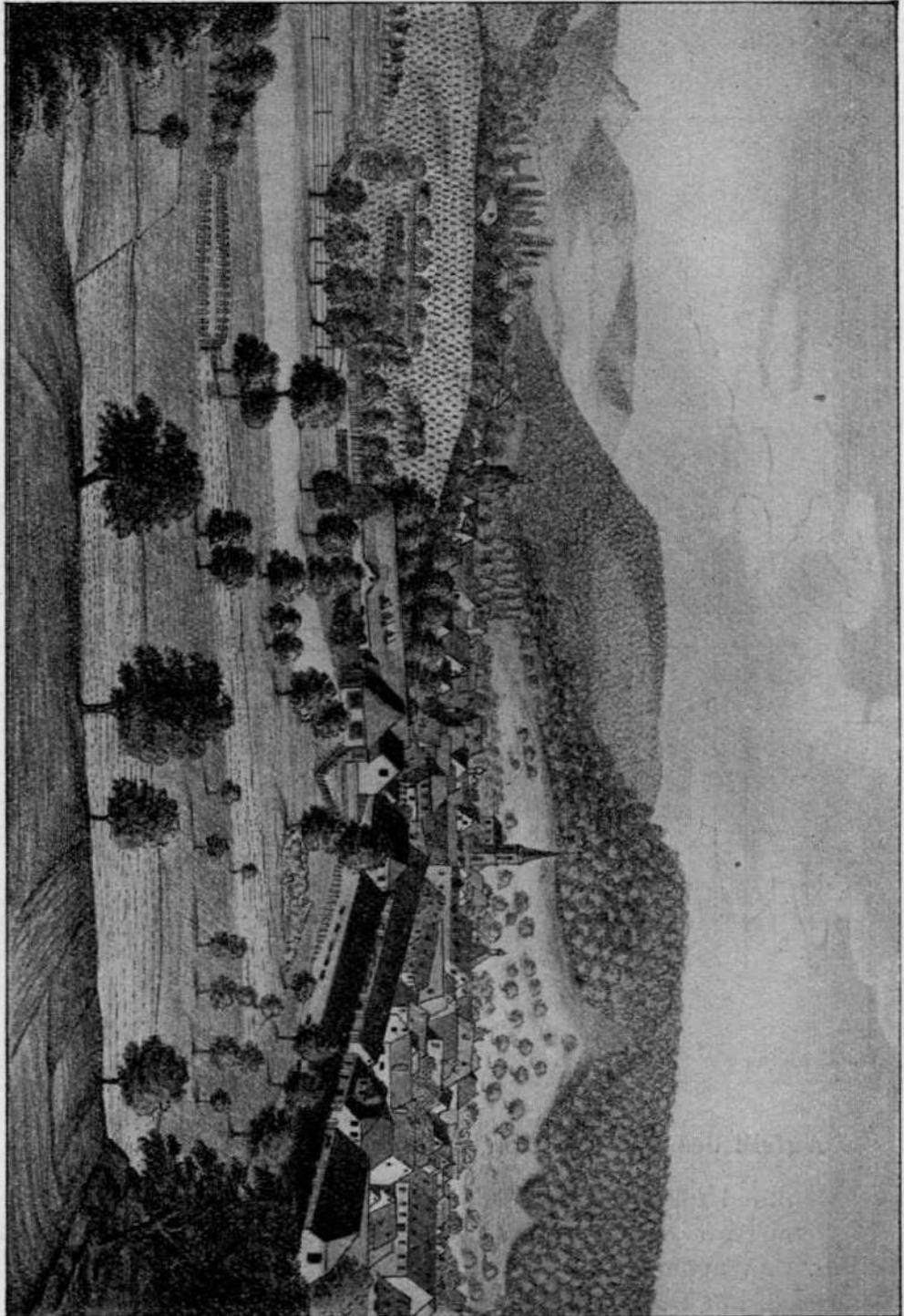


Aufriß des Klosters Eitenheimmünster. (Siefert Nr. 772.)

787. — Denkmal für Johann Georg Stulz von Ortenberg; errichtet in seinem Geburtsort Kippenheim 1834. *L. G. J. Schütz. M. J. Berckmüller. B. P. Wagner, Karlsruhe. 8,4 : 7,3.*
788. — Desgl. auf Bucheinband von: Statuen der Stulzischen Waisen-Anstalt in Lichtenthal bei Baden. Karlsruhe 1835.
789. — Monument de Stultz à Kippenheim. *B. wie 125. L. G. Alph. Cluquet. M. F. Piton. D. E. Simon c. 8,5 : 17,5.*
790. **Lahr.** 1640. Die Stadt Lahr. *B. wie 316. K. 23,4 : 28,4.*
791. — Grundriß von der Stadt Lahr, vor dem Jahre 1643. *B. Ferd. Stein:*

Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen,
Lahr 1827. *L. D.* [J. H. Geiger, Lahr.] 12,5 : 11.

792. Lahr. Grundplan der Stadt Lahr vor 1643. *B.* wie 24. *L. G.* [J. Naeher.]
11 : 11,1.



Ansicht der Stadt Lahr. 1825. (Siefert Nr. 799.

793. — Grundriß von der Stadt Lahr, vor dem Jahr 1643. *B.* Alfred Siefert:
Grüselhornklänge, Lahr 1888. *AU.* 24 : 26,7.

794. — 1825. Grundriß von der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen. *B.* wie
791. *L.* 34,9 : 46,2.

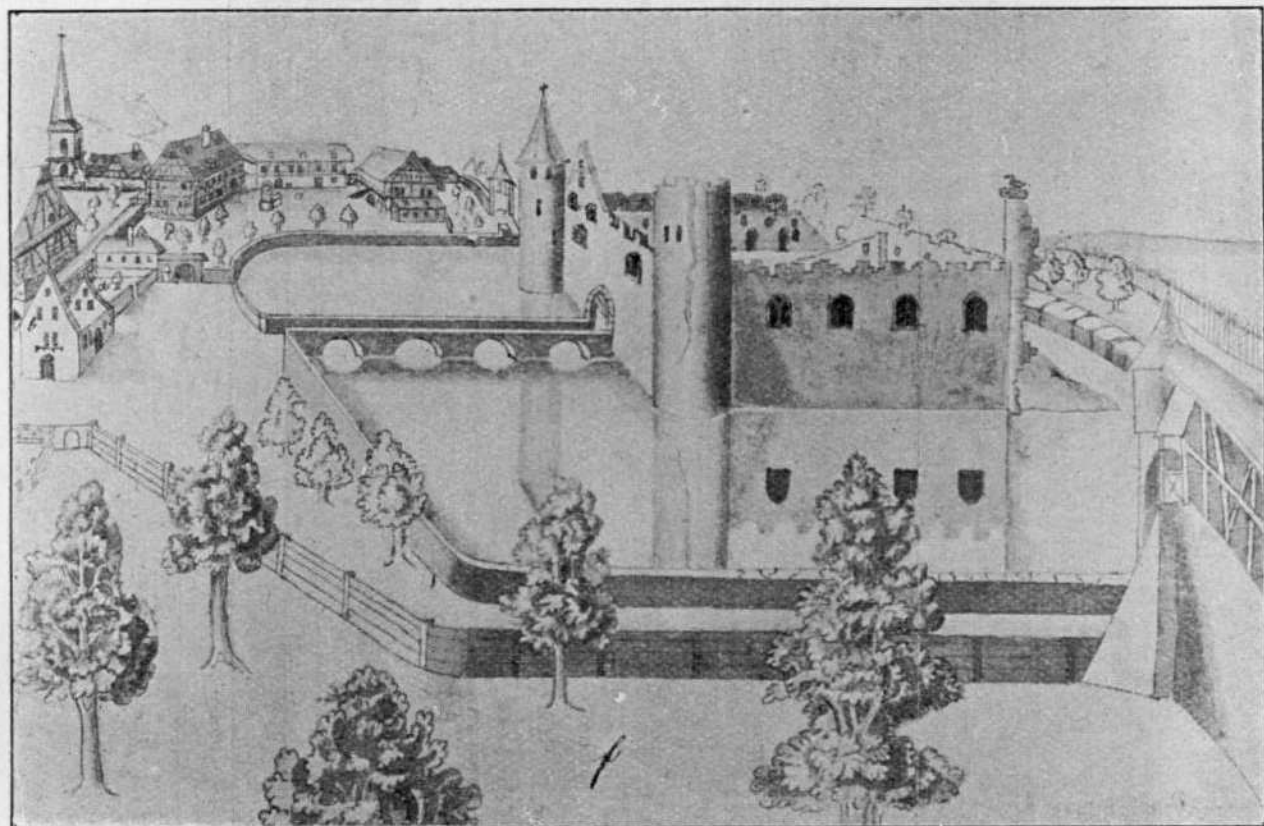
795. **Lahr.** 1820. Ansicht der Stadt Lahr i. B. gegen Morgen. *A.* 10,5 : 17. *E.* Städt. Sammlg. Lahr.
796. — Ansicht der Stadt Lahr gegen dem Schutterthal. *B.* C. V. Sommerlatt, Züge teutschen Muthes u. Hochsinns nebst einig. Gedicht. etc., Basel 1820. *K. G.* Oberthür. 8,2 : 15,8.



„Venedig“ in Lahr. (Siefert Nr. 820.)

797. — Ansicht von Lahr. *K. G.* Nilson. *M.* Follenweider. *D. H.* Schweizer. *V.* Herder, Freiburg. 21 : 28,6.
798. — Lahr. *B.* wie 645. *H. M.* [Follenweider]. 6,9 : 10.
799. — 1825. Ansicht der Stadt Lahr. *ZF.* *G.* Friedrich Meurer. 24,5 : 35,3. *E.* Städt. Sammlg. Lahr.

800. **Lahr.** Ansicht der Stadt Lahr gegen Südost. *B.* wie 791. *L. D.* [J. H. Geiger, Lahr:] 8,3 : 15,7.
801. — 1830. Ansicht der Stadt Lahr gegen dem Schutterthal. *L. G. u. M.* K. Müller. *D. Wagnerisch.* Lithogr. zu Karlsruhe. 7,2 : 13,2.
802. — 1840. Ansicht von Lahr. *Lg. G. u. M.* Ch. Kiefer. *D. P. Wagner.* 26,4 : 36,8.
803. — 1850. Lahr, von der Nordwestseite. *B.* Chr. L. Fecht, Die Charakteristik und Naturherrlichkeit von Lahr und Umgebung, Lahr 1850. *G. F. Kaufmann, Lahr.* c. 5 : 10,5.
804. — Lahr. *B.* wie 7. *S. G.* Joh. Poppel. *M. K. Corradi.* *D. u. V. G. G.* Lange, Darmstadt. 10,9 : 15,3.



Tiefburg Lahr im 18. Jahrhundert. (Siefert Nr. 812.)

805. — 1860. Die Stadt Lahr, von der Dinglinger Straße aus. *B.* Lahrer Hinkende Bote 1860. *H.* 9 : 13,3.
806. — [Lahr.] *LF.* [da das Blatt ohne Rand, ist der Verfertiger unbekannt]. 11,5 : 16,5.
807. — 1820. Das Rathaus zu Lahr. *AU.* G. A. Siefert 1891. 8 : 14.
808. — 1844. „Die Lahrer Juli-Revolution“. [Im Hintergrund das Rathaus abgebildet.] *L. G.* [Gustav Flüge?] 17,8 : 29,5.
809. — 1879. Lahr [Rathaus]. *Z. M. K. W.*[eyßer]. 18,8 : 15,8. *E. VK.*
810. — Lahr, Juli 79 [Rathausbalkon]. *Z. M. K. W.*[eyßer]. 20,4 : 8. *E. VK.*
811. — 1700. [Ansicht der Tiefburg Lahr, von Südosten.] *A.* [Kopie nach verschollenem Original.] 17 : 26,5. *E. Städt. Smlg. Lahr.*
812. — Ansicht der Stadt Lahr vom 15ten [?] Jahrhundert. *A.* [Kopie.] *G. A. Leibiger* 1886. 34 : 53. *E. Städt. Smlg. Lahr.*

813. **Lahr.** Das alte Schloß zu Lahr, wie es im Jahr 1700 noch stand. Nach einer Abbildung, welche sich im Besitze des Herrn Apothekers Dr. Hänle befindet. *B.* wie 805. *H.* 6,5 : 12,7.
814. — Ansicht der Stadt Lahr vom 15. Jahrhundert [Tiefburg]. *B.* wie 793. *AU.* 7,8 : 12,2.
815. — Schloßthurm Lahr. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naecher]. 11 : 11,4.
816. — 1717. Inwendiges Perspectiv der Stifftskirchen zu Lahr. *A.* 18 : 21,5. *E.* Städt. Smlg. Lahr.

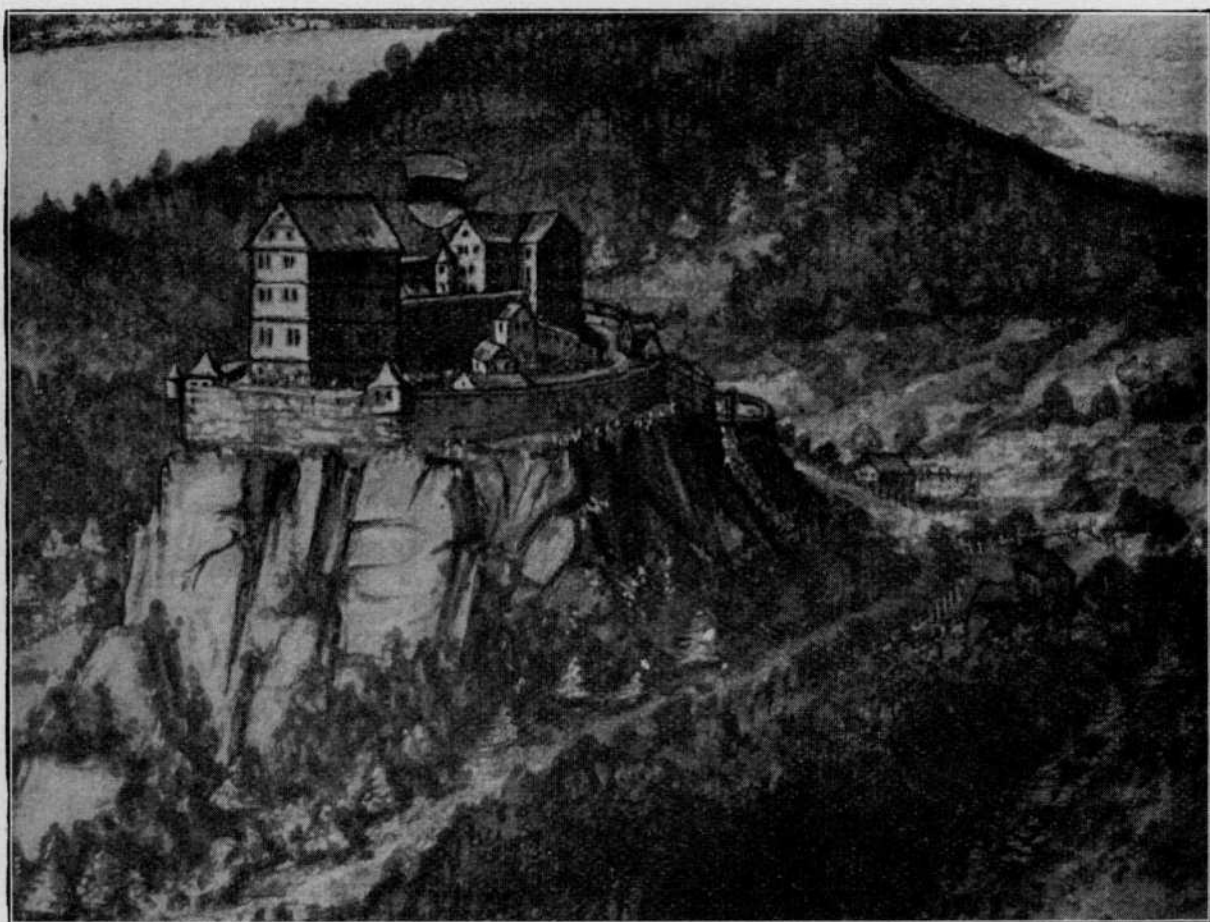


Stiftskirche in Lahr. 1717. (Siefert Nr. 816.)

817. — 1700. Die Vogtsvorstadt von der Schäferey aus, so wie sie noch zu Ende des 18ten Jahrhunderts war. *A.* [Kopie.] *G. A.* Leibiger. 48 : 39,7. *E.* Städt. Smlg. Lahr.
818. — Desgl. *B.* wie 793. *AU.* 9,9 : 8,3.
819. — 1879. [Alte Straße in Lahr.] *ZF. M. K.* Weyßer. 32,6 : 19,3. *E.* *VK.*
820. — Lahr [Altstadt mit Kanal „Venedig“]. *Z. M. K. W.*[eyßer]. 32,2 : 18,2. *E.* *VK.*
821. — 1860. Sonnenplatz in Lahr, mit Landleuten aus der Gegend, an einem Sonntag-Nach-Mittage nach der Natur gezeichnet. *B.* wie 805. *H.* 12,5 : 13,3.
822. — Desgl. *B.* wie 793. *AU.* 8 : 11,2.

823. **Lahr.** Sogenanntes „Thürmli“ etc. *B.* wie 793. *AU.* 8 : 12.
824. — 1842. Der Dinglingerthorthurm. *B.* wie 793. *AU. G.* Alfred Siefert (nach einem alten Holzschnitt). 12 : 8,5.
825. — 1839. Das Panifex'sche Wohn- und Geschäftshaus und der „Dinglinger Thorthurm“. *AU.* 9,3 : 8,9.
826. — 1815. Das Hug'sche Stammhaus in Lahr. *L. G. E.* Kaufmann Lahr. — Reproduktion in *AU.* 7,8 : 11.
827. — 1885. Die alte Pfarrkirche in Burgheim. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer]. 11 : 11,9.
828. — 1772. [Unruhen anl. d. Uebergangs von Lahr an Nassau.] *B.* wie 805. *H.* 6,7 : 6,5.
829. — 1844. Die Lahrer Juli-Revolution siehe 808.
830. — Desgl. *B.* wie 793. *AU.* 7,7 : 13.
831. **Mahlberg.** 1776. Grundriß Von dem Souterrin Deß Hochfürst Marggraff Badischen Schlosses zu Mahlberg. *Z. M. F. J.* Krohmer [3 Blatt]. *E. LK.*
832. — Dreierlei Prospect und Profill Von dem Hochfürstlich Marggraff-Badischen Schloss-Gebäude zu Mahlberg. *Z. M. F. J.* Krohmer. 48,7 : 69,7. *E. LK.*
833. — 1820. Mahlberg. *A. M.* [Werner.] 27 : 39,7. *E. KK.*
834. — 1850. Mahlberg. *B.* wie 7. *S. G. J.* Umbach. *M. R.* Höfle. *D. u. V.* G. G. Lange, Darmstadt. 12,7 : 17,7.
835. — 1860. [Briefkopf mit Ans. v. Mahlberg.] *L. c.* 4,5 : 8,5.
836. — 1885. Das Schloß Mahlberg. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 10 : 16,9.
837. **Oberschopfheim.** 1885. Die Gutleutkirche. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 10,4 : 9,9.
838. — Gutleutkirche. *B.* wie 193. *AU. M. E. L.* [ugo]. *c.* 4 : 8.
839. **Rust.** 1885. Die Balthasarburg in Rust. *B.* wie 24. *L. M.* [L. Naeyer.] 10 : 17.
840. — Das Portal in Rust. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 10,1 : 7,1.
841. **Schmieheim.** 1885. Das Schloss Schmieheim. *L. M.* [J. Naeyer.] 10,3 : 12,8.
842. **Schönberg.** 1604. [Hohengeroldseck. Ausschnitt eines Gemarkungsplanes von Zell a. H.] *ZF. M.* Johann Petter Müller *c.* 11½ : 15 *E. LK.*
843. — 1645. [Hohengeroldseck.] *ZF. M.* [Joh. Jac. Chr. v. Grimmelshausen.] 16,5 : 20. *E.* Reichsarchiv, München.
844. — 1800. Hohengeroldseck bey Seelbach, dem Fürsten von der Leyen. *K. M.* [Scherer, Freiburg.] 11,5 : 18,7.
845. — 1820. Das Schloss Hohen-Geroldseck bey Lahr. Le château de Hohen Geroldseck près de Lahr. *L. G. u. M.* Ekemann Allesson. 25,8 : 32,5.
846. — Desgl. *G. J. G.* Küstner. *M.* Ekemann Allesson. 25,6 : 32,4.
847. — 1825. Geroldseck. *B.* wie 19. *L. G.* Vanderbursch. *M. T. M.* Ring. *D.* Engelmann. 20,4 : 28,8.
848. — 1835. Ruines de Geroldseck près Lahr (grand Duché de Bade). *B.* wie 138. *L. G.* Sandmann. *D.* Simon fils. 19 : 15,3.
849. — Schloss Hohengeroldseck. *B.* wie 645 u. J. G. Molitor, Geographie vom Großherzogtum Baden, Lahr 1867. *H. G.* Altparth. 7,1 : 10,2.
850. — 1840. Hohengeroldseck. *B.* wie 321 I u. II. *S. G. u. M. C.* Frommel. 15,1 : 11.

851. **Schönberg.** Schloß Geroldseck. (Aus dem Skizzenbuch meiner Wanderjahre 20. Oktober 1858.) *Z.* 31,3 : 43. *E. VK.*
852. — 1870. Hohengeroldseck. *B.* wie 600. *H. M. K. Götz.* 6,8 : 8,5.
853. — 1885. Schloß Geroldseck. *A. M. Naeyer.* 14,9 : 23,2. *E. VK.*
854. — 1858. Hohengeroldseck von Biberach aus. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 11,1 : 16,3.
855. — Vordere Ansicht des Palas. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 11,1 : 8,2.
856. — Der Palas vom oberen Burghof aus. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 11,1 : 8,4.
857. — Hohengeroldseck. *B.* wie 193. *AU. M. M. R.[oman].* c. 6,5 : 9.



Hohengeroldseck. 1604. (Siefert Nr. 842.)

864. — 1885. Das Kloster Schuttern. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 10,4 : 12,8.
865. **Seelbach.** 1885. Das Schloss Dautenstein. *B.* wie 24. *L. M.* [J. Naeyer.] 10,3 : 13,3.
866. **Wittenweier.** 1637. Wahre Delineation der Schwedischen Schantzen und
861. — 1880. Schutterthal. *B.* Geschichten u. Bilder aus Baden, Karlsruhe 1881. *L. M.* Gustav Schönleber. 7,2 : 8,6.
862. **Schuttern.** 1700. Prospect gegen Mittag Löbl. Reichs und wegen sonderer schutz österreichischen Gottes Hauß Schuttern etc. *K. G. F. X. Schonbachl.* 61,5 : 65,3.
863. — 1813. [Kloster Schuttern.] *O.* 65 : 80. *E.* Pfarramt Schuttern.

858. **Schuttern.** Hohen-Geroldseck etc. *B.* wie 793. *AU.* 7,9 : 12,9.
859. — Hohengeroldseck. *B.* A. Siefert, Wanderung von Lahr nach Hohengeroldseck u. Lützelhart, Lahr 1890. *AU.* 8 : 12,9.
860. — 1693. Grundriß der Burg Hohengeroldseck. *B.* wie 793. *AU.* c. 6,5 : 11. Schiffbrücken bey Rheinaw etc. *B.* Math. Merian, Theatrum Europaeum. *K.* 26,1 : 35,1.
867. **Wittenweier.** 1638. Delineation des Hartten Treffens so zwischen den Key: Gen: Graf Götzen etc. *B.* wie 866. *K.* 25,3 : 36.
868. — [Schlacht bei Wittenweier.] *B.* Canto Sim. Alaleona: Relazione di quello che successe nelli giorni di 7., 8., 9. di Agosto 1638 nella Battaglia à Wittenweyer. *K.* G. Wolfgango Kilien. 23 : 55.



Kloster Schuttern. 1813, (Siefert Nr. 863.)

Zur revolutionären Bewegung im Gerichte Achern 1789.

Aus dem Familienbuche des Renchener Kaufmanns
Franz Ignaz Goegg.

Von F. W. Beck.

An der uralten Land- und Römerstraße Basel-Frankfurt, dort, wo sie, nur von wenigen Häusern umsäumt, das langgestreckte Dorf Fautenbach bei Achern durchquert, liegt das weitbekannte Gasthaus zum Kreuz. Durch allerlei Gerechtfame in ihrer Existenz geschützt und noch von keiner fauchenden Lokomotive daran bedroht, hatten solche Landstraßenwirthshäuser in der „guten alten Zeit“, d. h. in der Josefinitischen Friedensperiode vor 1789, oft ihren goldenen Boden. Auch der damalige Fautenbacher Kreuzwirt Sebastian Geck (1753—1823) gehörte sicherlich zu denen, die etwas zu verlieren hatten. 1796 floh er mit Frau und Kindern vor den einbrechenden Franzosen auf 11 Tage nach Seebach im Achertal. Als er wieder zurückkam, waren im Hause nicht nur alle Fahrnisse zertrümmert, sondern auch über 300 Ohm Wein zugrunde gegangen. Was Freund und Feind nicht weggesoffen hatte, lief aus den eingeschlagenen Fässern im Keller herum. Die Familie war um 6000 Gulden ärmer geworden. In diesem Fautenbacher Gasthause nun erblickte 1792 der spätere Renchener Kaufmann, Käseerei-, Ziegelei- und Rebhofbesitzer Franz Ignaz Geck, oder, wie er seinen Namen seit 1840 schrieb, Goegg, das Licht einer damals sehr schweren Zeiten entgegengehenden Welt. Ein Geschäftsmann voll Weitblick und Unternehmungsgeist, hat er dann in der Wirtschaftsgeschichte der Ortenau eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Er hat nämlich den weithin bestbekannten „Renchener Käse“, dessen Herstellungsrezept er 1811 als junger Kaufmannslehrling in Nancy kennenlernte, in der badischen Heimat eingebürgert. In Renchen wurde ihm 1820 ein Sohn Amand geboren, der später als Finanzminister und Diktator der badischen Revolution von 1849 und als Weltreisender sich sogar einen Platz im Konversationslexikon erobert, auch sich um das Zustandekommen

des Renchener Grimmelshausen=Denkmals Verdienste erworben hat, welche wenigstens, von der Parteien Gunst und Haß unberührt, von niemand bestritten werden. Besagter Kaufmann Franz Ignaz Geck oder Goegg hat nun 1839 ein Familienbuch angelegt, welches neben vielem rein Familiären auch manches Wissenswerte enthält, was ihm sein Vater, der Fautenbacher Kreuzwirt, über die denkwürdige Ortenauer Revolution von 1789 mitgeteilt hat. Es kommt in diesen Mittheilungen ein getreuer Augen- und Ohrenzeuge dieser revolutionären Vorgänge, aber keineswegs einer der „Macher“ derselben zu Wort. Sebastian Geck hatte noch kein gärend revolutionäres Blut in den Adern, von dem sein Enkel Amand Goegg und sein Urgroßneffe, der bekannte Landtagsvizepräsident und Reichstagsabgeordnete Adolf Geck zu Offenburg, doch immerhin etwas abbekommen hatten. Der Fautenbacher Kreuzwirt „half — wie es im Familienbuche heißt — sowohl für die Verirrten, als auch für die Obrigkeit, was in seinen Kräften stand, Frieden stiften und hatte als Vorgesetzter großen Einfluß in der ganzen Gegend.“

Nachstehend die Aufzeichnungen:

Am 18. August 1789 brach eine Revolution im Gericht Achern aus. Einige frechen unartigen Bürger, besonders von D e h n s b a c h, waren die Urheber. Ohne jedoch besonders zu wissen, was sie eigentlich wollten oder was am besten, versammelten sich eine Masse Unruhestifter von den Orten D e h n s b a c h, F a u t e n b a c h, G a m s h u r s t, O b e r a c h e r n vor dem Amtshaus, Vogtei, in A c h e r n. Der damalige Vogt F a b e r t wurde sehr mißhandelt, derruhig sein wollende Bürger wurde unter Antruhung, mißhandelt zu werden, aufgehortert sich anzuschließen und mitzumachen. Ungefähr eine Masse von 2—3000 Menschen mit Gewehre, Senzen, Eisengabeln, etc. bildeten den Zug, welcher von Achern nach Offenburg gehen sollte, hier bey der Ober=Landvogtei die Klagen besonders gegen Vogt Fabert anzubringen und sofort die alten Rechten zu verlangen. Der Zug ging, wie gesagt, von Achern gegen Appenweier, Vogt Fabert wie ein armer Sünder in Mitte. Die Beamten von Offenburg, wobey Obervogt v. K l e i n b r o d, und unter Bedeckung von ca. 150 Mann Oesterreichische Infanterie (die Besatzung von Offenburg) kamen bis A p p e n w e i e r entgegen, (wahrscheinlich den sauberen wilden Zug als Gäste nicht in Offenburg zu wünschen). Das Militair stellte sich oberhalb Appenweier in Vertheidigungsstand, die Beamten gingen dem herankommenden Getümmel entgegen. Unterhalb Appenweier war die Zusammenkunft. Die freundschaftliche Aufforderung der Beamten an die heranziehende Masse machte guten Eindruck. Besonders that sich tapfer ein junger Mann, nämlich ein Sekretair von seiten der Beamten hervor, namens S c h m i d e r e r, von F a u t e n b a c h gebürtig. Dieser ritt gegen Zimmern den Kommenden entgegen, redete sie als liebe Landsleute und Bürger brüderlich an, brachte es gleich dahin, daß Vogt Fabert auf sein Pferd sitzen durfte und nicht mehr roh behandelt wurde, und so giug man im Verein der Stelle zu, allwo die Beamten auf den Zug harrten. Sein Gespräch suchte die erhitzten Gemüther zu beruhigen und unter gutem Rath, daß auf friedlich anzubringende Art mehr zu gewinnen, als durch weiteres rohes Benehmen. Es kam zur Verhandlung, und zwar unter einen Baum wurde ein Schreibtisch gestellt, man nahm die Beschwerden zu Protokoll auf, versicherte, daß würde

abgeholfen werden, und bat die Bürger, ruhig nach Hause zu gehn. Hier kann man die Freude von den hierzu gezwungenen Bürger denken, worunter besonders mein Vater. Den unruhigen Köpfen wollte die schnelle Befänftigung nicht behagen, denn sie glaubten noch ein mancher Weinkeller ohnentgeldlich zu leeren. Es schoß sogar einer während der Verhandlung, zielend auf den Schreibtisch; glücklicherweise stand aber ein gut gesinnter Bürger neben diesem sauberen Schützen, schlug diesem während des Lostrückens das Gewehr in die Höhe, die Kugel riß jedoch ein Baumzweig auf den Schreibtisch, — denke man sich!! Und wie mir mein Vater erzählt, ging der Spetafel auseinander, und jeder ging wieder den Weg, wo er hergekommen. Die Sache wurde inzwischen an Se. Maj. den Kaiser nach Wien berichtet, von da sollten 6000 Mann Militair in die Ortenau beordert werden als Exekution. Die gut gesinnten Bürger gaben sich inzwischen alle Mühe, daß die Sache ein gütlicher Ausgang bekommen mochte. Die Beamten wie Exc. v. Kleinbrod waren gutdenket und versehend mit den Bürgern. Der k. k. Regierungs-Präsident von Freyburg, Herr v. G r e i f e n e g g, kam nach Offenburg und sogar auf einen Inspektions-Besuch nach Achern und Umgebung. Ehe jedoch dieser Herr nach Achern kam, waren zuvor 12 Vorgesetzten aus dem Gericht Achern in Offenburg, versicherten diesen Herrn der guten, besseren Besinnung und Gesinnung der Bürger und leisteten persönliche Bürgschaft unter eigener Verantwortlichkeit, was viel sagen wollte, und wobey mein Vater so zimmlich an der Spitze. Der Präsident sagte, o wenn dies, so werde Se. Maj. der Kaiser sehr erfreut, und es würde gewiß Alle Verzeihung kommen. Der Präsident entließ nach Aufnahme eines Protokolls händedrückend besagte Männer und versprach ihnen ein Gegen Besuch, und sie gingen erfreut nach Hause. Durch diese Nachricht nach Wien wurden die Exekution-Truppen zurückgehalten. Denke man sich, welcher Nutzen für die Ortenau (Gericht Achern), während wenn die Exekution gekommen wäre, gewiß über fl. 200 000. — gekostet.

Der Präsident kam wirklich nach Achern, ging über Oberachern nach Fautenbach und aß im Pfarrhaus allda zu Mittag. Die mehrsten Vorgesetzten der Gemeinden von der Vogtei Achern nebst Vogt Fabert und der Stabhalter von Achern begleiteten ihn. Die sämtlichen Begleiter aßen auch an einem Tisch mit dem Präsident zu Mittag. Er war vergnügt, fand auf seiner Inspektion alles ruhig, so wie es die Deputation ihn in Offenburg versicherte. Als jedoch das Essen unter verschiedenem Gespräch bereits beendigt, kam ein geheimer Botte von Appenweier her und brachte die Nachricht, daß die Brücke von Zimmern mit Pulver unterminiert sei, und wenn der Präsident werde darüber fahren, dieselbe mit ihm in die Luft fliegen würde. — Denke man sich, welche Bestürzung! Der Präsident fühlte sich in der größten Verlegenheit, machte Aeußerungen sowohl für die ferneren üblen Folgen als das Bedauern über die Gutgesinnten uff.; beynabe guter Rath theuer im Augenblick. Mein Vater unterredete sich indessen mit seines gleichen und besonders mit dem Stabhalter Frech von Achern, er glaube dies kaum, da er von den guten Gesinnungen der Vorgesetzten von Urloffen und Zimmern überzeugt und machte ein Vorschlag an den Herrn Präsidenten, — man solle nur zwei Stunde ruhig sein und erlauben, Herr Präsident inzwischen hier verweilen, und man werde während dieser Zeit sich erkundigen. Silend wurde ein guter Reiter, der Zwölfer Bruder von Fautenbach, welcher vorzügliche Pferde besaß, dahin abgeschickt und sich mit dem Ueblen oder Guten bekannt zu machen. Der Erfolg war folgend, nemlich ehe bereits zwei Stunde vorüber, kam dieser schon wieder zurück und zwar unter Begleitung 2er Vorgesetzten von Urloffen, namens Trautmann. Diese Männer waren wie rasend und konnten kaum sprechen, daß man solche verlogene Handlung ihnen aufbürdet oder daß solches in ihrer Nähe sollte vorgehen. Ihre Aeußerungen und Bitten, daß nicht nur allein dies verlogen, sondern sie

baten Herrn Präsident inständig, auf Verantwortung ihres Lebens nur ruhig mitzufahren, und er werde das ganze Ort Urloffen wie Zimmern, die Bürgerschaft mit aller Tugend und Freude bereit finden. Die Böller seyen zur Freude aufgestellt und werden losbrennen, wenn der Präsident über die Zimmerer Brücke fahre, und sie wollten gar nicht voraus, um daß Se. Excellenz die Vorbereitung als wahr finden werden. Nun bewilligte der Präsident die augenblickliche Fahrt unter Begleitung aller Anwesenden, und was fand er?: Hoch und Vivat! Das wohlbedachte und muthige Benehmen von den Vorgesetzten war gut. Oberhalb Appenweier nahm der Präsident Abschied von den rüstigen Begleiter und versprach, daß was in seinen Kräften stehe, alles Gute und Verzeihliche bey Sr. Majestät dem Kaiser zu erwirken, und wie gesagt, alle Verzeihung kam.

Ueber die Intrigien, nemlich von Appenweier her, war nichts Klares zu erkundigen, oder wer die fälschliche Anzeige gemacht; soviel war eben herauszunehmen, daß die Beamten sowohl von Appenweier als Achern gerne großen Strafen gesehen hätten, daher der gute und unstrafbare Ausgang war keine Genugthuung für sie, obgleich sie zum Vorgegangenen durch ihr Benehmen auch einige Veranlassung. Die unartigsten Aufriührer hätten inzwischen eine Strafe verdient, wer hätte aber die Cause bezahlen müssen? Antwort: die friedlich und guten Bürger, da in der Regel die Unartigen nichts haben.

Der in diesem Bericht als tapfer geschilderte, aus Fautenbach stammende junge Sekretär war der eigene Schwager Sebastian Geck, der seine Schwester zur Frau hatte. Bernhard Schmiderer, 1760 geborener Sohn des früheren Kreuzwirts Franz Ignaz S., studierte die Rechtswissenschaften, wurde dann Sekretär bei der k. k. Landvogtei Offenburg, war zeitweise auch Konsulent in Zell-Harmersbach, ging 1791 nach Wien und machte dort noch ein sechswöchiges Examen, um als Auditor in die k. k. Armee einzutreten. 6 Stellen waren frei bei 180 Bewerbern. Als einer der besten erhielt Schmiderer die Wahl zwischen Kavallerie und Infanterie. Er entschied sich für das k. k. Infanterieregiment von Bender, weil es aus seinen vorderösterreichischen Landsleuten bestand. Schon kurz darauf wurde er, wegen vorzüglicher Bewährung, zum provisorischen Stabsauditor der gesamten, in den Niederlanden operierenden österreichischen Armeen ernannt. Die Stellung scheint auch einträglich gewesen zu sein, denn schon 1792 konnte er von dort aus seinem Schwager Sebastian Geck zwei Pferde als Geschenk schicken. Schmiderer starb aber, kaum 33jährig, schon im Februar 1793 und liegt im Chor der Antoniuskirche zu Trier begraben. Nach seinem Tode wurden für seine Equipage, Pferde, Silberservice allein 3000 Gulden Erlöst, welche den Fautenbacher Verwandten zugute kamen. Als später Teile der österreichischen Armee (10 Bataillone) von den Niederlanden her durch Fautenbach marschierten, ließ General v. Bender seinem verstorbenen Auditor zu Ehren das Gewehr präsentieren, und die Musik spielte. Der unerbittliche Sensenmann scheint in Bernhard Schmiderer viel zu früh einen Lebenslauf durchschnitten zu haben, der vielleicht noch für Großes bestimmt gewesen wäre.

Ein Brief von ihm aus den unruhigen Septembertagen 1789 zeigt, wie sehr er bemüht war, seinen Landsleuten zu helfen und Del auf die empörten Wogen zu gießen:

Offenburg, Sonntags den 13ten 7bris
1789. Abends um 11 Uhr.

Lieber Schwager!

Gleich bei meiner Rückkunft nach Offenburg war ich bei einer Stunde bei Herrn Kommissarius. Er war über meine mitgebrachten Nachrichten äußerst vergnügt, und zwar dieses umsomehr, als heute mehrere Bericht eingingen, daß noch alles unruhig seye, und besonders die Dehnpacher sehr wirrisch wären. Allein ich versicherte ihm, daß auch Dehnsbach übel angeschrieben werde, weil ich bei meiner durchreise nur von Ruhe und Frieden hörte. Es erfreute ihn über die Maßen als ich ihm sagte, daß Fautenbach und Dehnsbach bereit wären ihne abzuholen, und denselben von den friedfertigen Gesinnungen zu versichern. Er sagte hierauf o! wenn die Leuthe, die mir so übel beschrieben waren, dieses thun, so müssen Seine Majestät gute Gesinnungen erhalten. Doch merkte ich, daß es ihm lieber wäre, wenn eine solche Deputation bis hierher käme.

Lieber Schwager, laß er sich daher angelegen seyn die Gemeinden, so viel er kann, zu bewegen, daß allenfalls bis Dienstags in aller Frühe von jeder Gemeinde, besonders aber von Dehnsbach, Fautenbach und allenfalls Gamshurst, ohngefähr 3 bis 4 Mann anhero zu Herrn Kommissarius kommen, um nur vorläufig, wegen des Vergangenen abzubitten. Ich versichere, daß er für unser liebes Vaterland keinen größeren Dienst erweisen kann, ich glaube, daß das Land weit mehr erlangen wird, als sich daselbe selbst vorstellen.

Dieser Herr ist der liebenswürdigste Mann, er war heut wie Vater mit mir, ich weiß daß es alle unsere liebe Landsleuth freyen wird, mit ihm reden zu können, er wird sich alles vom ersten bis zum letzten vortragen lassen, und wird sich erfreuen, wenn man das Zutrauen zu ihm hat, ihm alles zu offenbaren.

Er wäre schon eher zu Euch gekommen, wenn er die Protokollen von Herrn von Kleinbrod erhalten hätte, um aber seine Abreise zu beschleunigen, laßt er durch gegenwärtigen Botten die Protokollen abholen. Ich sehe Euch also auf Dienstags gewiß, wenn es möglich ist, so kommt zu Pferd, vielleicht fährt er so hin mit Euch.

Ob ihr zu ihm gehet, möchte ich noch mit Euch sprechen. Wie sehr glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich zum Besten unserer Landsleuthen etwas beitragen kann. Und vielleicht kann ichs, denn ich erwarb diesen Abend das ganze Zutrauen von diesem lieben Herrn, wo es vorhin das Ansehen hatte, als hätte er Mißtrauen in mich. Mit den Fautenbachern ist er nun ausnehmend zufrieden; mündlich vielmehr, als ich nicht schreiben kann. Wenn es möglich ist, so laß er mich durch den Botten etwas wissen.

Lebe er wohl, grüße er die braven Fautenbacher, meine liebe Landsleuthe.

Sein aufrichtigster Schwager
J. B. Schmiderer.

Aus dem Baden-Badener BADELEBEN:

Dr. Anton Guggert (1804—1864).

Von Oskar Rößler.

„Les bons médecins font les bonnes eaux“, sagt ein französisches Sprichwort, das wir etwa mit den Worten: In der Methode der Anwendung liegt die Heilkraft der Mineralquellen, übersetzen können.

„Aurora, Prinzessin Demidow war nach kurzem Ehestand Witwe geworden und war in ihren Trauergewändern bloß deshalb nach Baden gekommen, weil ihr Seeliger¹⁾ eine besondere Vorliebe für diesen Ort, sowie für den berühmten Arzt Guggert gehegt. Dieser Guggert war ein Badener Stadtkind, doch ohne daß ihn das gewöhnliche Los des Propheten in der Heimat getroffen hätte; gleich bei seinem ersten Auftreten war er zum Liebling der Bevölkerung geworden. Er verdiente das in vollstem Maße durch seine Geschicklichkeit, seine Leutseligkeit und seine unermüdete Nächstenliebe. Noch als jüngerer Mann wurde er der erklärte Günstling der fremden Gäste. Ueberschüttet mit Gold, Orden und Titeln lehnte er die glänzendsten Anerbietungen von auswärts aus Vorliebe für seine Vaterstadt ab, welche dem gesuchten Heilkünstler zum großen Teile die Zunahme ihrer Berühmtheit zu verdanken hatte. Das Vertrauen, das man allgemein in Guggert setzte, bewog viele reiche und vornehme Leute zu längerem Aufenthalt in der Quellenstadt, worin sie sonst nur 8 oder 14 Tage geweilt haben würden. Der geschickten Behandlung Guggerts schrieb der alternde und abgelebte Demidow es zu, daß er in Stand gesetzt worden war, noch ein junges Fräulein zum Traualtar zu führen und sich einen süßen Tod anzutun. Er hinterließ bei seinem Scheiden einen gesunden, kräftigen Erben seiner Reichtümer.“

Wenn ein Schriftsteller wie Wilhelm von Chezy, der ob seiner scharfen Zunge und seiner spitzigen Feder selbst im Kreise seiner Kollegen gefürchtet war, ausnahmsweise eine so begeisterte Lobeshymne über einen seiner Zeitgenossen singt, so muß dies ein ganz seltener Mensch gewesen sein; und dies war auch Guggert nach all dem, was uns mündlich und schriftlich überliefert wurde in ganz hervorragender Weise. Wo wir auch Berichte aus Baden in jener Zeit in die Hand nehmen, stoßen wir auf begeisterte

¹⁾ Fürst Paul Demidow, 1798—1840. Stifter des Demidow Preises der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Äußerungen über ihn; so z. B. in der Europa von August Lewald (Mai 1844 Band II).

„Schönes Wetter bringt uns die Fremden; wir sehen sie schon häufig anlangen. In unserer herrlichen Trinkhalle werden die Arbeiten jetzt mit Eile betrieben, damit sie mit dem 10. d. M. dem Gebrauche geöffnet werde. Molken werden schon jetzt verabreicht. Die rastlose, für das Wohl unseres Badeortes nicht genug anzuerkennende Tätigkeit unseres berühmten Badearztes Dr. Guggert leistet auch hier, wie immer, das Ersprießlichste. Die so kräftig wirkenden Frühjahrskuren haben unter seiner Leitung begonnen. Auch S. K. H. der Großherzog ist eingetroffen, um sich einer solchen zu unterziehen.“

Dann in der gleichen Zeitschrift vom Juni 1845 Band II:

„Aus Baden können wir melden, daß die Kurzeit glänzend zu werden verspricht. Es sind nicht, wie es in einem Blatte heißt, viele Franzosen und Engländer hier, sondern vor allem sind es Russen, die in unserer diesjährigen Badegesellschaft repräsentiert werden. Wir sehen hier den Für-

sten Labanow von Kostow, die Fürstin Galizin, die Fürsten Gagarine, Kantakuzeno, Graf Guriew, Muschin-Buschkin, Demidow usw.; von Oesterreichern den Fürsten Schwarzenberg, die Grafen Clam, Waldstein; von Franzosen den Prinzen von Leon, Herzog von Rohan-Chabot und viele andere. Am meisten ist England mit seinen Nobilitäten im Rückstande. Außer Lord Loftus ¹⁾, Craven, Mallet, die Gesandten unserer nachbarlichen Höfe und der Familie des Gesandten der Vereinigten Staaten am preußi-



Dr. Anton Guggert.

Nach einem Pastell im Besiz des Verfassers.

¹⁾ Der spätere britische Botschafter am deutschen Kaiserhofe.

schen Hofe, Livingstone, sind noch keine bedeutenden Namen in der Liste zu finden. Der großherzogliche Hof weilt noch hier, während seine erlauchtesten Gäste, die herzoglich koburgischen Herrschaften und der Fürst zu Fürstenberg, der Herzog Ernst von Württemberg und der Graf von Erbach uns schon wieder verlassen haben. Das Wetter ist regnerisch, aber die Wärme dauert dabei fort, und es ist wie bei italienischem Regenwetter: man kann sich doch im Freien ergehen und die herrliche Natur Badens in vollem Maße genießen. Morgens ist der Besuch in der Trinkhalle schon sehr zahlreich. Unsere Molken sind nach dem Ausspruche aller Trinkenden trefflich und stehen denen in Gais durchaus nicht nach. Diese Anstalt in das Leben gerufen zu haben, die dem ersten Luxusbade Europas auch zugleich den charakteristischen Stempel eines Heilbades verleiht, gereicht dem großherzoglichen Leib- und Badeärzte, Geheimen Hofrate Dr. Guggert zum hohen Verdienste. Unermüdllich tätig für das Gedeihen der Anstalt sowie als Arzt zeigt dieser Mann eine gewiß seltene Energie. Einen Teil der Nacht bringt er stets mit den Krankenbesuchen hin und belauscht die Krisen und Symptome in ihren geheimnißvollsten Momenten; erst gegen Morgen kehrt er in seine Wohnung zurück, um sich einer Ruhe von ein paar Stunden zu überlassen, die er fast nie im Bette, sondern halb angekleidet auf dem Sofa sich gönnt, um schneller bei der Hand zu sein, wenn ihn Hilfebedürftige aufsuchen. Um 5 Uhr morgens ist er immer schon bereit, Besuche anzunehmen, und man sieht dann sein Vorzimmer von Leuten aller Stände und aller Nationen überfüllt. Um sieben sieht er seine Kranken an der Trinkhalle, und dann nimmt ihn das Geschäft des Tages aufs neue in Anspruch, das sich wieder bis spät in die Nacht erstreckt. Zu dieser mehr wie gewissenhaften Pflichterfüllung, die dem eigenen Körper keine Ruhe und Pflege gönnt (wir haben gesehen, daß Guggert sich während einer heftigen Grippe, vom Fieber ergriffen, zu seinen Kranken die Treppen hinaufführen ließ), gesellt sich nun ein Scharfblick, eine ruhige Beurteilung und eine so reiche Erfahrung, die ihn den ersten Ärzten unserer Zeit beigesellt. Guggerts Name wird aber nicht nur von den vornehmen Besuchern unseres Badeortes gepriesen, die ihn weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt gemacht haben, sondern auch die Armen im Orte preisen ihn im Stillen, denen er dieselbe Sorgfalt, dieselbe Teilnahme schenkt. Man kann der Vorgänge Badens nicht gedenken, ohne Guggerts dabei zu erwähnen, und wenn auch nicht in Abrede gestellt werden darf, daß unter den hiesigen Ärzten noch manche ausgezeichnet zu nennen sind, so ist doch keiner, der durch seine Stellung auf das Heil und Frommen unseres BADELEBENS einzuwirken vermag wie er.“

Die Ueberlieferung berichtet, daß als Guggert sich entschieden hatte, in Baden-Baden sich niederzulassen, der Dekan der medizinischen Fakultät in Heidelberg, wo er seine Studien gemacht hatte, dem Badener Gemeinderat ein Schreiben sandte, worin er die Stadt beglückwünschte, die diesen tüchtigen Mann unter ihre Aerzte zählen dürfe. In ganz kurzer Zeit gelang es Guggert, und zwar in seinen rüstigsten Mannesjahren, die hervorragendsten Stellungen einzunehmen und einen Einfluß auf die Gestaltung des Badewesens einzunehmen, wie seit Költreuter es keinem Badearzt mehr möglich gewesen war ¹⁾. Und trotzdem er das volle Vertrauen des Großherzogs Leopold besaß, trotzdem Bénazet, der Pächter des Spiels, als Finanzmann für jede großzügige Verbesserung zu haben war, scheiterten seine besten Pläne für Baden-Baden an den trüben politischen Verhältnissen im Großherzogtum Baden und an dem starren Widerstand des Parlaments und des Beamtentums.

1832 mußte Bénazet seinen Plan, eine großartig angelegte Badanstalt zu errichten, begraben, trotzdem die Erstellung eines einigermaßen anständigen Badehauses dringend geworden war. Es ging eben, wie es oft geschieht: man verschleppte grundlos die wichtige Sache, die für die breite Deffentlichkeit und die wirklichen Sachverständigen bereits längst spruchreif geworden war. Und so gelang es erst den ganz eindringlichen Vorstellungen Guggerts, dem noch Großherzog Leopold hilfreich zur Seite stand, die Regierung zu bewegen, ein neueres, größeres Dampfbad zu errichten. Vom endlich abgepreßten Entschluß zur Tat war aber auch damals schon ein langer Weg, und als man gerade anfangen wollte zu bauen, brach die Revolution aus, der Bau wurde eingestellt, und erst im Jahre 1851 — also 10 Jahre nach der Bénazetschen Anregung! — war der kleine Bau fertig, um bis zum Jahre 1877, bis zur Eröffnung des Friedrichbades, der leidenden Menschheit zu dienen.

Guggert, der das milde Klima von Baden-Baden von Jugend auf kannte, riet seinen ausländischen, besonders russischen Patienten, den kurzen Winter in Baden zu verbringen, anstatt die lange anstrengende Reise nach dem Süden zu unternehmen, und es gelang ihm wirklich, aus Baden eine Winterstation zu machen. Die Sophienstraße mit ihrer Südostlage war sein Nizza.

Es dürfte nach den neueren klimatologischen Forschungen von Dove und Rubel ²⁾ nicht unerwünscht sein, das zu hören, was ein Zeit-

¹⁾ 1838 findet sich bereits ein Bericht über „Baden-Baden in der Saison 1838“ in dem Jahrbuch für Deutsche Heilquellen, Jahrgang IV, Abt. II, Seite 160. — ²⁾ Prof. Dr. Dove, Das deutsche Italien, Balneolog. Zeitung 20. 7. 09. Dr. Otto Rubel, Das Klima von Baden-Baden in den Jahren 1871—1905, Straßburg, Lindner 1911.

genosse und Kollege Guggerts, Seyfelder ¹⁾, über das Klima Badens sagt:

„Wer unparteiisch urteilt, wird zugestehen, daß kein anderer deutscher Badeort in dem Grade wie Baden-Baden alle Requisiten zu Winterkuren und zu einem Winterasyle für Sieche in sich vereinigt, so daß von ihm mit vollstem Rechte das „est ubi plus tepeant hiemes et gratior aura“ gelten mag. Die durch schön bewachsene Berge gegen kalte Winde geschützte Lage, das milde Klima, der angemessene mittlere Barometerstand, der späte Eintritt des Winters und seine kurze Dauer, die Abwesenheit von Sümpfen und Endemien, die freundlichen und wohnlichen Häuser und die mit allem, was der Komfort fordern kann, ausgestatteten Bade- und Gasthäuser, die schönen Promenaden, die nie fehlenden Gelegenheiten zu Vergnügungen, zu Unterhaltungen und zu einer in jeder Beziehung ausgezeichneten *Refectio virium et cibo et potu* stempeln Baden-Baden als Winterasyl und als einen zu Winterkuren ganz besonders passenden Ort, was ich schon in einer anderen Schrift angedeutet und weitläufig besprochen habe.“

1849 kam Prinz Wilhelm von Preußen mit den Bundestruppen als Einquartierung nach Baden-Baden. Beim Abschied im Meßmerschen Hause, wo er Unterkunft gefunden hatte, versprach er bald als Freund wiederzukehren. Da er aber selbst nicht kommen konnte, schickte er 1850 seine Gemahlin, die Prinzessin Augusta von Preußen, zur Kur nach Baden. Guggert war es, wie mir der Leibarzt der späteren Kaiserin, Geh. Rat Dr. Velten, erzählte, der ihr volles Vertrauen erwarb und dessen Kuren zulieb sie jedes Jahr wiederkehrte. Hier sei gleich eine kleine Erinnerung an das erste Zusammentreffen von Guggert und Velten eingefügt, die ich dem Geh. Rat Velten verdanke. Er erzählte:

„Es war unsere erste gemeinschaftliche Konsultation bei der damaligen Prinzessin von Preußen. Ich hatte viel von Guggert gehört und war gespannt, ihn in Tätigkeit zu sehen. Wir waren etwa eine halbe Stunde bei der Prinzessin, und ich war geradezu starr über das, was ich aus dem Munde Guggerts hören mußte. Nach der Verabschiedung bat ich ihn, mit mir auf mein Zimmer zu kommen. ‚Sagen Sie, Herr Kollege, haben Sie sich vor mir auch gar nicht geniert? Wie konnten Sie der Prinzessin in meiner Gegenwart solche Sachen sagen, solche Verordnungen geben? So etwas habe ich nicht für möglich gehalten!‘ Je mehr ich mich in eine Aufregung hineinredete, desto mehr lächelte Guggert, der mich mit seinen klugen, blauen Augen forschend anblickte. ‚Werter Herr Kollege! Haben

¹⁾ Seyfelder, Die Heilquellen und Molkenkuranstalten des Königreichs Württemberg und der Hohenzollerischen Fürstentümer. Stuttgart 1840. Seite 223.

Sie denn nicht gesehen, daß der hohen Frau gar nichts fehlt? Sie fühlt sich etwas unbehaglich. Die Anordnungen, die ich ihr gab, wird sie befolgen, sie wird sich gesund und wohl fühlen. Was können Sie mehr erreichen? Glauben Sie vielleicht, Sie hätten die hohe Frau mit einer Bemerkung wie: ‚Sie sind gesund, es fehlt Ihnen nichts‘ zufrieden gestellt? Ein vorhandenes Unbehagen hätten Sie damit nicht aus der Welt geschafft. Sie wissen doch, daß wir vorgeschrittene Herz-, Lungen- und Nierenleidende nicht heilen können; aber eines können wir immer, wir können ihnen die Tage, die sie noch auf der Erde weilen, möglichst schmerzlos, froh und glücklich gestalten. Das tue ich auch auf die Gefahr hin, daß meine Handlungen von meinen Kollegen als nicht wissenschaftlich kritisiert und nicht gebilligt werden. — Lange Jahre betrachtete ich diese Guggertsche Methode als Scharlatanerie, doch allmählich bekehrten mich die Erfahrungen in der Praxis, und, wenn ich zurückblicke, muß ich sagen, er hatte recht, er war der größte Menschenkenner, dem ich in meinem Leben begegnet bin. Er hat vielen unglücklichen Menschen geholfen.“

So wie sein Zeitgenosse Franz Xaver Winterhalter (1806—1878) der Fürstenmaler seiner Zeit war, so war Guggert der Fürstenarzt. Napoleon III. wollte ihn zu einer Konsultation nach Paris haben; Guggert erklärte sich bereit, zu kommen, wenn er von jeder höfischen Zeremonie befreit sei und er kommen könne, wie er gehe und stehe. Sein Wunsch wurde genehmigt.

Besonderen Wert legte Guggert auf Frühjahrskuren mit dem Saft frischer Kräuter (Leontodon Taraxacum, Chelidonium majus, Nasturtium officinale usw.); diese Kuren fanden vielen Anklang und wurden über 20 Jahre nach seinem Tode noch gebraucht. Auch reine Pflanzennahrung verordnete er seinen Kranken, und hierbei spielte die gelbe Rübe eine Hauptrolle.

Als ein wirklich gutes Zeichen muß ich es bezeichnen, daß in jener Zeit, in der man mit seinen Nebenmenschen recht wenig glimpflich in der Presse umging, mir kein „offener Angriff“ auf ihn bekannt geworden ist; auch seine Kollegen, die neben einem so überragenden Manne keinen leichten Stand hatten, sprachen stets nur in hoher Anerkennung von diesem „Kind des Glücks“. Ein Zeitgenosse und Kollege von ihm, Medizinalrat Dr. Seyfelder aus Sigmaringen, der ein Buch geschrieben hat: „Die Heilquellen des Großherzogtums Baden“, Stuttgart 1841, spricht in diesem auch über Badeärzte und spielt dabei so deutlich auf Guggert an, daß damals sicher jedermann wußte, wen er meinte. Er erzählt uns da:

„Daugt denn nicht jeder, dem unsere Fakultäten den Dokortitel auf die Stirne drückten, zum Gerichtsuarzte oder zum Irrenuarzte, oder zum

Archiater¹⁾, warum soll der erste beste ein tauglicher Brunnenarzt seyn! Die Aerzte, welche mit einem universellen Geiste eine universelle Bildung vereinigen und alle Zweige der Heilwissenschaft gleich gründlich erfaßt haben, sind *rari nantes in gurgite vasto* und unter den Wasserdoctoren an unseren Mineralquellen am wenigsten zu finden. Der Brunnenarzt sollte neben denjenigen Doctrinen, welche zur Medizin im engeren Sinne gehören, vor allem auch die gesamten Naturwissenschaften gründlich studiert haben. Nur von einem solchen läßt sich erwarten, daß durch ihn die Heilquellenlehre gefördert, daß ihr Gebiet erweitert und wissenschaftlich und praktisch bearbeitet werde. Es muß Aufgabe für jeden Brunnenarzt sein, die Heilkräfte seines Mineralwassers zu studieren und sie zur Kenntniss der Aerzte zu bringen, die fern von der Quelle wohnen.

Neben der Kenntniss der Naturwissenschaften fordere ich, daß der Brunnenarzt nicht allein das Idiom seiner Heimat, sondern auch in einer oder mehreren fremden Sprachen sich mit Leichtigkeit ausdrücken könne, und nicht nur mit der medizinischen Literatur seines Vaterlandes, sondern mit der aller zivilisierten Völker bekannt sei. Dies ist um so unerläßlicher, wenn ihm Kranke aus allen Winkeln der Erde vorkommen. Ueber das *Savoir vivre* der Brunnenärzte habe ich wenig zu sagen, eigentlich nur den Wunsch auszusprechen, daß sie die Gegenwart nicht zum Muster nehmen und endlich aufhören, Lachen und Bedauern erregende Charlatane zu sein, welche mit offenen Händen nach jeder Musik tanzen — *gratis affirmantes — gratis negantes*."

Doch Seyfelder wird noch deutlicher und Guggert bekommt, und zwar in ganz durchsichtiger Weise, seine Hiebe ab. Bei Besprechung der Badener Mineraldampfbäder schreibt er:

„Die Mineraldampfbäder geben ein großes Heilmittel ab, nur müssen sie nach richtigen Indikationen und mit der nötigen Vorsicht angeordnet werden. Diese mit der Wage der rationellen Medizin zu prüfen und zu bestimmen, mag freilich eine zeitraubende Aufgabe für jene Klasse von „*Medicis aquariis*“ seyn, welche als die *Enfants gâtés des belles femmes et de la fortune* gelten.“

Da der Mann, um seine „Liebenswürdigkeiten“ an die Adresse Guggerts anzubringen, sich der Sprache unserer westlichen Nachbarn bediente, so ist bedauerlich, daß er das nicht mehr lesen konnte, was ein französisches medizinisches Blatt im Jahre 1913 über derartige Fälle schrieb:

„*L'invidia medicorum est célèbre et antique. Elle date d'Hippocrate et des prêtres d'Esculape. Elle a toujours réjoui le public. Elle*

¹⁾ Oberarzt, Leibarzt.

vivra longtemps encore, en dépit des syndicats et des professionnelles ,amicales'."

Mit den Schwaben (König Wilhelm I. ausgenommen) hatte Guggert wenig Glück: es gelang ihm scheinbar schwer, ihre Gunst zu erwerben.

„Müßiggehen im Bad, das ist nur ganz in der Ordnung,
Nicht für die Arbeit bloß ist uns das Leben geschenkt.“

schrieb der Tübinger Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer (1807—1877), der als Badegast gar oft in Baden weilte. Das Müßiggehen fiel ihm aber beschwerlich und da schmiedete er Verse, die er unter dem Titel „Epigramme aus Baden-Baden“ in Stuttgart erscheinen ließ und zwar vorsichtigerweise ohne Nennung seines Namens. Und in diesem Büchlein lesen wir über das kleine Denkmal, das dankbare Kranke dem Gedächtnis Guggerts bei der Trinkhalle errichtet hatten, die folgenden boshaften Reime:

„Das schlichte, gemüthliche Denkmal,
Nahe dem Säulengang traulich im Grünen versteckt;
Eine Büste von Erz auf einfachem Stein; dem Geheimen
Hofrat Dr. N. N., les ich geschrieben am Fuß.
Wie er lächelt, der Schalk! Mit zwinferndem Winkel des Auges
Und mit schmunzelndem Mund blickt er vergnüglich mich an.
Kurarzt war er; mir ist als spräch' er vernehmlich: Ja wohl, ja,
Manchen geheimen Rat gab ich an allerlei Volk,
Und absonderlich gerne vornehmen Herren und Höfen,
Dadurch hab' ich den Glanz nicht um ein Kleines vermehrt.
Seh' ich den dummen Ernst in all dem nichtigen Sagen
Und die geblendete Gier all des betrogenen Schwarms,
Lenk' ich gerne den Schritt zu dem grünen, verborgenen Plätzchen
Und wie ein Faun im Gebüsch lächelt behaglich der Schelm.“

Den stattlichen, weltmännisch begabten und klugen Badener Bäckersohn Guggert zu verstehen, blieb dem derben, von der Natur stiefmütterlich bedachten — vielleicht auch etwas neidisch veranlagten — Schwaben versagt. Meine Ansicht fand ich bestätigt durch einen Fund, den ich in einem Buche machte, in dem man so etwas sicher nicht vermutet hätte, nämlich in dem geistreichen Werke von Brillat-Savarin: „Die Physiologie des Geschmacks“, übersezt von Karl Vogt ¹⁾, Braunschweig 1888: 1848 war Vischer mit Vogt zusammen im Frankfurter Parlament; beide als Demokraten schärfster Art saßen zusammen auf der äußersten Linken. Vischer muß ein äußerst possierlicher Mensch in jener Zeit gewesen sein; denn

¹⁾ Karl Vogt (1817—1895), Naturforscher. 1847 war er Professor an der Universität Gießen. In das Frankfurter Parlament gewählt, saß er auf der äußersten Linken. Er war einer der eifrigsten Vorkämpfer des Materialismus und Darwinismus.

Vogt erzählt noch nach 40 Jahren in einer Fußnote seiner Uebersetzung von Brillat-Savarin folgendes Stücklein von ihm:

„Ach Gott! Es ist nicht zum Aushalten hier in Frankfurt“ hörte ich im Jahre 1848 ein Mitglied des Parlaments sagen, das eigentlich Professor der Aesthetik war, aber mit seiner kurzen Gestalt, seinen rötlichen Haaren, die beständig eine kriegerische Volkswehrmütze deckte, seiner kleinen etwas aufgeworfenen Stumpfnase einen direkten Gegensatz zum Prinzip seiner Wissenschaft bildete, und zugleich durch den Eifer für kriegerische Organisation des friedliebenden Bürgers eine hochkomische Person darstellte. „Was haben Sie denn gegen Frankfurt, lieber Kollege?“ antwortete ich teilnehmend; denn seine kleinen kastengrauen Augen sprühten Bohn und Wehmutsgrimm. „Was ich dagegen habe?“ antwortete er. „Wie können Sie fragen? Kann man denn hier in Frankfurt anständig frühstücken, wo man höchstens Brot und Kubenschenkel zum Kaffee bekommt, während in Stuttgart ich neunerlei Würbes morgens zum Kaffee bekomme! Verstehen Sie? Neunerlei Würbes! In Studert!“

Ich glaube, Vischer hat richtig gesehen, als er die Verse dichtete:

„Wie er lächelt der Schalk! Mit zwinkerndem Winkel des Auges
Und mit schmunzelndem Mund blickt er vergnüglich mich an.“

Der alte Guggert war klüger wie er, er hatte ihn durchschaut und kannte seine „Schwabenstreiche“. Drum lächelt er noch heute über den boshaften Spötter!

Dr. Valentin von Schwab,

f. f. geheimer Rat und Hofkanzler zu Donaueschingen und
Landvogt zu Wolfach 1732–1809.

Ein Zeit- und Lebensbild von **Karl Rögele**.

Im Besitze des Landrates Adolf Rothmund in Neustadt i. Schw. befindet sich ein kleiner Faszikel mit der Aufschrift: „Abstammung, Studien, Anstellung, Beförderung, Pension und Tod des fürstlich fürstenbergischen geheimen Rats und Landvogts Valentin Schwab“, des Urgroßvaters (mütterlicherseits) des genannten Herrn. Er enthält einen selbstgeschriebenen kurzen Lebenslauf des Valentin Schwab mit Beigabe seiner Personalakten und einen kurzen Bericht über ein kriegerisches Erlebnis im Frühjahr 1800.

Johann Joseph Fidelis Valentin Schwab war zweifellos ein hochbegabter Mann und ein sehr fähiger und höchstverdienter Beamter, aber auch ein ehrgeiziger und leidenschaftlicher Charakter. Auf der Höhe seines Strebens angelangt, wurde er ein Opfer des Neides und der Intrige, vielleicht auch seines eigenen Ehrgeizes oder auch der Strenge und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seines Amtes als geadelter Hofkanzler zu Donaueschingen waltete. Sein Sturz kam rasch und unerwartet, und er konnte es kaum ertragen, daß er als Landvogt der neu geschaffenen Landvogtei Ortenau in eine ehrenvolle Verbannung nach Wolfach gehen mußte. Zu seiner Rechtfertigung und Ehrenrettung schrieb er seinen Lebenslauf nieder, in welchem er seine vielen Verdienste um das Fürstentum aufzählt; ein Schriftstück, das trotz seines persönlichen Charakters doch manches Interessante enthält und deshalb in Auszügen hier wiedergegeben wird ¹⁾.

Nach seiner eigenen Angabe ist Valentin Schwab im Jahre 1732 (26. Dezember) zu Kenzingen geboren. Sein Vater war Johann Adam Eusebius Schwab, kaiserl. königl. Stadtschultheiß zu Kenzingen, ein Amt, das schon dessen Vater, Adam Schwab, verehelicht mit Agnes Gebele von Haslach, von Kaiser Leopold I. von Oesterreich unterm 16. Januar 1680 war verliehen worden ²⁾. Nachdem die Kaiserin Maria Theresia der Stadt Kenzingen im Jahre 1741 um 10 000 Gulden das Stadtschultheißenamt und mehrere andere Rechte überlassen hatte, wurde Eusebius Schwab von seinen Mitbürgern auch für die fernere Zeit zum Oberhaupt der Stadt gewählt und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode, der am 4. Juli 1783 erfolgte ³⁾. Er wurde beigesetzt in der Pfarrkirche zu Kenzingen „vorn im Gang in der Nähe des der Kirche angebauten Chörleins an der Seite gegen den Pfarrhof“, wie er des näheren angibt, wo seine um 10 Jahre früher verstorbene Gemahlin bereits ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte ⁴⁾. Diese, Albertina von Rubens, war zu Ypern geboren als die Tochter eines österreichisch-niederländischen Oberstleutnants. Deren Mutter, Petronella mit Namen, war eine geborene von Bliß.

Mit 10 Jahren kam Valentin an das ob seiner vorzüglichen Leistungen

¹⁾ Benützt wurden noch die Personal- und Dienstakten Valentin Schwabs im f. f. Hofarchiv Donaueschingen und „Stammbaum der Familie Schwab“ von Albert und Max Schwab, Karlsruhe 1902.

²⁾ Stammbaum der Familie Schwab von Albert und Max Schwab, Karlsruhe 1902.

³⁾ Siehe Universallexikon für das Großherzogtum Baden, 1847, unter Kenzingen.

⁴⁾ In der Pfarrkirche zu Kenzingen befindet sich auch der Grabstein der 1689 verstorbenen Anna Katharina Schwab geb. Spies, der ersten Gemahlin des Adam Schwab, Bürgermeisters und Schultheißen zu Kenzingen und Großvaters des Valentin Schwab. Vgl. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Kreis Freiburg.

vielgerühmte Gymnasium des Prämonstratenserklosters Allerheiligen im badischen Schwarzwald, wo er während 5 Jahren die Humaniora studierte. Sein Aufenthalt dort dauerte von 1742 bis 1747. Hierauf kam er zum Studium der Logik und Physik in das mit ausgezeichnetem Lobe genannte Jesuitenkonvikt zu Pont-à-Mousson, wo er zwei Jahre verblieb und zum Doctor Philosophiae promoviert wurde. Von dort bezog er die Universität Freiburg im Breisgau, wo er in den Jahren 1749 bis 1753 „die Jura absolvierte, Examina machte und vermöge der öffentlichen Attestate die Note: *ut vix sibi parem, certe neminem habuerit superiorem*“ (zu deutsch: kaum ist ihm einer gleich gekommen: übertroffen hat ihn kein einziger).

Nachdem er seine Studien vollendet hatte, bewarb er sich um eine Anstellung im f. f. Verwaltungsdienst. In seiner Eingabe an den Fürsten Joseph Wilhelm Ernst erinnert er daran, daß mehrere seiner bereits verstorbenen Verwandten in f. f. Diensten gestanden seien. Der Vater seiner Großmutter, ein Herr Gebele von Waldstein, war Landschreiber (Oberamtman) in Haslach gewesen und dessen Bruder Oberamtman in Wolfach. Eine Schwester seiner Großmutter, ein Fräulein von Blich, war Gouvernante im f. f. Hause zu Stühlingen, und eine Großtante, ein Fräulein von Rubens, war Gouvernante im f. f. Hause zu Meßkirch gewesen. An all das erinnerte er in seiner Eingabe vom Jahre 1753 an den damaligen Fürsten zu Fürstenberg.

Der Fürst willfahrte seiner Bitte, und Dr. Valentin Schwab wurde im Februar 1754 dem Oberamt Heiligenberg beigegeben, „um sich in der Jurisprudenz zu üben“. Er gewann die Zufriedenheit seiner Behörde, und 1757 wurde ihm das in Erledigung gekommene dortige Oberamtssekretariat verliehen, und vier Jahre darauf wurde er zum Oberamtman (Landschreiber) von Heiligenberg ernannt. Im Jahre 1764 berief ihn Fürst Joseph Wenzel als Hof- und Regierungsrat nach Donaueschingen mit dem besonderen Auftrag, die finanziell zerrüttete fürstliche Hofhaltung wieder in Ordnung zu bringen. Es gelang ihm dies durch Einführung eines strengen Sparsystems, was ihm einerseits das hohe Lob des Fürsten, andererseits aber auch den Neid und den Haß der ganzen Beamtenchaft eintrug. Gar bald hatte er alle seine Kollegen gegen sich, und im Jahre 1768 bekam er vom Fürsten einen scharfen Verweis, er habe nicht bloß ihn (den Fürsten), sondern auch andere ehrliche und brave Leute an Ehr und gutem Namen aufs empfindlichste angegriffen und sich in schädliche Schwägereien gemischt. Die guten Beziehungen mit dem Fürsten waren aber in kurzem wiederhergestellt. Der Fürst versicherte ihn seiner Huld, dankte ihm, daß er das sehr vorteilhafte k. k. österreichische Dienstanerbieten

und auch die Bürgermeisterstelle der freien Reichsstadt Ueberlingen abgelehnt habe, und versprach ihm zum Danke, ihn stets in seinen Diensten zu behalten und der Witwe Schwab dereinst 400 Gulden jährliche Rente zu bezahlen. Im Jahre 1778 wurde ihm mit einem sehr schmeichelhaften Handschreiben des Fürsten die erledigte Hofkanzlerstelle in Donaueschingen übertragen. Nun wandte sich der unverhüllte Haß und die erbitterteste Verfolgungssucht der übrigen höheren Beamten gegen ihn. Der geheime Referendär von Lasollaye wie auch der Hofratsdirektor von Antony erklärten, Schwab habe „einen so üblen Gemüts- und Denkscharakter, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben“ wollten. Der Fürst wußte sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er den geheimen Rat von Fortenbach von Karlsruhe nach Donaueschingen berief und diesen zum Generalbevollmächtigten über den Hof und die Regierung ernannte. Damit waren die Tage der Kanzlerschaft Valentin Schwabs gezählt. „Mit einem Male wurde das Oberamt Wolfach zum wichtigsten Posten gemacht und mit Unterordnung des Oberamtes Haslach zur f. f. Landvogtei erhoben“ und 1771 der Kanzler als Landvogt nach Wolfach geschickt. In kürzester Frist mußte der Umzug stattfinden. Den Fürsten allein zu sprechen, war Valentin Schwab nicht vergönnt. „Es brauchte Ueberwindung vom höchsten Grad“, schreibt er, „und sofern ich es mit meinen Gegnern allein zu tun gehabt hätte, so hätte ich mich so leicht zum Abzug nicht bequemt. Aber mir blutete das Herz über dem Gedanken, meinen so wohlthätigen Fürsten zu beleidigen und reichsgerichtliche Hilfe, die mir nach der ganzen vorausgehenden Geschichte nicht hätte versagt werden können, zu suchen. Erst später habe ich unter der Hand soviel erfahren, daß man dem Fürsten beigebracht, daß ich diese Veränderung gesucht, um fern vom Hofe ruhig leben zu können. Es muß dem auch so sein; denn nach wie vor zeigte sich der Fürst gleich gnädig gegen mich, obschon ihm alle Gelegenheit abgeschnitten wurde, mich allein zu sprechen. In solcher Erwägung unterließ ich alle Schritte und entschloß mich zum Abzug. Aber meiner Ehre war ich es schuldig, dafür zu sorgen, solche vor dem Publikum zu retten.“

In den biographischen Notizen zählt Schwab die Verdienste auf, die er als fürstlicher Beamter zu Donaueschingen sich erworben. Abgesehen von der Sanierung der fürstlichen Finanzen, gelang es ihm in verschiedenen Rechtsstreitfällen, diese zugunsten des Fürsten zu schlichten, so mit der k. k. Regierung zu Wien, der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg, dem Hochstift Konstanz, den Städten Billingen und Engen. An letzterem Ort hat er einen Aufstand begütigt. In Donaueschingen gründete er das Gymnasium, eine Normalschule (Lehrerseminar) und eine Brandassurationssozietät (die erste Feuerversicherung) für das Fürstentum und

verbesserte das Straßenwesen des Landes. Aus den Akten des f. f. Archivs in Donaueschingen ist zu entnehmen, daß er in diesen Materien gearbeitet hat, und da er es selber sagt, unterliegt es auch keinem Zweifel, daß er der geistige Urheber dieser segensvollen Einrichtungen ist, um derentwillen er es mit Recht verdient, daß sein Name der Vergessenheit entrissen wird.

Zu Beginn des Monats Mai 1779 übersiedelte Schwab nach Wolfach. Wohl war, um ihn über seinen Sturz als Hofkanzler zu versöhnen, das Oberamt Wolfach und Haslach in eine Landvogtei umgewandelt worden, aber Schwab konnte die Kränkung nicht vergessen und war von da ab ein verbitterter Mann, der Schrecken der übrigen Beamten. Seine Dienstakten im Donaueschinger Archiv sind angefüllt mit Klagen gegen seine Untergebenen und wiederum der Beamten gegen ihren Vorgesetzten. Bald beschwerte er sich über den Amtsvogt von Haslach wegen Insubordination, bald über die Beamten zu Wolfach wegen Gehorsamsverweigerung. Bezüglich des Oberamtsrates Frey schrieb Schwab an die Regierung, er könne nicht mehr mit ihm arbeiten, und bat um dessen Versetzung. Hingegen beschwerte sich der Bergrat Kreuzer über „impertinente Chikanen und Flegelleien“ des Landvogtes und ersuchte um anderweitige Verwendung. Man beschwichtigte ihn, aber gar bald legte Schwab Klage gegen ihn ein. Wie kleinlich die Anlässe zu solchen Klagen waren, mag die folgende Begebenheit zeigen. Nach dem Rückzug der Franzosen im Herbst 1796 bildeten sich da und dort Räuberbanden, welche die Dörfer und Höfe unsicher machten. Eine solche Räuberbande wurde in der Gegend um Wolfach aufgehoben, und Valentin Schwab hatte die Untersuchung zu führen. Das Verhör leitete er mit einer solchen Strenge, daß man glaubte, er müßte alle Mitglieder dieser Bande an den Galgen bringen. Während er das Protokoll diktierte, warf der schreibende Oberamtsrat Kreuzer plötzlich im größten Zorn die Feder weg mit den Worten: „Solche Lügen schreib ich nicht nieder.“ Darauf folgte eine Untersuchung des Falles seitens der Oberbehörde, wie so oft vor- und nachher, aber der leidenschaftliche Obervogt wurde nur immer mit gütigen Worten beruhigt. Aus all diesen kleinlichen Dingen gewinnt man immer die Erkenntnis, daß der Fürst und die Regierung sich fürchteten und hüteten, diesen überlegenen und leidenschaftlichen Mann sich zum Gegner zu machen. Darum erfüllten sie auch alle seine Wünsche, so besonders was die Anstellung seiner beiden Söhne betraf, von welchen der eine, Eusebius, Oberamtmann in Wolfach, der andere, Valentin, Obervogt in Stühlingen wurde.

Auf 1. September 1808 wurde Valentin Schwab in den Ruhestand versetzt und starb wenige Monate darauf, am 13. Februar 1809, im Alter von 75 Jahren und wurde auf dem Friedhof in Wolfach beigesetzt.

Von mehr geschichtlichem und allgemeinem Interesse als diese persönlichen Dinge sind die Kriegserlebnisse des Landvogts Valentin von Schwab in Wolfach.

Am 24. Juni 1796 hatten die Franzosen bei Kehl den Rhein überschritten und waren durch die Schwarzwaldpässe nach Schwaben vorgezogen, wurden aber im Herbst desselben Jahres von Erzherzog Karl wieder über den Rhein zurückgedrängt. Zur Säuberung des Landes von den zurückgebliebenen französischen Truppenteilen, die da und dort plündernd einfielen, wurde von Erzherzog Karl der ortenauische Landsturm aufgeboden. Landvogt Schwab scheint den Befehlen der Heeresleitung nicht nachgekommen zu sein; denn am 9. September wurde er gefänglich in das kaiserlich österreichische Hauptquartier nach Kork abgeführt, wo er einen ganzen Monat scheint zurückgehalten worden zu sein. Es gelang ihm aber, sich „vollkommen zu rechtfertigen“, was ihm Erzherzog Karl mit eigenhändig unterzeichneter Urkunde vom 12. Oktober 1796 bezeugte. Welches der Inhalt der Beschwerden gegen ihn war, läßt sich aus den vorliegenden Akten nicht ersehen, aber sehr wahrscheinlich unterließ er es, den Landsturm aufzubieten; denn er sagte in einem Schreiben an die Regierung zu Donaueschingen: „Der Landsturm und die liederlichen Untertanen von Haslach und Oberwolfach waren schuld daran.“

Mag es Valentin Schwab auch geglückt sein, ehrenvoll aus der Untersuchung herauszukommen, so war er dennoch, wie sein späteres Verhalten zeigt, ein Französling. Für die französischen Marodeure bekundete er alle Hochachtung und Dienstbesessenheit, während er für die deutschen Soldaten nur Beschimpfungen hatte. Heute muß uns dieses Verhalten Schwabs als eines hohen Beamten sehr befremden, aber es wird entschuldigt und verständlich durch die Weisungen der f. f. Regierung, die gleich der badischen und württembergischen mit dem französischen Oberbefehlshaber Moreau einen Sonderfrieden geschlossen hatte, in welchem die f. f. Lande als neutrales Gebiet erklärt worden waren. (Sein späteres Verhalten gegen die österreichischen Truppen ist leider von einem mißverstandenen, unzeitgemäßen und übertriebenen Diensteyer geleitet gewesen.) Man kann es so auch verstehen, wenn Schwab in einem Berichte an die Donaueschinger Regierung seine Entrüstung ausspricht darüber, daß zwei Wolfacher „Schwindelköpfe“ marodierende Franzosen angegriffen und die Oberwolfacher Landsturmlente seine beiden Söhne herausgefordert hätten zum Marsch gegen die Franzosen, und daß er, gezwungen, den einen herausgegeben habe, ansonst sein Haus beschossen worden wäre. Für all dies und anderes bat er die französischen Offiziere um Entschuldigung.

Wie ganz anders aber ist sein Benehmen gegen die österreichischen Truppen im Jahre 1799!

Im zeitigen Frühjahr 1799 war der Krieg aufs neue losgebrochen. Anfangs März hatte Jourdan mit seinem Heere bei Kehl den Rhein überschritten und war nach Schwaben vormarschirt. Erzherzog Karl, der in Bayern sein Winterquartier hatte, zog ihm bis an den Bodensee entgegen und schlug ihn bei Dstrach und Stockach. Leider konnte er den Feind nicht weiter verfolgen, da er mit seinem Heere nach der Schweiz eilen mußte zur Unterstützung der verbündeten Russen. Hingegen schickte er den General Graf Merveldt den fliehenden Franzosen nach, dem es jedoch nicht vollständig gelang, den Feind über den Rhein hinüberzujagen. Seine Kriegsmacht war zu schwach, um gründliche Arbeit zu leisten. So kam es, daß viele Tausende von Franzosen in der Ortenau zurückblieben und hier das ganze Jahr hindurch frech ihr Unwesen trieben und die Bevölkerung in ständiger Angst und Unruhe hielten. Die Festung Kehl war ihr Stützpunkt, und in Rork war das Hauptquartier. Die österreichische Streitmacht unter General Merveldt war zu einem erfolgreichen Vorgehen viel zu schwach, und so kam es in allen Teilen der Ortenau bis hinauf nach Wolfach fast täglich zu Kleinkämpfen, in welchen sich der Landsturm von Oberwolfach besonders mutig und tapfer zeigte, zum Leidwesen des Obervogten Valentin Schwab. Sein Bericht an die Donaueschinger Regierung bietet eine schöne Schilderung solcher Kleinkämpfe. Es soll darum dieser Bericht am Schlusse der vorliegenden Abhandlung wiedergegeben werden. Vorerst ist von Interesse, das Benehmen Schwabs gegen die österreichischen Soldaten und Offiziere kennenzulernen.

Nach der Schlacht von Dstrach und Stockach verfolgte General Merveldt die über den Schwarzwald fliehenden französischen Truppen. Die österreichischen Soldaten waren selbstverständlich auf Requisitionen angewiesen. Jeder vaterländisch gesinnte Deutsche hätte sich über den Sieg des Erzherzogs Karl und die Niederlage des Franzosen freuen und die österreichischen Soldaten mit Freuden in Quartier nehmen sollen, — aber nicht so der f. f. Landvogt Valentin Schwab. Am 24. Mai 1799 war eine Abtheilung des 1. kaiserl. Husarenregiments unter Führung eines Oberleutnants von Wessenberg nach Wolfach gekommen und hatte Quartier und Requisitionen verlangt. Wessenberg und einige Mannschaften hatten sich in der Landvogtei, in der Wohnung des Herrn Schwab, einlogiert. Darüber beschwerte sich dieser in der heftigsten Weise bei dem Obersten des Regiments, dem Grafen Johann von Keglevich ¹⁾, der in Triberg Quartier

¹⁾ Johann Nepomuk Keglevich entstammt einem ungarischen Grafengeschlecht und war ein verdienter Offizier im österreichischen Heere. Er fiel, von einer Kanonenkugel

genommen hatte. Er protestierte gegen die gewaltsame Exekution, gegen die Besetzung seines Hauses und das arrogante Benehmen des Oberleutnants von Wessenberg, der vor ihm nicht einmal „den Hut gerückt“ habe. Die Soldaten hätten seine Hausgenossen, Frau und Tochter, mit Grobheiten und Tätlichkeiten behandelt, und im Tumulte seien mehrere Entwendungen im Werte von 7 Louisdor vorgekommen, die ihm ersetzt werden müßten. Er habe Beispiele dafür, sagte er, daß die österreichischen Soldaten ihre Diebstähle zu bemänteln wüßten, damit nichts zum Vorschein komme. Ueber diese letztere Bemerkung geriet Reglevich in Zorn, und anstatt Satisfaktion zu leisten, forderte er von Schwab Genugthuung wegen seiner, die Ehre der österreichischen Soldaten kränkende Aeußerung.

Schwab gab sich damit nicht zufrieden, sondern ging zu Generalmajor Graf von Merveldt nach Hornberg, um bei diesem seine Beschwerden vorzubringen. Als Schwab seine Anklage wegen der Diebstähle der österreichischen Soldaten vorbrachte, fuhr der General auf und herrschte ihn an: „Die kaiserlichen Husaren sind keine Räuber, sondern Soldaten!“, worauf Schwab keine Antwort mehr gab.

Es kam nun zu einer eingehenden Untersuchung, in welcher Schwab wiederholte, der Oberleutnant von Wessenberg sei vor ihm erschienen, „ohne den Hut“ zu rücken, und habe in grober Art die Zimmer, Stall und Scheune besetzt, die Soldaten hätten bei verschlossenen Fenstern Tabak geraucht, daß es nicht mehr zu ertragen gewesen sei, und hätten eine fürstenbergische Amtsurkunde ganz verschmiert. Die Behauptung vom Stehlen der Soldaten hat er nicht mehr wiederholt. Sein Sohn gab an, es sei mit einem Karabiner nach ihm geschlagen worden. Seine Tochter sagte aus, ein Husar habe ihr einen Rippenstoß gegeben. Man sieht: Schwab ist etwas kleinlaut geworden; seine Beschuldigungen haben nicht mehr viel Grund und Inhalt.

Dem Oberleutnant Wessenberg war es eine Leichtigkeit, sich zu verteidigen. Es erübrigt sich, näher darauf einzugehen. Nur das eine: von Fräulein Schwab sagte er, sie sei mit vielem Schimpfen gegen die Oesterreicher auf sein Zimmer gekommen und habe gesagt, die Oesterreicher seien viel schlechter als die Franzosen; sie seien alle grob, und auch viele Saumägen seien dabei. Nach dem Grunde befragt, warum sie diese Beschimpfungen ausgesprochen habe, gab sie an, sie habe so gesagt, weil die Mannschaften geraucht hätten.

Schwab mußte nun seine beleidigenden Aeußerungen gegen die österreichischen Soldaten zurücknehmen, bekam aber eine Schadenersatzgütung von 36 Gulden 7 Kr.

getroffen, am 6. Juli 1799 bei Dffenburg im Alter von 44 Jahren, wo ein Denkmal (im Grün) heute noch an ihn erinnert. (S. die Ortenau, Sonderheft 1918.)

Deutsches Nationalgefühl war dem Landvogt Valentin von Schwab also nicht eigen, obwohl er Zeuge war des großen Elendes, das die Franzosen durch ihre Eroberungskriege über seine Landvogtei und das Vaterland gebracht hatten. Man kann ihm darob eigentlich keinen Vorwurf machen, denn auch der f. f. Hof war im Jahre 1800 noch nicht frei von der Bewunderung der Franzosen und der Vorliebe für französisches Wesen. Diese Sympathie für die Franzosen spricht auch aus Schwabs Aufzeichnungen aus dem Jahre 1800. Nicht sowohl, weil sie Schwabs politische Gesinnung erkennen lassen, sollen sie hier zum Abdruck gebracht werden, sondern vielmehr deshalb, weil sie uns ein Bild von den damaligen Zuständen in der Ortenau entwerfen.

Anhang.

Bemerkungen über die Vorfälle im Oberamt Wolfach seit dem ersten Einmarsch der Franzosen (20. Mai 1800) bis heute, den 2. Juni 1800.

Was es für Geschichten mit denen Franzosen in und nächst Haslach gewesen, wird das Obervogtamt Haslach bereits berichtet haben. Nur so viel es hier betrifft, ist Folgendes Tag für Tag vorgefallen:

Auf die traurige Geschichte zu Schnellingen war man bewogen, die Befehle in der Nacht zwischen 19. und 20. Mai auszulassen, kein Gewehr auf das Feld zu nehmen, viel weniger zu schießen. Es war die höchste Zeit, dies zu verfügen. Am nämlichen Tag rückte Herr Commissaire Statton mit 13 Cavalleristen vom 16. Regiment und einer Truppe von der polnischen Legion 125 Kopf stark in Hausach ein und verlangte mit dem Oberamt zu sprechen. Bei meiner und des Herrn D/amtsrats Ankunft allda wurde dem ermeldeten Commissaire auf sein Verlangen eine getreue Fassion über alle zum österreichischen Heumagazin und Bäckerei gehörigen Relikten gemacht. Dieser requirierte Fuhren vom D/amt und der Nachbarschaft, um das Heu abzuführen, verfügte die Destruierung der Backöfen und verkaufte das Korler Mehl um einen Spottpreis, und mit dem vorrätigen Holz suchte er sich mit den Bergwerksadmodiatoren zu rangieren (?). Um den Fuhrlohn nach Kork mit Wegschaffung des Heues zu ersparen, kaufte man demselben einen (mit) 300 Zentner abgewerteten Haufen guten Futters p. 36 Sols. ab, zahlte aber noch nichts daran.

Den 21. Mai kamen der größte Teil der auswärtigen Fuhren; nur die Alpirsbacher fanden sich mit den Cavaliers, die sie begleiten mußten, um Geld ab. Commissaire erfuhr in Hausach, daß diese in Wolfach waren, aber wieder zurückgehen wollten. Er schickte zwei Cavaliers dahin nach; diese aber weigerten (sich) zu fahren, und die lezt nachgeschickten gaben den Fuhrleuten mit dem blanken Säbel Schläge, und 2 Bauern von Oberwolfach kamen den Fuhrleuten zu Hilfe, der eine mit Steinwürfen, der andere mit einer Mistgabel. Darüber wurde Satisfaktion mit großer rigueur (Härte) gefordert. Ich verfügte mich in der Nacht von Hausach hierher, und bis nach 12 Uhr war ich mit der Untersuchung des Hergangs beschäftigt. Ich setzte die beiden, die sich den Soldaten widersezt hatten, in Arrest. Aber plötzlich kam der Amtsdienner mit der Nachricht, daß 30 bis 40 Bauern und Burschen aus dem Stab Oberwolfach mit aufgepflanzten Bajonetten die 2 Kerl ihm wieder entrissen hätten und vom Stab Oberwolfach alles haufenweis mit Gewehr nach Hausach geloffen sei, um die Franzosen anzugreifen. . . Dies geschah auch wirklich in der

Nacht. Ein zahlreicher Haufen dieser Bewaffneten hatte auf die französischen Biqueter gefeuert und diese auf jene, so daß ein allgemeines Feuer entstand. Ich konnte nicht mehr auf der Straße fortfahren, schickte daher den Amtsdienner Stehle über das Gebirg an Herrn D/amtſrat und ließ (ihn) durch diesen das Resultat meiner Untersuchung wissen, um es dem Herrn Commissaire zu melden, daß es nicht mit obrigkeitlicher Genehmigung geschehen, und daß er das Aufbrausende einiger Schwindelköpfe mit dem ernstesten Schlagen mit Ruten entschuldigen möchte. Commissaire wollte diese Burschen verfolgen und sie bis Tagesanbruch en fronte stehen lassen; auf Zuspruch aber zog er ab. Doch wurden schon 40 Wagen mit Heu voraus abgeschickt.

Den 22. Mai verfaßte man einen in französischer Sprache übersetzten Procès verbal an General Klein nach Kork und entschuldigte den Vorgang mit allen zur Sache dienlichen Beweggründen durch einen Reitenden, welchen man instruierte, ein recepisse (Empfangsbescheinigung) abzuverlangen. Im Schreiben trug man noch an, um unserer Entschuldigung Kraft zu geben, in Gegenwart eines französischen Abgeordneten die vorgegangenen Excesse nochmalen zu untersuchen.

Den 23. Mai blieb alles ruhig, und den 24. Mai kam der Abgesandte mit einem recepisse (Empfangsbescheinigung) zurück. Mündlich aber referierte derselbe, daß er 60 Franzosen in Gengenbach angetroffen, um ins Kinzinger Tal vorzurücken.

Den 25. Mai. Man erhielt unter der Hand Nachricht, daß viele Truppen von Lahr und Haslach im Anrücken nach Hausach seien.

Den 26. kam die Bestätigung vom Anrücken dieser Truppen, um das Schießen und Attaquieren der französischen Truppen zu rächen, und allenfalls Brandschatzung und Contribution zu fordern, im Nichtzahlungsfalle aber Geiseln auszuheben und fortzunehmen.

Den 27. Mai rückte auch wirklich ein Corps von 200 Mann Polen und ebensoviel Husaren vom 6. Regiment in Hausach ein; eine große Truppe aber rückte zu Hausach durch und ein weiteres Regiment Husaren; die erstern 400 blieben aber in Hausach einquartiert. Am nämlichen Tag wurden durch den mit dem Herrn Commissaire angerückten französischen General Chenier die Herren Beamten von Gengenbach, Zellharmersbach, Alpirsbach, Elzach, Hornberg, Triberg, Schramberg, Selbach, ortenauische Ritterschaft, Abtei Gengenbach und Oberndorf auf den 28., dieses zur Erscheinung vor dem französischen Commissaire bestellt, um in der von den Convocierten selbst unter sich (zu) bestimmenden Conferrenz 1300 Centner Heu und 900 Säcke Hafer an die französischen Truppen abzugeben und nach Kork zu liefern; dann auf 4 Wochen lang alle Tage 80 Fuhren zum Schanzen nach Rehl zu stellen. An dieser Zahl traf es das D/amt Wolfach 100 Ctr. Heu, 60 Säcke Hafer und täglich 6 Fuhren. Die Naturalien waren ganz erträglich, aber das Fuhrwerk suchte man abzubringen, und für die gute Mannszucht, die er hielt, und die Sotisse (Dummheit oder Grobheit), die der französischen Truppe geschehen, daß sie von Bauern mißhandelt worden, gab man mit Einwilligung einer Landschaftsdeputation dem Herrn General Chenier ein Douceur von 15 Louisdor, und er versicherte uns hernach, von allweiteren Einquartierung der Truppen, dann vom Fuhrwerk selbst zu verschonen. Man glaubte ganz sicher zu sein; ich nahm Abschied vom Herrn General, und alles ging gut auseinander.

Den 28. Mai blieb General Chenier mit seiner Truppe in Hausach, willens, am 29. abzuziehen. Er ließ am 28. noch eine Patrouille ins Kinzingerthal über Langenbach darum ab, welche in 12 Mann und einem Chergent von den Cavaliers bestand. Linker Hand von meinem Häusel standen 5 Feuergewöhr, an selbem angelehnt, und kaum ritten die Cavaliers näher hin, sprangen 5 Burschen zu den Feuergewöhren und schossen auf die 13 Franzosen, sprangen aber sogleich dem Gebüsch zu, wo noch 50 Bauern mit Ge-

wöhren waren. Der Chergent ließ 3 Mann auf selbe feuern, aber ohne Wirkung, und konnte sie nicht verfolgen, weil die Bauern auf dem Berg standen. Der Chergent ritt ganz langsam weiter zurück, hierdurch nach Hausach, zeigte mir aber den unerwarteten Vorfall ganz kaltblütig an. Die Relation (Bericht), die er dem Herrn Generalen erstattete, veranlaßte denselben, noch in der Nacht um 9 Uhr nach Haslach zu retirieren. Um 10 Uhr abends rückte eine Bauern-Patrouille von 4 bis 6 Mann durch die hiesige Stadt und konnten durch gütiges Zureden mehrere hiesige Bürger nicht zur Ruhe gebracht werden. Die ganze Nacht war es äußerst unruhig; die Bauern-Patrouillen vermehrten sich; alles, was sie antrafen, rückten sie mit weder: Wer da? oder: gil vis? an. Der Haufen wuchs auch die ganze Nacht, und auf dem Rathhaus und im Adler war die Versammlung, wo tapfer getrunken wurde.

Den 29. Mai. Bei Tagesanbruch war die Stadt voll bewaffneter Bauern. Sie sammelten sich vor der Landvogtei und forderten mit größtem Ungeßüm, daß der Landvogt und dessen 2 Söhne, sowie die hiesigen Ratsmitglieder und die ganze Stadt mit ihnen gegen die Franzosen zu Feld ziehen sollten. Während welcher Zeit der Stadtdirner Johann Schille (Schily?) in die Landvogtei kam und anzeigte, daß ihn die Bauern zu mißhandeln drohen, wenn er nicht mit seiner Land-Miliz-Compagnie ausrücke, worüber man ihm nur zur Antwort gab, die Bürger von der Stadt sollen machen, was sie wollen, und er, Schille, solle seine Compagnie ausrücken lassen, aber nicht, indem er, Schille, von der ganzen Sache schon unterrichtet, daß D/amt aber hievon nicht nur nichts gewußt, sondern den gestrigen und heutigen Schritt mit vollem Grund mißbilligen müsse und die Bauern auf den Befehl des D/amts nicht mehr gehorchen. Der Andreas Bollmer, der Wirt des Stabs Kizingertal aus dem Langenbach, kam auch, währenddem Schille noch in der Landvogtei war, und forderte die beiden Söhne des Landvogten zum Aufbruch mit ihnen. Auf alle gemachten Vorstellungen erklärte er, daß es nun einmal nicht mehr zu ändern sei, und man sich der großen Excesse der Bauern, die er nicht mehr zu hindern vermöge, aussetzen würde. Zur nämlichen Zeit stürmten die Bauern und Burschen an die Thür der Landvogtei, verlangten die 2 Söhne mit der Drohung, wenn man sie nicht herausgebe oder ihnen die Thüre nicht öffne, sie überall hineinschießen würden. Sie verlangten mit gleichen Grobheiten, daß der Landvogt die Wolfacher Compagnie aufbieten, im Weigerungsfalle aber alarmieren lassen solle. Um sich nicht großen Sotissen aussetzen, wurde endlich zugelassen, daß die Compagnie durch Trompetenschall alarmiert werde, und der jüngere Sohn des Landvogts entschloß sich, um den weiteren vorgesehenen Grobheiten und Insulten seiner Eltern vorzubeugen, diesem unsinnigen Haufen voranzugehen. Er zog also mit solchen ab, und am nämlichen Tag zwischen Hausach und Haslach fing schon das Schießen an, welches sich bis den 30. fortsetzte und endlich den 31. Mai bei Gengenbach das wirkliche Gefecht mit Schießen und Hauen sich endigte, bei welchem 10 bis 15 aus beiden Nemtern Wolfach und Haslach, dann der Reichsstadt Zell, Verheiratete und Ledige, geblieben sind, 11 oder noch mehrere aber gefangen worden sind. Nicht nur die hiesige Compagnie von Ledigen mußte ausrücken, sondern die Bauern nötigten alle Bürger dahier, zu Hausach, Haslach und Biberach mit Stößen und Drohungen auszurücken, welches noch die größte Klage von allen veranlaßte, um Rache über das ohne Not zu vergießen veranlaßte Blut zu schreien, Das andere muß bei einer anderen Gelegenheit nachgetragen werden. (Nun kam Hilfe durch österreichische Truppen. Schwab berichtet darüber mit folgendem:)

Vom 2. bis 8. Juni: Noch ist zu bemerken, daß der Herr Rittmeister Graf Mier ¹⁾

1) Wohl Graf Merveldt (General).

vom 2. k. Uhlaneregiment mit dem Herrn Rittmeister Ruzen¹⁾ nebst bei sich gehabt 400 Mann Ulanen circa 115 Husaren, und über 100 Infanterie von Jägern, Rotmänteln und Gradiscaner erst eingerückt sind, als schon die Hauptaffaire von Hausach bis Gengenbach vollbracht war, nach welcher bis Steinach und dann bis Haslach retiriert wurde, wo hernach die Bayern, die weder Ordnung unter sich hielten noch auf Commande folgten, wieder nach Hause gingen, auf Veranlassung des O/amts alle Vorgesetzten des O/amts Wolfach und Haslach mit einem Ausschuss nach Hausach auf die Post eingerufen wurden, und in Gegenwart der beiden Aemter von dem Herrn Rittmeister Graf Mier jenes vorgebracht wurde, was dann hernach von dem Oberamt an die Vorgesetzten nach der Beilage sub Nr. 1 erlassen worden ist. Man wollte damit die Stimmung des Volkes einvernehmen, weil die Stäbe Kaltbrunn und Schenkenzell sich schon erklärt, daß sie sich in keine weitere Vorrückung einlassen könnten, teils weil sie Vorwürfe von ihren ruhigen Nachbarn, den Württembergern besorgten, durch den voreiligen Schritt den Feind gereizt und gelockt zu haben, teils weil sie sich ohnmächtig hielten, um durch die Stärke der beiden Aemter Wolfach und Haslach den Feind zu bezwingen, und am Ende die Gefahr nur größer werden dürfte, die übrigen Stäbe aber noch gleich stürmisch gesinnt seien. Man entschloß daher eine Abschickung meiner Person, des geheimen Rats und Landvogts, mit Herrn Rentmeister v. Gagge zu Haslach nach Donaueschingen, um Anzeige vor allem bei dem hohen Collegium zu tun, und allenfalls weitere Befehle und Maßregeln einzuholen, was auch den 9. Juni bei versammeltem hohen Pleno geschehen ist, davon das Resultat aus der Regiminal- und Cameral Verhandlung zu entnehmen ist.

Sch w a b, Landvogt.

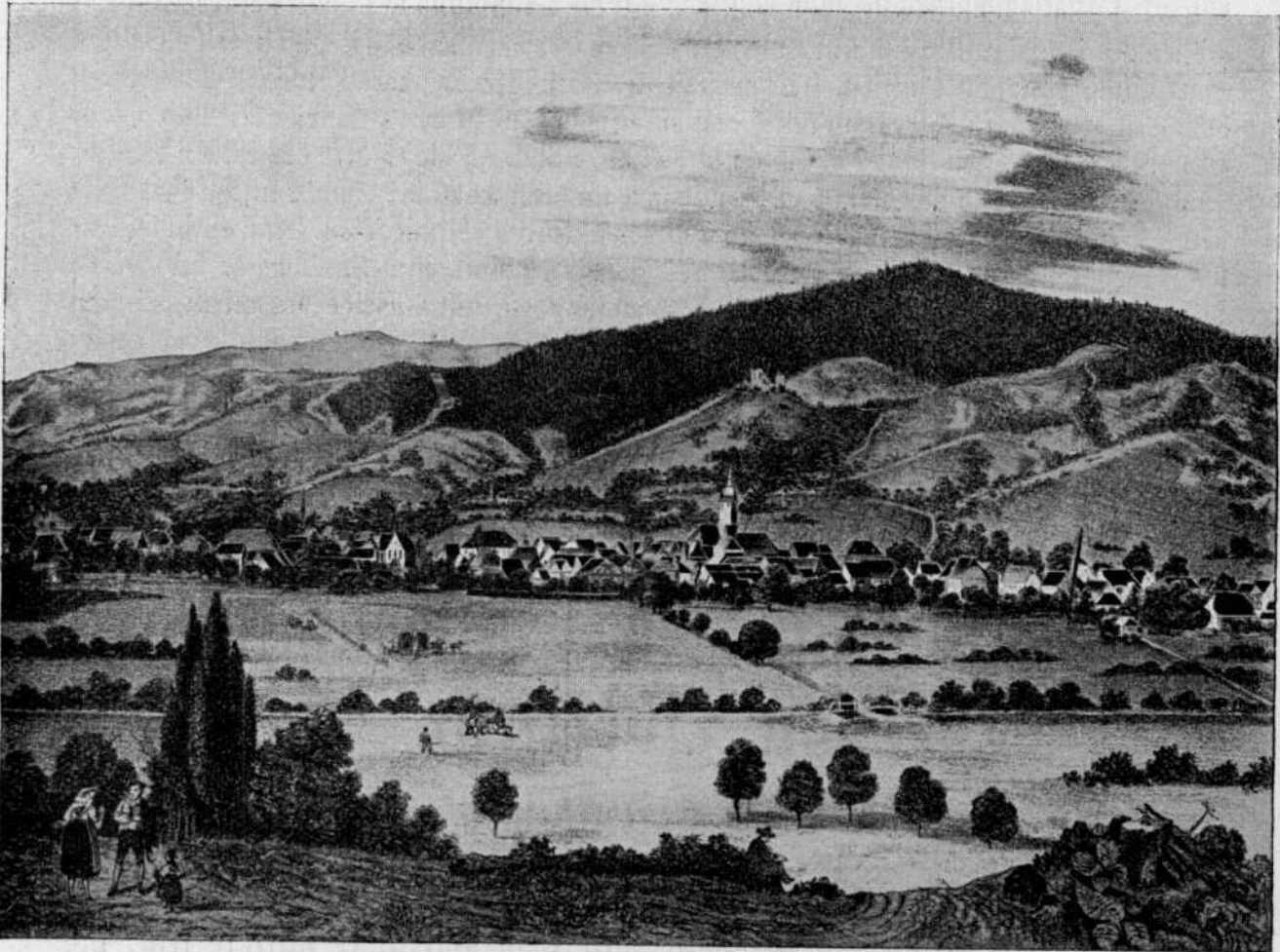
Zum 600jährigen Stadtjubiläum von Oberkirch.

Von Karl Christ.

Die älteste Pfarrei des ganzen Necktales war die an dessen Ausgang gelegene Kirche von Nußbach; mit dem Patronat stiftete Uta, die Stifterin des Klosters Allerheiligen, Herzogin von Scawenburg (Schauenburg), um 1200 das zum Straßburger Kirchensprengel gehörige Kloster aus und fügte auch die, allerdings erst 1225 genannten, Filialen der Mutterkirche von Nußbach dazu unter Zustimmung ihres Erben, Eberhart von Eberstein, nämlich „Obirnkirchen“, also zur obern im Gegensatz zur untern Kirche in Nußbach, und die zu Oppenau. Der neue kirchliche Mittelpunkt an Stelle der heutigen katholischen Kirche zu Oberkirch, wozu auch das gegenüber zur linken Neckseite liegende obere Dorf mit Kapelle gehörte, machte sich aber schon 1220 bei der weiten Entfernung der ur-

¹⁾ Wohl Graf Reglewich Buzie (Sonderheft der Ortenau Seite 25).

sprünglichen Mutterkirche zu Rußbach von dieser selbständig unter einem Oberpfarrer (archipresbyter), den das Kloster Allerheiligen setzte, der später auch als Großkeller in der hiesigen Kellerei oder Rezeptur die klösterlichen Einkünfte verwaltete und daneben einen Unterpfarrer mit Kaplan hatte. Eingepfarrt waren auch oberhalb die Vorstadt Loh (altdeutsch löh, löch, Gehölz), Winterbach mit dem ausgegangenen Ort Trutkindesberg oder Truchtinēberg, Luttenbach (Lautenbach) und Sulzbach,

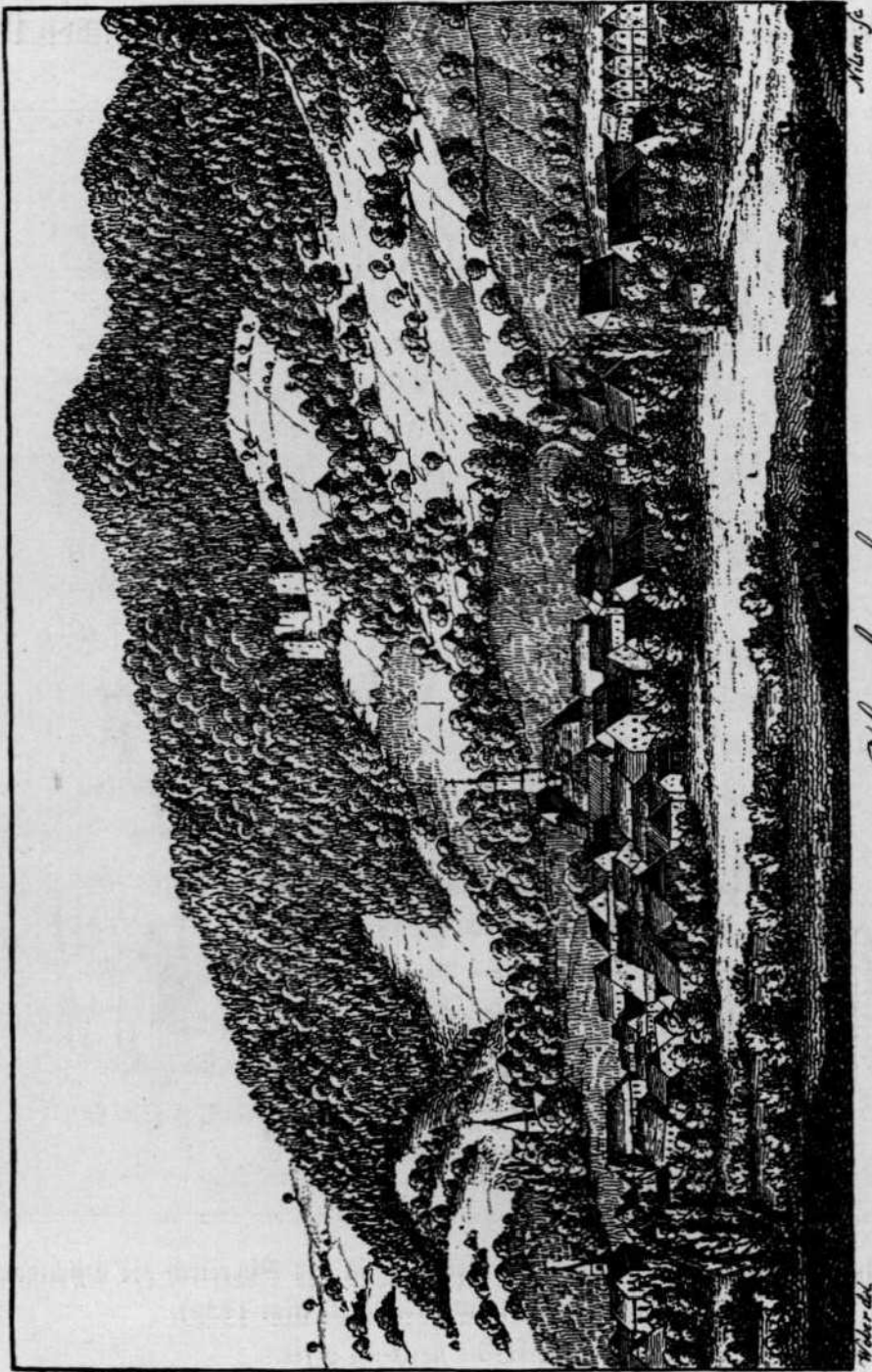


Stadt Oberkirch von Butschbach aus gesehen im Jahre 1835.

Nach einer Lithographie von Ummenhofer.

andrerseits vor dem untern Thor die Vorstadt Allmend, Fernach, Gaisbach, Ringelbach und andere Dörfer. Da nun das Wort Kirche entlehnt ist aus dem griechischen kyriake, d. h. Haus des Herrn, so wählte man als Schutzheiligen von Oberkirch den am 8. August gefeierten griechischen Kyriakos oder lateinischen Cyriacus. Eine übel geratene humanistische Verballhornisierung des Ortsnamens zu res publica Hypergraeciae von 1586 war aber die auf einem nicht mehr vorhandenen lateinischen Denkstein, der sich nach Franz von Lassolane, dem letzten bischöflich Straßburger

Oberamtman in Oberkirch, bis um 1800 am Turm beim obern Tor befand, gestandene Inschrift; sie war gewidmet als Zeichen der Ergebenheit der Herrschaft Oberkirch für den katholischen Landesherrn, Bischof



M. G. J. G.

Weber del.

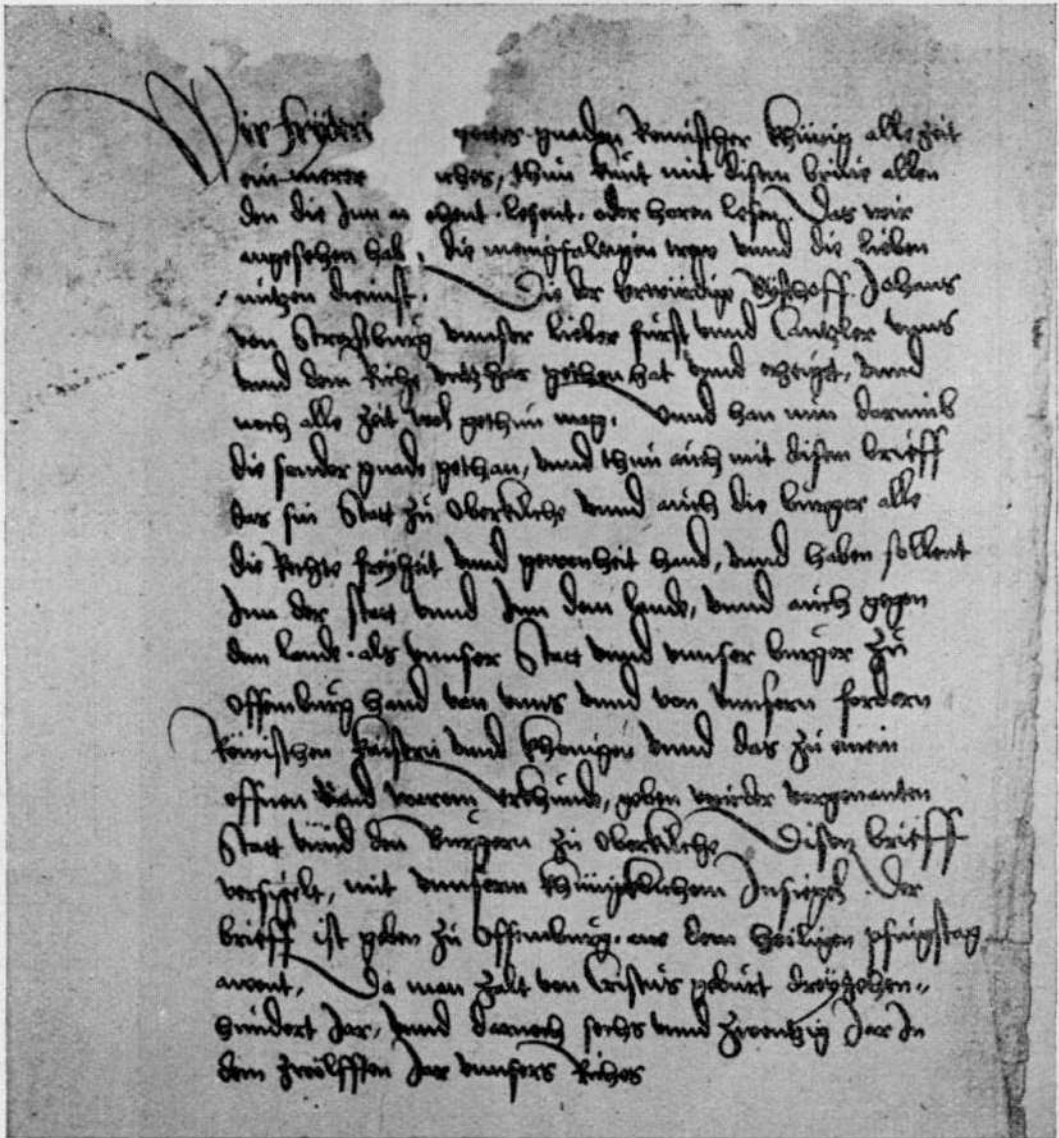
Oberkirch.
(um 1825.)

Johann IV. von Straßburg, einem aus der Eifel stammenden Grafen von Manderscheid-Blankenheim, der 1569 nach langen Kämpfen mit der protestantischen Partei gewählt wurde und 1592 starb ¹⁾).

¹⁾ Vgl. darüber und über das Folgende meine „Renchtäler Altertümer“.

Die Markgrafen von Baden besaßen um 1246 und noch 1286, „oppidum Obirinkirchen“ und die Burg Fürstenecke als Reichslehen.

Die Fürstenberger verkauften 1303 „die Merketstat (d. h. Marktstätte) Obertkirchen in der Gegene zu Mortenowe“ (Ortenau) mit der Burg (castrum) Fürstenecke an das Bistum Straßburg. In lateinischen Urkunden

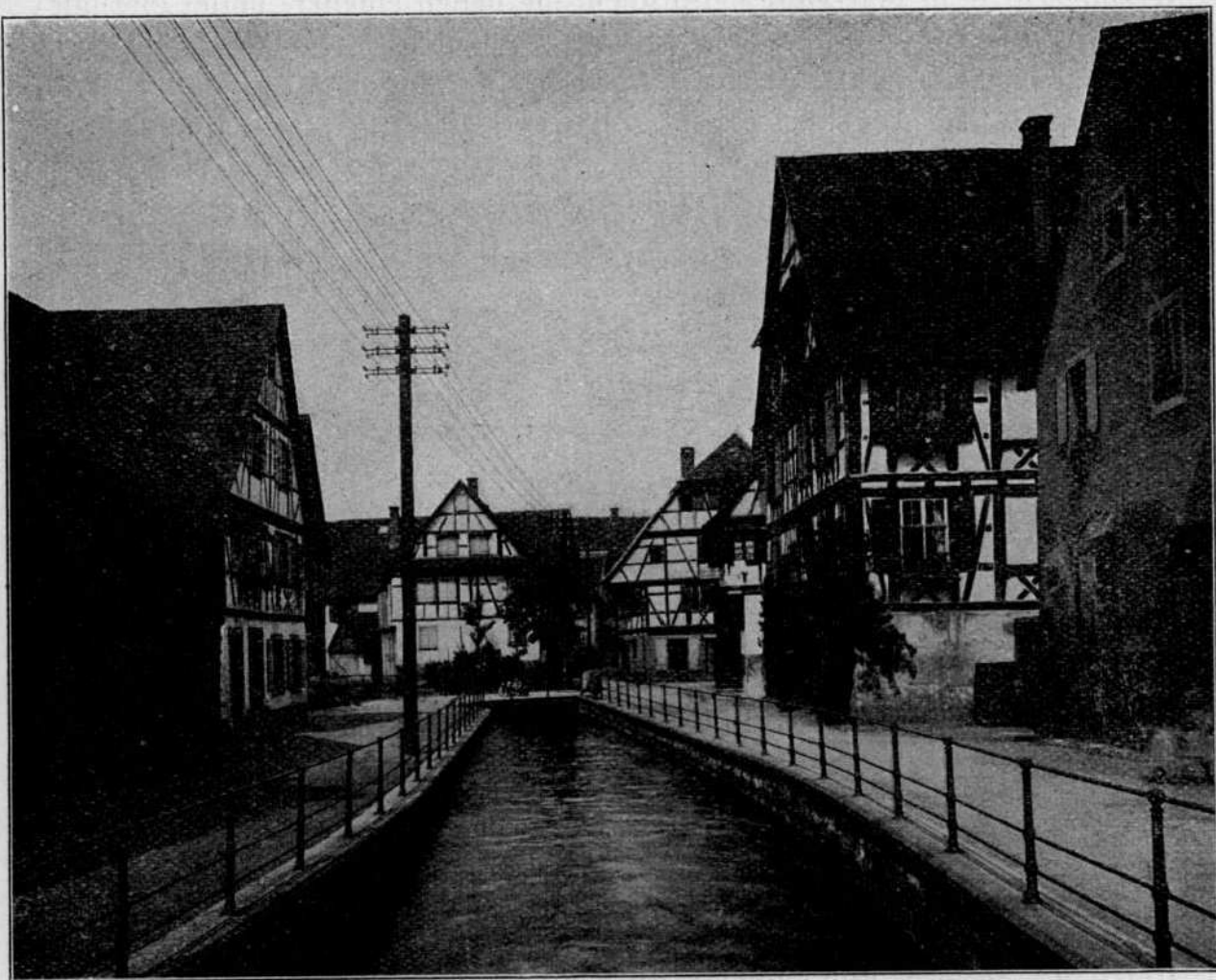


Älteste Ueberlieferung (16. Jahrh.) der Urkunde, in der Obertkirch die Offenburger Stadtrechte verliehen werden (10. Mai 1326).

Generallandesarchiv Karlsruhe 33/45.

darüber wird Obertkirch wieder als oppidum bezeichnet, d. h. ein mit Gräben, Mauern und Tortürmen umgebener Ort, wie es Marktstellen gewöhnlich waren, während Befestigung nicht überall unbedingt Voraussetzung des Stadtrechtes war. Kleinere Ortschaften hatten nur öffentliche Wochenmärkte. Der an den Wochentagen zu Obertkirch noch gehaltene ist

von der ganzen Gegend stark besucht, wozu noch drei Jahrmärkte kommen, an Georgi (23. oder 24. April), Laurentii (10. August) und Nikolai (6. Dezember), oder auch an andern Tagen. Die Entstehung von Marktrechten erforderte aber äußerlichen Schutz zur Wahrung des Friedens, woraus sich allmählich die verschiedenen Auszeichnungen der Stadtbürger gegenüber den unfreien Bewohnern des offenen Landes entwickelten.



Gewerbekanal mit alten Fachwerkhäusern.

Uebrigens setzte sich auch der Grundsatz „Stadtluft macht frei“ erst nach und nach durch, da außer Vollbürgern auch viel Hörige u. dgl. sog. arme Leute in den Städten saßen. Zudem ist die moderne Schreibung Stadt mit der Bedeutung einer im Rang über andere Ortschaften gestellten ganz ungeschichtlich, denn im Altdeutschen bezeichnet stat nur eine Statt, Stätte überhaupt, und wenn sie befestigt war, wurde dafür gewöhnlich Burg gesagt. So ist auch die schon im 14. Jahrhundert vorkommende Bezeichnung alte Stat oder Altenstatt gegen den von Leimengruben

genannten Vorort Leimen zu und an der dicht am Hungerberg hinziehenden gepflasterten römischen oder schon vorgeschichtlichen Straße bloß als älteste Niederlassung zu deuten ohne jeden Bezug auf städtische Gerechtigkeiten. Bei der dortigen Ziegelei am Weg nach Gaisbach wurde auch um 1880 ein uralter Pfahlbau aus Eichenstämmen aufgedeckt.

Wenn nun Oberkirch schon um 1246 durch die Bezeichnung als mauernumringter Ort bezeichnet wird, so waren damit verschiedene sog. Freiheiten, d. h. Vorrechte verbunden, die neben eigener, voller Gerichtsbarkeit mit Blutbann oder Recht über Leben und Tod das Stadtrecht ausmachten. Als daher Oberkirch durch den Landesherrn, Bischof Johann von Straßburg, 1326 die reichsstädtische Verfassung von Offenburg er-



Altes Gasthaus zur Sonne, ehemaliger Neuensteiner Hof.

hielt, so war dies zum Teil nur eine Bestätigung früherer Rechte. Vertreter des Landes- und zugleich Stadtherren, des Bischofs von Straßburg, waren der von ihm bestellte Amtmann und der Schultheiß, daneben der aus 12 bürgerlichen Gerichtschöffen bestehende Gemeindeauschuß, während der Bürgermeister als Finanzbeamter gewöhnlich aus den Zunftmeistern gewählt wurde. Schultheißen des Namens Heinrich oder Heinzmann Rohart (aus Rot- oder Ruthor) mit dem Rad als Wappen kommen im 14. Jahrhundert in Oberkirch vor und scheinen einer aus Offenburg hierher gezogenen Patrizierfamilie angehört zu haben. Von ihr stammt wohl eine ehemalige Grabkapelle, von der eine noch vorhandene lateinische Inschrift von 1337 besagt, daß sie der Schultheiß Heinrich, genannt Rohart von Oberkirche, errichtet habe. Davon steht aber nichts da, daß er von Nuwen-

stein geheißen und der jüngern Linie dieses Geschlechtes angehört hätte, wie auch die Annahme, daß dieses von einem Kunze Rohart, Schultheiß zu Oberkirch abstamme, unbelegt ist. Indessen besteht der Name Kunrat Rohart damals zu Offenburg nebst andern dieses Namens. Dann verließen 1381 die Markgrafen von Baden dem Rufel, Schultheißen von Oberkirch, als Burglehen „daz alte Nuwenstein“, nämlich die hoch über dem sog. Getös, einem ehemaligen tosenden Wasserfall der Rench, auf einem steilen Vorsprung des Schärtenkopfs aus Granitblöcken erbaute Stammburg des danach benannten, aber damals schon ausgestorbenen Geschlechtes. Weiter oben lag die Burg Berenbach, wozu die Güter „obewendig des Gedözes“ im Tal gegen Oppenau gehörten, dem sog. Hintergetös, während die Landschaft unterhalb davon gegen Lauterbach und Oberkirch zu Borgetös, Vordergetös hieß. Die Lehensnachfolger des älteren Geschlechtes von Nuwenstein scheinen ihren Burgsitz herunterverlegt zu haben in ihren Hub- oder Meierhof an der Rench, das jetzige Gasthaus zum Hubacker, zogen aber später nach Oberkirch in verschiedene Höfe. Einer davon ist das heutige Gasthaus zur Sonne (mit den daran befindlichen Neuensteiner Wappen). Im Amthaus, ausgezeichnet durch das Bodecksche Wappen, wurde 1758 eine Münzstätte errichtet als Filiale der bischöflichen zu Straßburg. Leider wurde der schöne, unterhalb der „Sonne“ befindliche Laufbrunnen, an dessen achteckigem Trog das redende Wappen von Oberkirch, ein Kirchlein mit Dachreiter, ausgehauen war, 1864 abgebrochen. —



Löwensäule vor dem Rathaus, ehemals als Brunnen von Bischof Joh. von Manderscheid errichtet (1570).

Im ehemaligen Klosterhof von Allerheiligen zu Oberkirch, östlich von der katholischen Pfarrkirche, steht ein nach dem Brand von 1797 wiederhergestelltes großes Gebäude, dessen eine Hälfte als Probstei oder Konventionshaus und Pfarrei von Allerheiligen diente, die andere als dessen Großkellerei oder Rentkammer. Bei der Wiederherstellung wurden die alten Wappen über der Freitreppe des Eingangs wieder eingehauen. Nördlich vom Klosterhof gegen die schon oben erwähnte „Alte Stadt“ lag ein alter Begräbnisplatz mit Marienkapelle, worauf sich eine dort ausgegrabene lateinische Steinschrift bezieht.

Zu Oberkirch oberhalb der Stadtmühle am Gewerbkanal befand sich auch ein Beginenhaus für weibliche Mitglieder eines zur Pflege der Wohl-

tätigkeit dienenden weltlichen Bettelordens, der im Mittelalter auch unter dem Namen böhmische Beichtbrüder oder Begarden Westeuropa durchzog, woher das englische Wort beggar, Bettler. Zur Zeit der Reformation wurde aber das Schwesternhaus bis auf einige aufgenommene Alte und Kranke aufgehoben und ging zur Vergrößerung eines dortigen Anwesens der Herren von Schauenburg an diese über. Auch befand sich im Beginenhaus um 1550 der Sitz des landesherrlichen Salzherren, des Inspektors des Salzkastens, für den monopolisierten Verkauf von Salz, der es dem städtischen Salzmesser zur Ausmessung an die Käufer abgab. Das Salzmagazin kam später wohl in die Salzgasse, die heutige Metzgergasse.

In der westlichen Vorstadt Grindel oder Grendel (soviel wie Riegel, Pfahl, Schlagbaum) vor dem untern Tor wurde 1697 ein Kapuzinerkloster errichtet und 1847 abgebrochen.

Die alte Grenzlinde an einem Kreuzweg an der Gemarkungsgrenze gegen Nordwesten heißt Kennbäumel, was man irrig auf hier stattgehabte Turniere bezieht, auch die frühere Schreibung Kentbaum ist ungerechtfertigt. Der Name ist vielmehr aus Rain, Grenze entstanden wie beim Rennsteig auf dem Kamm des Thüringer Waldes und bei andern alten Rennwegen.



Altes Fachwerkhaus: Gasthaus zur Linde.



Heinrich Eyth,

ein Begründer und Verkünder der Heimatpflege.

* 8. Juli 1851.

† 17. Juli 1925.

Nachruf
von J. Friedr. Bühler.

Er gehörte zu den Stillen im Lande. —

Aber zu den Aufrechten, nie zählte er zu den Schwachen und Abgesonderten, die müßig und verdrossen auf dem großen Schauplatz des Daseins stehen oder gar die freudenscheue Einsamkeit erwählen, um kampfmüde nur noch einem unirdischen Sehnen nachzuhängen. Die Stille, mit der dieser erfolgreiche, für die Entwicklung der Heimatpflege und Heimatkunst bedeutende Mann durch sein arbeitsvolles Leben schritt, lag allein begründet in der reinen Einfachheit und Bornehmheit seines Wesens.

Bis ins hohe, von langer Krankheit beschwerte Alter, erhielt er sich die Kraft zu freudiger Bejahung des Lebens in seinen vielfältigsten Erscheinungen, und nur jene mied er, wo Unnatur und Oberflächlichkeit eines modischen und hastenden Zeitgeistes den auf tiefe deutsche Innerlichkeit eingestellten Menschen und Künstler anfreundete. Ihm, dem Sohne G. Gustav Eytz, floß immer wieder, nie versiegend, ein Verjüngungsquell für seine Arbeit und seine Kunst aus der Liebe zu seiner kleinen Heimat.

Wenn wir hier den Namen seines Vaters nannten, gaben wir ihm ein Lob des Herkommens. Gottfried G u s t a v E y t z, von Freudenstadt gebürtig 1818, beendete seine Lehr- und Wanderjahre, als er sich 1845 als Meister des Buchbinderhandwerks in Schiltach niederließ und drei Jahre darauf, vermählt mit einer Schwester des späteren Oberbaurats Leonhard in Karlsruhe, einen eigenen Hausstand gründete. Bald wurde es dem vielbelesenen und lebenserfahrenen Manne immer mehr ein Herzensbedürfnis, in aufklärendem Wirken ein freundlicher Berater seiner Mitmenschen und Förderer geistigen und geselligen Lebens in seiner neuen Heimatgemeinde zu werden. Es ist hier nicht der Ort und Raum, seine großen Verdienste zu würdigen, bleibt aber Aufgabe berufenerer Feder, dem Andenken dieses Mannes einmal volle Genugtuung werden zu lassen, der nicht nur für seine Gemeinde mehr getan hat, als wir ahnen können, sondern dessen Name in der Geschichte der Volksdichtung des Schwarzwaldes unter die Ersten und Besten zu stellen ist.

Früh zeigte sich bei dem Sohne Heinrich, dessen Elternhaus eine Heimstätte geistiger und künstlerischer Lebenspflege geworden war, ein feines inniges Verständnis für die kleinbürgerliche Romantik des alten Flößerstädtchens, und es sind uns schon aus der Zeit des damals zwölfjährigen Knaben einige landschaftliche, stimmungsbelebte Zeichnungen und Portraits erhalten geblieben, die von der hervorragenden zeichnerischen Begabung Zeugnis ablegen, die zielweisend und bestimmend für den Lebensgang des Mannes werden mußte ¹⁾.

¹⁾ Hans Thoma, der vor etwa 65 Jahren in Schiltach einige Wochen zu Gast war,

Er hatte Volksschule und Lehrerseminar hinter sich, als er vermöge seiner vorzüglichen Anlagen und durch außergewöhnlichen Fleiß es bald soweit brachte, daß er an den Lehrerbildungsanstalten in Karlsruhe und Ettlingen selber lehren durfte. Das reichste Gebiet seiner beruflichen Tätigkeit erschloß sich ihm, als er zum Inspektor des Zeichenunterrichts im Lande Baden berufen wurde. Seine Erfolge als Verbesserer der Unterrichtsmethoden und Verfasser zahlreicher Unterrichtswerke waren nicht nur in Baden bahnbrechend und werden immer von grundlegender Bedeutung bleiben. Bekannt sind seine Vorlagen für den Zeichenunterricht in den Mädchenschulen und gewerblichen Fortbildungsschulen, das Unterrichtswerk für die Gymnasien (zusammen herausgegeben mit Geheimrat Dr. Wagner), seine methodischen Handbücher wie „Der Zeichenunterricht in den badischen Schulen“ u. a.

Ihm genügten nicht die Vorlagen, die zum Abzeichnen gedacht waren, ohne die von ihm beigegebenen Anwendungsbeispiele, welche den Unterricht in ein Verhältnis, eine Wechselwirkung zum Leben und zur Heimat brachten. Der einfachen geometrischen Figur, dem Blumenfeld oder dem heimatlichen Wappenschilder seiner Vorlage war das Muster eines Stick- oder Schnitzornamentes, eines Kleidungs- oder Geräteschmucks beigelegt, das, den Sinn und Zweck der Übung vor Augen führend, den Eifer des Schülers anspornen mußte. Bald wurden Gegenstände des Zimmers und der Umgebung die Unterrichtsmodelle für seine Schüler, und dieser einmal beschrittene Weg sollte zur Verwirklichung seines Gedankens führen, den andere nach ihm nur lauter ausgerufen haben, daß nur der seine Heimat und die Natur kennt, der sie zeichnend sehen lernte. —

Dann aber, und jetzt kommen wir der heimatkünstlerischen Betätigung H. Eyths noch näher, schuf er die feinen, der Jugend und kleinsten Jugend gewidmeten Bilder- und Malbücher. Wer, nicht selbst dem Wunderlande eigener Kindheit ganz entfremdet, einen Blick wirft in eines dieser Büchlein, der wird sich immer wieder ergötzen können an den Bildern und naiv köstlichen Versen, die mit ihrem Humor die Herzensgüte des Künstlers und dessen unmittelbares Erfassen der Kinderseele so freundlich zur Geltung bringen. Ob er nun dem Kinde ein Wirtshaus malte im altdeutschen Fachwerkstil, ob er das Verständnis der Jugend für die Eigenart einer romantischen Felspartie, die Schönheit der Tannenwälder und das Leben ihrer

lernte die Familie Eyth kennen, und, oft in deren Haus verweilend, freute er sich an den Arbeiten des kleinen, emsigen Zeichners. Später schenkte Thoma den schultechnischen Werken und Schriften H. Eyths wärmste Aufmerksamkeit, und das freundschaftlich nahe Verhältnis aus der Jugendzeit blieb bis zum Tode des Altmeisters.



Alt-Schiltach; Häusergruppe am verschneiten Marktplatz 1810.

Die nach Aquarellen H. Eyth's ausgeführten Federzeichnungen von Alt-Schiltach bleiben im Eigentumsrecht von Professor Karl Eyth in Karlsruhe und können ohne Erlaubnis weder nachgebildet noch vervielfältigt werden.

Bewohner zu wecken versuchte, immer schöpfte er aus dem Schatze der Erinnerungen aus dem kleinen, aber um so schöneren Reiche seiner eigenen Kindheit. —

Hatte der Lehrer und Erzieher seinem Pflichtkreis die weitesten Grenzen gezogen, so schenkte der Künstler seine Ruhetage und Mußestunden mit überwiegender Vorliebe der Betätigung seines angeborenen Heimatsinns. Immer zog es ihn „aus der Fremde“ heim ins altertümliche Städtchen mit den bewaldeten Höhen und Halden, seinen stillen Talgründen. Wie vertraut war er der Natur! Nie sind die alten Bauernhäuser in ihren Einzelheiten von außen und innen, die Stuben und Geräte unserer Alten mit feinerem Verständnis und in natürlicherer Treue gezeichnet und gemalt worden! Keine Gasse, kein Winkel des Städtchens mit seinem bisher unbeachteten Reize blieb ihm verborgen. Und viele der traulichen Bilder gingen anfangs der achtziger Jahre als die ersten Ansichtskarten in Baden hinaus in die Welt, die stille Schönheit seiner Heimat zu verkünden ¹⁾.

Es lag in der Natur des Künstlers, durch die historische Vergangenheit Schiltachs angeregt, sich in kulturgeschichtliche Studien zu vertiefen und durch literarische Arbeit das Werk der Altertums- und Heimatpflege zu fördern. Der gewissenhafte Chronist tat dies zumeist in kurzen, sachlichen Schilderungen und Aufsätzen, die aber nie der persönlichen Innigkeit entbehrten und gerade deshalb in vorzüglicher Weise ihrer volksbildenden Bestimmung dienen konnten. Vor uns liegt der Jahrgang einer württembergischen illustrierten Zeitschrift, deren Schriftleiter einst an ihn herantrat mit der Bitte, über das Stadtbild Schiltach nach einem Merianschen Stich aus dem Jahre 1643 und einer Lithographie aus dem Jahre 1843 eine erklärende Beschreibung zu geben. Wir versäumen nicht, auf die ausgezeichnete Arbeit hinzuweisen, in der es Gyth auf wenigen Seiten verstanden hat, das landschaftlich und geschichtlich Bedeutende der kleinen Stadt und ihre Bewohner in vortrefflicher Art zu schildern.

„... Am Schloßberg die Staig hinauf führt die alte Römerstraße zur Höhe, heute ist's der Weg nach Michalden, Oberndorf und Rottweil. Dem Straßenzuge folgend sehen wir die Häuser Giebel an Giebel sich neben und übereinander reihen, eines immer höher als das andere, immer wieder eine neue Schauseite und noch ein Giebel! Und jeder einzelne scheint sich dem Beschauer zeigen zu wollen und ihn mit seinen Fensteraugen aus dem Grünen heraus freundlich zu grüßen, damit er ihr Bild nicht so rasch, wie sonst in der Gewohnheit, vergesse. Und wirklich, das Bild bleibt festhaften im Gedächtnis eines

¹⁾ Die von ihm und seinem Bruder Karl Gyth herausgegebenen Karten wurden auf der internationalen Ausstellung in Nizza 1899 preisgekrönt. „PREMIÈRE EXPOSITION INTERNATIONALE DE CARTES POSTALES ILLUSTRÉES. Finis coronat opus. NICE MDCCCIC“. (Große silberne Medaille verwahrt im Heimatmuseum in Schiltach.)

jeden. Ist es doch, als sei hier Haus und Boden und Umgebung füreinander geschaffen und innig verwachsen, als bilde Natur und Kunst, Landschaft und Menschenwerk eine unlösliche Einheit seit Anbeginn.“



Schiltach, Ober Tor, bis 1840

nach H. Eyth.

So sah Heinrich Eyth seine Heimat, und so ist sie!

Er liebte es, den sprachlichen Stil vergangener Zeiten in die Gegenwart zu ziehen, und es ist köstlich, wie er in seinen Chroniken und bei geselligen

Anlässen diese Sprache nachzuahmen verstand. Vielleicht ist einer oder der andere der Leser dankbar, auf die Chronik des Krokodils Karlsruhe aufmerksam gemacht zu werden, in welcher einige Proben Euthschen Humors, in diese alte Form gegossen, uns erhalten ist.

Wie die Wirtschaft ward aufgemacht
und was groß Freud sie gebracht.

:: Als nun die Wirtschaft getaufet, gar schön ausgezieret und zugericht war, da ließ K. . . , der K.vatter, eine Anzeig schreiben nach alter Weis und hat auf die Pfingsttag eine Kundmachung ausgehn lan in alle Lande und überall las man die

Anzeig:

:: Allen dapfern und hochedlen Insassen unserer lieben wohlgezirkelten Residenz- und Pyramidenstadt Karlsruhe, nit weniger allen werthen Leutten im umbkreiß und ehrsammanen des ganzen landes hiemit folgend eine freudsame und einladende bottschaft.

:: Uff dem Ludwigsplatz allhie, da wo die Wald- und Blumenstraß ein eden machen, hab ich, H. K. . . , Burger und Baumeister hie, eine neue herberg sambt vielen speise- und trinkgemachen erbauet und selbige mit sunderlichem Fleiß und bedacht wohl eingerichtet, auch gar lieblich ausgezieret mit schönen gemählen und sprüchen ganz wie altdeutsche mann gepfleget han und hab solche Wirtschaft nach dem altertümblischen, feuchtlebigen, und verehrten geschöpf lacerta crocodilus benamsset und getaufft: „ZUM KROKODIL.“ Und sind vorgemeldte räum und stuben allerwegen gut disponiret und abgeteilet und auch gar weit und lufftig angeleget. Zudem ist für tranck und azung das feinst und best hergezogen, also daß man mit kurzweil hier mag bleiben, nit allein mannsleut, sondern auch ehrsambe frauen und jungfräulein. Item, wir han eine schankwirtschaft gestiftet, wie zuvor keine zu sehen ware und wöllen solche auf tun auf das Fest der ausgießung und soll erstmals uff sein am Pfingstmontag — das ist am zweiten des brachmonats — und offen bleiben zu fröhlichem zech- und trinkturnier nach der ehrbaren weis unserer Väter.

Karlsruhe, in der letzten Wochen des Wonnemonats anno 1884.

Im Stil der biblischen Chronika schrieb er die Geschichte des Schiltacher Städtetages ¹⁾, beginnend:

Das Hohe Lied von der Stadt Schiltach.

In dem Lande Baden aber lieget eine Stadt
mit Namen Schiltach und lieget in dem Walde,
der da heißt der schwarze,
nahe dem schwäbischen Reiche und ist mit nichten
die geringste
unter den Städten des Landes.
So du von Schiltach hörest,
so freue sich dein Herz

¹⁾ Städtetag in Schiltach — ein vor 30 Jahren gegründeter Städtebund badischer und württembergischer Nachbarstädte Alpirsbach, Schiltach, Schramberg, Hornberg und Wolfach, der seine Jahresitzung in geselliger Vereinigung stets an Neujahr in der „Krone“ zu Schiltach abhielt.

und wo du diesen Namen nennest,
da neige sich dein Angesicht,
denn die Stadt ist auserkoren unter vielen.
Siehe, die Stimme Abrahams ¹⁾ verkündet ihr Lob,
und der Griffel Hasemanns ihre Schönheit.
Ihr Bildnis ist gezeichnet von den Eytzen,
und das Bild ihrer Häuser, Straßen und Gassen
gehet hinaus in alle Welt.
Des HERRN Wohlgefallen ruhet auf dieser Stadt,
er hat sie bedacht mit Schönheit
und hat sie gesegnet vielfach.
Siehe, ein Wasser fließet daher von Mittag
und ein zweites Wasser von Sonnenaufgang
hinab zum Niedergang.
Im Tale der Kinzig höre ich ein Rauschen
und ein Strömen an der Mündung
der Schiltach.
Ueber den Mühleteich fallen die Fluten
hernieder mit Wucht,
und sie sprigen empor vons Hohmuts Gumpen
mit gewaltigem Gischt.
Siehe, da ist ein Brausen und Stürzen
und ist weder Ruhe noch Stillstand
heute und ewiglich.“

* * *

Wir haben diese Stilproben wiedergegeben, weil sie einen Grundzug Eytzcher Art verraten, Vergangenes zu volkstümlicher Würdigung zu bringen und auch vom lebendigen Humor erzählen dieses stillen, wohl von manchem verkannten, etwas träumerischen Menschen. Wir bedauern, uns hier versagen zu müssen, einige seiner Gedichte, Heimat- und Trinklieder anzuführen, die neben sinnigem Ernste seine Gabe für Frohsinn und Geselligkeit auch in übermütigem Scherze erkennen lassen.

Und der Sonnenschein solchen Gemütes liegt noch über seinen letzten Aquarellen und Zeichnungen. Er spiegelt sich silbern im Bächlein, das sich des neuen Frühlings Schmuckes seiner Ufer, der Butterblumen und Badenken, freut, wenn es plätschernd und singend über sein steiniges Bett talwärts stürzt. Er leuchtet aus dem farbenfrohen Bilde des tiefverschneiten Marktplatzes seiner Heimat, flimmert kosend über das moosige Strohdach des Bauernhofes, dringt bis in die dunklen Winkel des Schuppens und durch die kleinen Fenster in die Mühlenkammer mit den klappernden Hölzern, verweilt beim immer lachenden Gesicht des Kleienkokers und anderem alten Schweißwerk. —

¹⁾ J. Abraham Bühler, Schiltach, gest. 1913. Verfasser heimatlicher Gedichte.

Heimatkunst!

Jene freilich, die einem eigenen Heimatfühlen nie das Herz geöffnet haben, werden an dem Künstler Heinrich Eyth und seiner Arbeit vorübergehen und vielleicht mehr Gefallen finden an den Werken der jetzt Allzulauten im Lande!

Der scharf sehende Zeichner und emsige Forscher aber blieb fremd allem eitlen Strebertum. In dem Sichbescheiden, in der Beschränkung, die er seinem künstlerischen Schaffen auferlegte, liegt seine Meisterschaft. Liebevollstes Erfassen alles Heimatlichen, auch des Kleinsten und Unscheinbaren blieb seiner Kunst Ausgangspunkt und Wegweiser, sie selbst war ihm nicht Ausdrucksmittel des Geschauten allein, sondern viel mehr noch des innerlich Erfühlten.

So konnten in seinen letzten Lebensjahren jene zum Teil unfertig gebliebenen Bilder von Alt-Schiltach entstehen, welche jetzt in den Händen seines Bruders Karl Eyth, des Malers und Professors an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, hoher, künstlerischer Vollendung entgegenreifen; Werke, die das kostbarste Vermächtnis des geschiedenen Meisters für seine Heimat, ein letztes Geschenk seiner unsterblichen Liebe sind.



Alt-Schiltach; Vorstädtle mit der 1833 abgebrannten Kirche.

Der graue Held.

Von **Freiherr v. Glaubitz.**

Das im Amtsbezirk Lahr nicht weit vom Rheine gelegene Dorf Weißenheim war ein altes Besitztum der Familie v. Wurmser, welche sich um die Gemeinde, insbesondere um den Kirchenbau daselbst namhafte Verdienste erworben hat (vgl. Ortenau 4. Heft Seite 93 ff.). Die Wurmser können daher mit Recht als Angehörige der Ortenau gelten, deren Reichsritterschaft sie zu ihren Mitgliedern zählte. Die Heimat der Wurmser lag allerdings jenseits des Rheines in der freien Stadt Straßburg, wo sie zu den ältesten und angesehensten Patriziergeschlechtern gerechnet wurden und die höchsten Magistratswürden bekleideten. Von 1484 bis 1790 entstammten nicht weniger als 14 Stettmeister dieser Familie. Kaiser Friedrich III. verlieh 1452 den Wurmser einen Adels- und Wappenbrief.

Als Sprosse dieses alten Patriziergeschlechtes wurde Dagobert Sigismund Wurmser v. Bendenheim am 7. Mai 1724 zu Straßburg geboren. Seine Eltern waren Franz Jakob Wurmser v. Bendenheim und Sophie Friederike v. Landsperg. Der Knabe, welcher ein gewaltiger Kriegsheld werden sollte, war anfangs körperlich so schwächlich, daß man ihm die Not- taufe gab. Später entwickelte er sich zu einem kräftigen Manne von unverwüßlicher Gesundheit. Schon in früher Jugend trat er, seiner besonderen Anlage und Neigung folgend, in das in französischen Diensten stehende deutsche Kavallerieregiment Royal Allemand. Als Achtzehnjähriger zeichnete er sich während des österreichischen Erbfolgekrieges hauptsächlich auf Vorposten und im sog. „kleinen Krieg“ bei der Besetzung von Prag aus (1742). Seinen Leistungen entsprach sein rasches Avancement: 1756 ist

Quellen. Archivalien: v. Glaubitz'sches Familienarchiv Rittersbach. Literatur: Schweigert, Oesterreichs Helden und Heerführer, Leipzig 1852. Baur, Historisch-Biographisch-Literarisches Handwörterbuch, Ulm 1810. Heyne, Geschichte Napoleons, Chemnitz 1840. v. Kottack, Allgemeine Geschichte, Freiburg 1826. Aus dem Leben des Freiherrn Ludwig Christian Heinrich Gayling v. Altheim, Freiburg 1864. Schreiber, Der Badische Wehrstand, Karlsruhe 1847. Müller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg, Straßburg 1862. Kindler v. Knobloch, Das Goldene Buch von Straßburg. Stegemann, Der Kampf um den Rhein, Stuttgart 1924. Kopp, Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichs-festung Philippsburg, Speier 1881. v. Traitteur, Landau, die französische Festung kann durch Inundation mit wenig Kosten in kurzer Zeit eingenommen werden, Heidelberg 1793. v. Traitteur, Wo ist die natürliche und sichere Grenzlinie für die mit Frankreich benachbarten Staaten? „Germanien“ 1814. Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1847.

Wurmser bereits Oberstleutnant im Regiment Royal Nassau. Den Siebenjährigen Krieg machte er in dem zum Beistand der Kaiserin Maria Theresia nach Deutschland entsandten französischen Hilfsheer gegen Preußen mit. 1761 kommandierte er als General in der Schlacht bei Friedberg, woselbst er verwundet wurde. Seine Unererschrockenheit und Tapferkeit trug wesentlich zum Siege über die preußische Armee bei.

Im gleichen Jahre trat Wurmser mit dem von ihm befehligten Korps leichter Truppen in österreichische Dienste. Dieser Schritt mag für heutige Begriffe ungewöhnlich erscheinen, er erinnert an die Zeiten der Landsknechte und des Dreißigjährigen Krieges, ein Frontwechsel war er jedoch nicht, Oesterreich und Frankreich waren Verbündete und kämpften damals Schulter an Schulter gegen Friedrich den Großen. Der Uebertritt zu den kaiserlichen Fahnen bildet jedenfalls einen Beweis für das hohe Ansehen, welches Wurmser bei den verbündeten Oesterreichern schon genoß, entsprach es doch von jeher der Tradition der Habsburger, befähigte Ausländer für ihre Dienste zu gewinnen, was den Feinden des Erzhauses An-

laß zu der üblen Nachrede gegeben hat, die Siege Oesterreichs seien gewöhnlich von Ausländern erfochten worden. Als österreichischer Truppenführer rechtfertigte Wurmser den Ruf, der vor ihm herging. Er machte die letzten Gefechte des Siebenjährigen Krieges mit und zeichnete sich vielfach



DAGOBERT WURMSER

auf Vendenheim. des H. R. R. Graf.

K. K. Feldmarschall. &c.

Gemalt und gestoch. zu Mannheim von K. M. Ernst.

vorteilhaft und erfolgreich aus. Die Kaiserin ernannte ihn in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste 1763 zum Generalfeldwachtmeister (Generalmajor), wozu 1773 die Inhaberschaft des Husarenregimentes Nauenhofen trat.

Der bayerische Erbfolgekrieg bot Wurmser Gelegenheit, sich als Truppenführer größeren Stils zu bewähren. Als ein ansehnliches preußisches Korps 1778 offensiv gegen Böhmen und Mähren vorging, um die vor Jaromirz verschanzte österreichische Armee zu beunruhigen, wurde es von Wurmserschen Husaren und Dragonern überraschend angegriffen und mit bedeutenden Verlusten geworfen. Bald darauf schlug Wurmser eine preußische Abteilung bei Dittersbach, wobei 200 Mann gefangen und 8 Kanonen erbeutet wurden. Im Januar 1779 ging die kaiserliche Armee zur Offensive über. In fünf Kolonnen rückte Wurmser in die Grafschaft Glaz ein, Habelschwerdt wurde im Sturm genommen, wobei der preußische General Prinz von Hessen-Philippsthal mit 700 Mann in die Hände des Siegers fiel, 3 Kanonen und 10 Fahnen erbeutet wurden. Die zur Unterstützung des Prinzen aus der Festung Glaz eingesetzten Hilfstruppen wurden von Wurmser aufs Haupt geschlagen, wobei 300 Gefangene in seinen Händen blieben. Hierauf nahm Wurmser eine vorteilhafte feste Stellung ein, die ihm ermöglichte, Glaz und Schweidnitz zu bedrohen. Weitere kriegerische Unternehmungen vereitelte der Friede von Teschen. Die Erfolge über die in Wien wegen ihrer Kriegstüchtigkeit gefürchtete preußische Armee erhöhten das Ansehen des Generals am Kaiserhofe außerordentlich. Josef II. überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, er verlieh ihm das Kommandeurkreuz des militärischen Maria Theresienordens, erhob ihn in den Reichsgrafenstand (1778) und ernannte ihn zum Kammerherrn. 1788 und 1789 wurde Wurmser die Aufgabe übertragen, als Generalkommandant von Galizien diese Provinz im Türkenkrieg zu decken, ohne daß er jedoch Gelegenheit fand, in aktiver Weise gegen den Halbmond einzugreifen.

Nach dem Tode des großen Laudon (1790) galt Wurmser als der erste Feldherr Oesterreichs, als ihn an seinem Lebensabend der Kaiser nochmals ins Feld rief, diesmal an den Rhein gegen die junge französische Republik. Die Lage der verbündeten Preußen und Oesterreicher war keine glänzende. Die mit schönen Anfangserfolgen gegen Frankreich unternommene Offensive war an der Unentschlossenheit der verbündeten Heerführer gescheitert. Die Franzosen waren am 29. September 1792 zum Gegenangriff übergegangen, hatten die Rheinlande überschwemmt und die Festung Mainz, den Sitz des ersten Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, erobert. Nunmehr be-

lagerten die Verbündeten Mainz, während die Franzosen Mainz, die Saar und das linke Rheinufer besetzt hielten, ihr Hauptstützpunkt waren die für unüberwindlich geltenden Weißenburger Linien. Die dem General der Kavallerie Grafen Wurmser im Frühjahr 1793 unterstellte k. k. Oberrheinarmee bestand aus Oesterreichern, schwäbischen Kreisvölkern und französischen Emigranten, sie zählte etwa 33 000 Mann. Die unterhalb am Rhein und vor Mainz stehenden Preußen befehligte der greise Herzog von Braunschweig, ein Soldat aus der Schule Friedrichs des Großen, der seinen Kriegsrhüm im Siebenjährigen Krieg unter den preußischen Fahnen errungen hatte. An und für sich verfügten die Verbündeten über starke Streitkräfte, die bei einheitlichem Zusammenwirken erfolgreich hätten operieren können. An dieser Einheitlichkeit gebrach es jedoch. Für Wurmser lautete die Instruktion:

„Ohne im eigentlichen Verstande zur königlich preußischen Armee angewiesen zu seyn, hat Graf Wurmser dennoch sich in allen Stücken nach der Direktion und Disposition, welche seine Majestät der König, oder des unter Höchstdemselben kommandierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, zu veranlassen für gut und nothwendig befinden sollte, zu benehmen. Nur in dem Falle einer großen oder augenscheinlichen Gefahr am Oberrhein wäre ein größerer oder kleinerer Theil auch wohl das ganze Korps über den Rhein zurückzuziehen.“

Die wenig klare Fassung dieses Befehles mußte jede tatkräftige Operation, wie sie dem energischen Charakter des alten Husarengenerals Wurmser entsprochen hätte, lähmen. Der Graf drängte zum Handeln, während der Herzog nur langsam und bedächtig operieren wollte, um seine wohlerbundene Reputation als Feldherr nicht aufs Spiel zu setzen. Wurmser, der den Kriegsrhüm seiner Jugendjahre im Kampfe gegen Preußen erworben hatte, war kein Preußenfreund. Das Zusammenwirken der beiden Greise war um so weniger harmonisch, als damals schon die preußische Politik sich mit Plänen im Osten befaßte, deren Verwirklichung ein tatkräftiges Vorgehen im Rheinfeldzuge für die Zukunft ausschloß. In jenen Tagen scheint gegen Wurmser in eigenartiger Weise intrigiert worden zu sein. Wie das Gerücht entstand, ist nicht klar, genug, es wurde behauptet, der aus dem Elsaß stammende General dränge zur Offensive, weil er das Elsaß als Fürstentum für sich selbst zu erwerben trachte. An dem Gerücht mag insofern etwas Wahres gewesen sein, als Wurmser ein persönliches Interesse daran hatte, seinen durch die Revolution in Verlust geratenen beträchtlichen Familienbesitz im Elsaß bei Eroberung des Landes wieder zu erlangen. Ihm weitergehende Pläne unterzuschieben, erscheint absurd. Die Gegner des Grafen scheinen ihn gleichwohl als Wallenstein im kleinen

angeschärft zu haben. Der Erfolg blieb aus. Der Spuk mit dem Gespenste Wallensteins übte in der Hofburg keinen Einfluß aus, Wurmser blieb nach wie vor in Gunst und Gnaden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß sonderbarerweise auch über den Herzog von Braunschweig ähnliche alberne Gerüchte damals umgingen, ihm wurden Absichten auf den französischen Königsthron nachgesagt. Sollten etwa diese Gerüchte französischen Ursprungs gewesen sein, um die beiden gefürchteten Feldherren bei den streng legitimistischen Höfen in Wien und Berlin zu verdächtigen?

Trotz alledem kamen die Operationen allmählich in Fluß. Wurmser überschritt am 31. März 1793 mit 12 600 Mann seiner Armee und 61 Geschützen auf einer Schiffbrücke bei Ketsch den Rhein und schloß sich dem linken Flügel der preußischen Armee an. Die unter dem Kommando des Generals de Beauharnais, des ersten Gemahls der späteren Kaiserin Josefine, stehende französische Rheinarmee, welche sich auf die Weißenburger Linien stützte, wurde am 27. Juli bei Bellheim geschlagen und nach einem heftigen Gefechte bei Jockgrimm hinter ihre Linie, die in einer Länge von fünf Stunden von Weißenburg bis Lauterburg zog, welche Stadt noch so ausgedehnt befestigt war, daß ihre Werke sich bis hinunter an den Rhein erstreckten, zurückgeworfen. Verschiedene Versuche Beauharnais', das freie Feld wieder zu gewinnen, scheiterten unter schweren Verlusten. Unterdessen hatten die Preußen Mainz zurückerobert. Die Belagerungsarmee wurde frei, und der gegebene Moment für die energische Offensive schien gekommen. Die Siege Wurmsers über Beauharnais kosteten dem unglücklichen Gemahl Josefines das Leben. Auf ihn wartete in Paris das Fallbeil. Zum erstenmal kreuzten sich hier die Wege Wurmsers mit denen des nachmaligen napoleonischen Hauses. Nach der Rückgewinnung von Mainz schienen die Kämpfe in der Pfalz zunächst im Stellungskriege zu erstarren. Braunschweig stand gegen die französische Moselarmee, Wurmser gegen die Rheinarmee. Die Tatkraft des alten Husarenführers wußte sich aus der Verstrickung des Stellungskrieges zu lösen. Noch am 20. September warf er die angreifenden Franzosen aus seinen eigenen Feldebefestigungen vor Lauterburg. Nunmehr einigten sich beide Feldherren auf einen gemeinsamen Offensivstoß gegen die für unüberwindlich geltenden Weißenburger Linien. Braunschweig umging dieselben oberhalb Weißenburgs. Wurmser unternahm den Frontalangriff, seine Armee zählte etwa 43 000 Mann, darunter 9600 Reiter, die französische Rheinarmee war 52 000 Mann stark, darunter 6000 Reiter. Am 13. Oktober begann der Angriff. Der an den Bergen des Schwarzwalds widerhallende Donner von 300 Feuerschlünden leitete den Kampf ein. Mit dem Schlachtruf „Maria Theresia“ stürmten die Kaiserlichen, denen das „vive la nation“

der Franzosen entgegenshallte. Vergebens war der tapfere Widerstand. Am 14. Oktober wurden Lauterburg und Weißenburg von den Oesterreichern mit stürmender Hand genommen. Die französische Rheinarmee wich bis über die Borna zurück. Die Siegesbeute bildete eine beträchtliche Menge von Kriegsgerät aller Art, darunter 28 Kanonen. Der Kaiser belohnte die glänzende Waffentat Wurmsers mit dem Großkreuz des Maria Theresienordens. Der in der Kriegsgeschichte seltene Erfolg wurde insbesondere auch für die Ortenau fühlbar. Fort Louis, das schon mehrfach der Ausgangspunkt für die Bedrückung dieser Gegend war, wurde von der Wurmserschen Armee am 31. Oktober eingeschlossen, von Köschwoog und vom Hügelsheimer Wald aus bombardiert, völlig zerstört und die Besatzung von 6000 Mann zur Kapitulation gezwungen. Historisch bemerkenswert ist, daß diese kriegsgefangene Besatzung später gegen die Tochter des Königs Ludwig XVI. ausgetauscht worden ist. — Wurmsers strebte nach Straßburg, dessen Münster sich in greifbarer Nähe am Horizont abhob, er begann die Festung einzuschließen, allein — das Kriegsglück wechselte. Wieder fehlte es an der Zusammenarbeit der beiden Höchstkommmandierenden. Hoche, der geniale Führer der französischen Moselarmee, und Pichegru, der Führer der Rheinarmee, gingen am 1. Dezember zum Gegenangriff über. Von den Verbündeten nur ungenügend unterstützt, nahm Wurmsers unter scharfen Gefechten seine Armee am 24. Dezember auf Weißenburg zurück. Der vorsichtige Feldherr überwog den Husarenführer, Wurmsers hielt es nicht für ratsam, die Armee aufs Spiel zu setzen, er bewies auch gegen Braunschweig, der ganz im Gegensatz zu seiner bisherigen Bedächtigkeit nunmehr gegen einen Rückzug war, eine anerkennenswerte Festigkeit, rettete dem Kaiser damit die Oberrheinarmee und führte sie Ende Dezember zwar stark erschöpft, doch unbefiegt auf das linke Rheinufer zurück, wo er, an die Reichsfestung Philippsburg sich anlehnd, eine Stellung bezog, die ihm die Möglichkeit bot, seine Truppen wieder kampffähig zu machen. Bald darauf legten die beiden so wenig harmonisierenden Oberbefehlshaber Wurmsers und Braunschweig fast gleichzeitig ihr Kommando nieder.

Als der Feldzug von 1794 einen ungünstigen Verlauf für die Deutschen nahm, entsandte der Kaiser den erprobten Wurmsers zum zweitenmal an den Rhein und übertrug ihm von neuem das Kommando der Oberrheinarmee. Oesterreich stand, seit Preußen am 5. April 1795 den Sonderfrieden zu Basel geschlossen hatte, allein nur von den kleineren Reichständen unterstützt, am Rhein mit zwei Armeen, der Oberrhein- und der Niederrheinarmee, gegen Frankreich im Felde. Die Kriegslage war ungünstig. Am Niederrhein war unglücklich gekämpft worden. Pichegru

hatte die Festung Mannheim ohne Schwertstreich erobert, den Rheinfordon durchbrochen und die beiden deutschen Armeen getrennt. Würmser's Armee stand bei Uebernahme des Kommandos in der Ortenau und im Breisgau, er rückte nördlich vor und bedrohte Biegrus' rechte Flanke. Die Kaiserlichen warfen die Franzosen bei Handschuhsheim. Biegruwich auf Neckarau und die Werke Mannheims zurück. Nunmehr war der Augenblick für die gemeinsame Offensive der beiden deutschen Armeen gekommen. Würmser warf Biegrus' rechten Flügel aus der Neckarau auf Mannheim, das der Franzose nur noch mit Mühe behaupten konnte. Die Franzosen wurden Mitte November über die Queich gedrängt, Kaiserslautern fiel wieder in deutsche Hände. Den Höhepunkt des Feldzuges bildete die Eroberung Mannheims, das nach heftigem Bombardement sich am 22. November ergab, wobei 10 000 Mann vor Würmser das Gewehr streckten. Der Rheinfeldzug 1795 war damit zu Ende, ein am 1. Januar 1796 geschlossener Waffenstillstand setzte den Feindseligkeiten einstweilen ein Ziel. Der Kaiser ernannte Würmser, der damals auf der Höhe seines Kriegsrühmes stand, zum Feldmarschall.

In dem Rheinfeldzug hatte Würmser eine besonders glückliche Hand bei der Wahl seiner Mitarbeiter gezeigt. Bei den komplizierten Operationen in der Pfalz und am Rhein war sein aide-de-camp, sozusagen sein Stabschef, der geniale pfalzbayerische Ingenieurmajor Johann Andreas v. Traitteur die rechte Hand des Feldmarschalls. Traitteur entwarf in Würmser's Auftrag Pläne für künstlich herzustellende Ueberschwemmungen des Rheinvorlandes, für die Eroberung der Festung Landau und besorgte die Restauration der arg vernachlässigten Reichsfestung Philippsburg. Auf Grund der Pläne Traitteurs ließ Würmser eine große Inundationslinie vom Rheine bis Neustadt a. S. anlegen, wodurch er in der Lage war, mit wenigen Tausend Mann, seinen Rückzug auf Philippsburg zu decken und seine Armee unter die wiederhergestellten Wälle der Reichsfestung zu retten (1793). Meidlos anerkannte der edle Würmser die Verdienste seines Stabschefs und sprach seine hohe Wertschätzung für diesen bei verschiedenen Anlässen den vorgesetzten Stellen gegenüber rückhaltlos aus ¹⁾.

Der Waffenstillstand führte nicht zum Frieden. In Italien hatte der

¹⁾ Traitteur folgte Würmser nicht nach Italien, er verblieb im Generalstab der Oberrheinarmee, zeichnete sich in den folgenden Feldzügen insbesondere auch als gewandter Parlamentär verschiedentlich aus, wurde später in den Grafenstand erhoben und 1798 als k. k. Oberstleutnant mit Beibehalt des militärischen Charakters wegen einer schweren Verwundung pensioniert. Beim Wiener Kongreß erregte seine Denkschrift über eine strategisch sichere Grenze gegen Frankreich bedeutendes Aufsehen, fand aber zum Nachteil des Vaterlandes keine Berücksichtigung. Traitteur starb 1825 auf seinem Familienbesitz zu Bruchsal.

junge General Bonaparte in einem beispiellosen Siegeszug den Oesterreichern die ganze Lombardei bis auf die Festung Mantua entrissen, welche hart bedrängt wurde. In Wien riefen die italienischen Niederlagen größte Bestürzung hervor. Das Schlachtenschicksal sollte der Feldherr wenden, dessen Haupt vom Glanze der letzten Siege am Rhein umstrahlt war. Der Kaiser rief den greisen Wurmser mit 25 000 Mann Kerntruppen vom Rheine ab und sandte ihn nach Italien. Damit beginnt die Tragik im Leben des alten Feldmarschalls. Ungern verließ der Greis das ihm vertraute Gebiet und zog in die ihm völlig unbekannte Ferne einem Gegner entgegen, dessen Kriegsrühm bald ganz Europa erfüllen sollte, der die alten Methoden der Strategie, in denen Wurmser groß geworden war, durch völlig neue zu ersetzen mußte. Gleichwohl sollte sich der Feldmarschall als würdiger Gegner des großen Napoleon erweisen. Als er im Hauptquartier zu Trient anlangte, fand er die Ueberreste der von Bonaparte zertrümmerten Armee Beaulieu vor. Er schuf aus diesen und den Genossen seiner Siege am Rhein ein neues Heer von ansehnlicher Stärke. Mit etwa 60 000 Mann, die in 3 Korps geteilt waren, brach Wurmser aus den Tiroler Bergen hervor, um das hart bedrängte Mantua zu retten, das unfehlbar verloren schien. Wurmser's Feldzugsplan bewies den Blick des erfahrenen Feldherrn der alten Schule, zwei Korps sollten östlich des Gardasees vorgehend die Linie der Franzosen an der Etsch aufrollen, das dritte Korps westlich des Gardasees über Riva nach Brescia vorrücken und den Rückzug der Franzosen auf Mailand abschneiden. Das zweite von Wurmser persönlich geführte Korps erreichte allein sein Ziel. Am 1. August 1796 wurde die französische Belagerungsarmee unter Serrurier geworfen und mit Verlust ihres gesamten Geschützes von 140 Stücken zum Rückzug gezwungen. Mantua war befreit! Der Erfolg sollte jedoch nur ein halber sein, da der Gegner ein Napoleon war. Dieser warf sich auf das westlich des Gardasees isoliert auf Brescia vorgehende österreichische Korps und schlug dasselbe am 3. August bei Lonato. Dadurch geriet der weiter südlich vor Mantua siegreiche Wurmser in große Gefahr. Er sah sich gezwungen, am 5. August 1796 gegen Napoleon, der auf den Höhen von Castiglione stand, eine Schlacht anzunehmen. Zum erstenmal in seinem Leben verließ hier Wurmser sein altes Kriegsglück. Napoleon erfocht einen vollständigen Sieg. Wurmser, der — ähnlich Tilly auf dem Breitenfeld — sich zu weit vorwagte, entging kaum der Gefangenschaft, er büßte 15 000 Gefangene und 70 Geschütze ein. 25 000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld, die alten Veteranen vom Rhein hatten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gekämpft und waren fast aufgerieben worden. Wurmser mußte sein Unglück mannhafte zu tragen, keinen Augenblick verlor er die Geistes-

gegenwart, in verhältnismäßiger Ordnung vermochte er sein Heer vom Feinde zu lösen und nach Trient zurückzunehmen. War der große Feldzugsplan auch mißlungen, Mantua war wieder verproviantiert, zu neuem Widerstand befähigt und der Feind infolge des Verlustes seines gesamten Belagerungsgeschützes zunächst außerstande, die Festung ernstlich zu gefährden.

Kaum ein Monat war vergangen, so erschien der greise Feldmarschall mit ungeschwächtem Mute und frischen Kräften wieder im Felde. Napoleon faßte nun den Plan, sich des gefährlichen Gegners mit einem großen Schlage zu entledigen. Mit zwei Korps trat Wurmser aus dem Gebirge hervor, das eine stieg das Etschtal herab, das andere führte Wurmser selbst im Tal der Brenta gegen Vicenza. Napoleon griff zunächst das im Etschtal operierende Korps an, schlug dasselbe und drang bis Trient vor. Dadurch war Wurmser der Rückzug abgeschnitten, es blieb nur noch die Möglichkeit, ostwärts über die Piave nach dem Friaul auszuweichen. Ein verlustreicher Kampf bei Bassano am 8. September zeigte dem Feldmarschall, daß sich dieser Rückzug nicht mehr durchführen lasse, ohne die Armee dem sicheren Verderben auszusetzen. Napoleon glaubte sein Ziel, den Gegner auf freiem Felde einzuschließen, erreicht zu haben; er hatte jedoch einen wichtigen Faktor in seine Rechnung einzustellen vergessen — die todesverachtende Bravour des alten Husarengenerals! Tatsächlich war die Wurmser'sche Armee von allen Seiten umringt, statt jedoch, wie Napoleon erwartet hatte, den Durchbruch auf seiner Rückzugslinie zu versuchen, ging der Feldmarschall vorwärts in der Richtung auf das eingeschlossene Mantua, um dort einen festen Halt zu gewinnen; er besetzte Legnano, erzwang sich überraschend den Uebergang über die Etsch und warf sich am 11. September bei Cerea mit Ungestüm auf das französische Korps Massena, das ihm den Weg verlegen wollte. Napoleon, der sich seines Sieges gewiß glaubte, war selbst in Cerea erschienen, um die Frucht seiner feinen Strategie, die Waffenstreckung seines gefährlichen Gegners heranreifen zu sehen. Er sollte sich jedoch getäuscht haben. Durch den gewaltigen Ansturm der Kaiserlichen wurden die Franzosen in solcher Eile durch den Ort zurückgetrieben, daß Napoleon selbst in die Flucht verstrickt wurde, kaum hatte der große Korse Zeit, sich aufs Pferd zu werfen und in eiliger Flucht davonzujagen, als der alte Wurmser in Cerea einritt. Er sandte sofort Patrouillen aus mit dem Befehl, den feindlichen Obergeneral lebend einzubringen. Die Schnelligkeit seines Pferdes rettete jedoch Bonaparte vor der Gefangennahme. Nach seinem Siege bei Cerea standen dem Vormarsch Wurmser's auf Mantua keine ernstlichen Hindernisse mehr im Weg, kleinere französische Truppenteile, die ihm entgegen-

traten, wurden theils vernichtet, theils gefangen genommen. Die Besatzung der Festung machte einen Ausfall und vereinigte sich mit dem Hauptheer. Dieses hatte schwer gelitten und zählte nur noch etwa 16 000 Mann, mit der Besatzung aber hatte Wurmser wieder etwa 30 000 Mann unter seinen Fahnen versammelt. Sofort ließ er sich angelegen sein, die Festung reichlich zu verproviantieren, auf einer rasch über den Po geschlagenen Brücke gelang es ihm, eine Menge von Lebensmitteln aus Modena herbeizuführen, ohne daß die durch die letzten Kämpfe erschöpften Franzosen ihn daran zu hindern vermochten. Beide Gegner hatten ihre Ziele nicht erreicht. Mantua wurde wieder eingeschlossen, konnte jedoch eine lange Belagerung aushalten, dagegen hatten die Oesterreicher das freie Feld nicht behaupten können, sie waren der Niederlage entgangen und banden vor Mantua bedeutende feindliche Kräfte. Wurmser konnte trotz der schweren Schläge mit dem Erreichten zufrieden sein. Der Feldzug konnte sich zum Guten wenden, wenn rechtzeitig Entsatzarmeen herangeführt wurden.

In unerschütterlichem Mute leistete Wurmser dem Belagerungsheere etwa 5 Monate lang Widerstand, allein der Entsatz blieb aus! Zwar stellte Oesterreich mit Aufbietung aller Kräfte in bewundernswürdiger Ausdauer neue Heere ins Feld, das Genie Bonapartes wußte alle Anstrengungen zunichte zu machen, und von Tag zu Tag schwand die Aussicht auf Rettung mehr und mehr. In Wurmsers Heldenschar forderten die Krankheiten, welche aus den Sümpfen Mantuas stiegen, immer neue Opfer, gleichwohl hielt der Held die Festung, bis alles Pferdesfleisch verbraucht und nur noch für zwei Tage Brot vorhanden war. Der große Napoleon verschmähte es, für die wenig rühmliche Lage, in welche ihn Wurmsers Feuergeist bei Cerea gebracht hatte, Rache zu nehmen; er erklärte dem österreichischen Parlamentär, daß er das Alter, die Tapferkeit und das Unglück des Feldmarschalls ehre und bewilligte eine ehrenvolle Kapitulation. Wurmser erhielt am 2. Februar 1797 mit seinen Generalen, 200 Reitern, 500 Infanteristen und 6 Feldstücken bedingungslos freien Abzug mit militärischen Ehren, der Rest der Besatzung, noch etwa 12 000 Mann, wurde gegen die Verpflichtung, in diesem Feldzug nicht mehr gegen Frankreich und seine Verbündeten zu dienen, in die Heimat entlassen, nahezu 18 000 Mann waren theils in den Kämpfen umgekommen, theils Krankheiten erlegen.

Wurmser zeigte sich nicht weniger edelmütig als Napoleon, wenige Tage nach der Kapitulation sandte er einen Adjutanten zu Bonaparte nach Bologna und ließ ihm ein Komplott enthüllen, das nichts Geringeres bezweckte, als Napoleon zu vergiften. Ohne Wurmsers Mitteilung hätte die Weltgeschichte vielleicht einen anderen Gang genommen, allein der

ritterliche Feldmarschall kannte nur den offenen Kampf und verschmähte Arglist und Tücke.

Der 73jährige Greis begab sich nach Wien, wo er von Kaiser Franz II. ehrenvoll aufgenommen wurde. In Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste und weit entfernt, ihm sein Unglück zur Last zu legen, ernannte der Kaiser Wurmser zum kommandierenden General in Ungarn. Es war dem Feldmarschall jedoch nicht mehr vergönnt, sein neues Kommando anzutreten und seinen unbefleckten Degen nochmals mit dem Feinde zu kreuzen. Die Belagerung von Mantua hatte seine Kräfte verzehrt, in Wien befiel ihn die Wasserjucht, von welcher ihn am 21. August 1797 der Tod erlöste.

In der Kriegsgeschichte wird Wurmser als hervorragend tapferer Krieger geschätzt. Seine außerordentliche Herzhaftigkeit und seine unerwartet kühnen Operationen waren, wie sich insbesondere bei Cerea zeigte, manchmal geeignet, das kunstvollste strategische Netz zu zerreißen. Die letzten unglücklichen Schicksale des Feldherrn vermochten seinen Ruhm nicht zu verdunkeln. Wollte die Intrigue ihn einst als Wallenstein verdächtigen, so scheint sein Schicksal eher dem Tillys ähnlich zu sein. Beide erlagen an ihrem Lebensabend der überlegenen Kriegskunst einer neuen Zeit, einem Gegner, der „König war in seinem Heer.“

Aus der Ehe des Feldmarschalls mit Gräfin Sofie von der Tann ging ein Sohn Christian hervor, welcher in österreichischen Staatsdiensten stand und noch in den vierziger Jahren als Grundherr von Meissenheim in der Liste der badischen Grundherren erscheint. Derselbe starb 1844 als letzter männlicher Sprosse der Familie v. Wurmser, deren Verdienste um die Ortenau in Kriegs- und Friedenszeiten ein treues Gedenken in diesen Blättern verdient haben. Der badische Geschichtsschreiber Karl v. Kottek hat dem Feldmarschall, dem Beschützer des Oberrheins, den Beinamen der „graue Held“ gegeben. Der Ehrenname ist ihm in der Geschichte geblieben. Dem Andenken des edlen, heldenhaften deutschen Mannes, dessen mächtige Hand, solange sie den Kommandostab führte, die Ortenau vor den Verheerungen des Erbfeindes behütet hat, seien diese Zeilen gewidmet!

Kleine Mitteilungen.

Die Inschriften und Ziffern der Burgheimer Kirche bei Lahr ¹⁾ und der Bruderkapelle bei Ruhbach. Darüber habe ich nach einem vor Jahren unternommenen Besuch kurz berichtet in der „Ortenau“ von 1924 S. 74, während sie jetzt ebenda 1925 S. 151 ausführlich beschrieben werden von Georg Binder. Er gibt auch meine Lesung der von mir allein mitgeteilten ältesten Grabchrift des Heinrich, genannt Hsenli, an dessen Namen übrigens ein oder zwei Buchstaben zu ergänzen sind, so daß es Hsenlin hieß, oder auch Hsenlich, von mittelhochdeutsch lich, Leib, Körper, wonach der Träger von eisenharter Art gewesen wäre. Sein Todestag, der 30. Dezember 1306, ist wie gewöhnlich durch obiit bezeichnet. Dieses müßte auch auf die Angabe des Todestages auf dem zweiten Grabstein folgen und darauf wieder der Name, der später erst zum Vorname geworden, damals durch einen Beisatz oder Ortsnamen charakterisiert wurde, zum Unterschied von andern Personen gleichen Taufnamens. Statt dictus heißt es auf diesem Grabstein vielleicht vocatus de Lare, also einen Edelmann, genannt von Lar, bedeutend, deren Krieger im topographischen Wörterbuch von Baden einige erwähnt. Eine Lesung advocatus im Sinn eines Beamten geht kaum an, da der Würde eines Vogtes sein Name in voller Form vorangehen müßte, wofür kein Raum vorhanden ist. Lieft man aber mit Ruppert, Geschichte der Ortenau S. 257 advocatus, so würde damit ein Mann, der den Namen Vogt führte, diesen latinisiert haben. Das vorausgehende ID (?) wäre Rest von obiit. Wenn auf einer dritten Grabchrift nur noch der Name Burnebach zu erkennen ist, so verzeichnet Krieger die Tochter Nesa eines verstorbenen Ritters Rudolf von Burnebach von Lare, 1366. Welcher Ort damit gemeint ist, bleibt unklar. Mittelhochdeutsch burne ist eine Umstellung von brunne, wovon aber mehrere Ortsnamen abgeleitet sind. Zu Bronnbach bei Wertheim am Main, im 12. Jahrhundert Brunnen- und Burnebach, bestand ein Kloster und Schloß, während Brombach bei Lörrach, wie ein solches im Odenwald, Brambach hieß. Vgl. Krieger. Dieser fünfte Grabstein stammt nicht aus so alter Zeit wie die übrigen, da er als Wappen den Doppeladler zeigt, den erst Kaiser Sigmund seit 1433 an Stelle des einköpfigen setzte. Er hatte 1426 unter anderm die „stat Lar“ als Reichslehen erklärt (Krieger unter Artikel Lahr). Daher also der Adler. Die Burnebach scheinen also hier Beamte gewesen zu sein.

Schon in meiner obigen Notiz über datierte Inschriften zu Burgheim hatte ich gesagt, daß zwei der an der Nordwand der Kirche eingelassenen Grabplatten statt Inschriften nur Sinnbilder der Beerdigten bezeichnen, nämlich auf dem dritten Stein auf den beiden Seiten eines Kreuzes ein Hackbeil und ein Messer, also wohl einen Ritter, keinen bloßen Metzger bedeutend. Auf dem vierten Stein ist links vom Beschauer ein halb geöffneter Zirkel in Gestalt eines A eingehauen, worunter der Bauherr zu verstehen ist, der einen Bau finanziell begründete und leitete, nicht der Baumeister oder Architekt. Auf der andern Seite des Kreuzes steht ein Kelch, der einen Geistlichen andeutet als Veranstalter eines Umbaues der Kirche.

Die Jahreszahl über der jetzt zugemauerten spätgotischen Tür auf der Südseite der Kirche eingehauen, lautet nach meiner Abschrift | X·7·7· d. h. 1477, nicht 1455.

¹⁾ Siehe die Abbildungen in „Ortenau“ 12. Heft (1925) S. 152 und 154.

Derjelbe, damals allgemein liegende Vierer, in Geſtalt eines halben Achters, kehrt wieder im wahrſcheinlich früher nach einem Waldbruder genannten Brudertal zu Kubbach bei Lahr an der Wallfahrtskapelle der heiligen Veronika. Ein an der Außenkanzel eingemauerter Stein trug die abgeſchliffene Jahrzahl 1XJX = 1494 unter dem Schweiß Tuch mit dem Kopf Chriſti. Von mir eingesehen ſchon vor dem Neubau dieſer Kapelle. Die Angabe von Wingenroth, Kunſtdenkmalen S. 40, ſie ſei dem St. Gallus geweiht, iſt nicht begründet. Die Ortskirche von „Kuobach“ wird erſt 1579 erwähnt als St. Blasius, d. h. Blaſius geweiht (vgl. Krieger), alſo wie das Kloſter St. Blaſien im Schwarzwald. Da man den Namen mit dem Wegblaſen von Uebeln zuſammenbrachte, wie er ja Schutzpatron gegen Halsweh war, ſo gingen viel Prozeſſionen zu den ihm geweihten Kirchen. Sein Tag iſt der 3. Februar, während am nächſten, dem 4., die Veronika mit dem Bild zur Bruderkapelle gefeiert wurde. Dieſer Frauennamen iſt im Schwarzwald verbreitet in der Form Breneli, in Bayern Broni.

Ziegelhauſen.

Karl Chriſt.

Ein Kaufbrief der Mörburg, Amt Offenburg, aus dem Jahre 1626. An das längſt hingeſchwundene „Lehen Mörburg an der See“ erinnert die unten mitgeteilte Urkunde. Nur noch der Waſſergraben gibt Zeugnis von dem ehemaligen Waſſerſchloß Mörburg, das urſprünglich zur Herrſchaft Geroldsſeck gehörte, 1412 als Lehen in den Beſitz der Familie von Böcklin kam und in dieſer forterbte. Das Wohnhaus des Schloſſes wird ſchon um 1704 als ein Steinhaus bezeichnet und um dieſe Zeit ein einfaches Haus beim Turm erbaut. Der hohe, viereckige Schloßturm ſelbſt ſtand noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts; ſein Quadermaterial wurde zum Kirchenbau in Altenheim verwendet. (Schuſter, Die Burgen und Schlöſſer Badens, S. 247.)

Am 14. Mai 1864 (Grundbuch Schutterwald, Band 10 Nr. 289 S. 668) verkauft Freiherr von Weiterſheim in Wien, Domherr des metropolitaniſchen Kapitels Olmütz, den „Freihof oder Mörburger Hof“, weſtlich vom Weiler Höfen gelegen, um 3000 Franken an Georg Arbogaſt Freiherrn von und zu Frankenſtein auf Schloß Ulſtadt.

Die nachſtehende Urkunde iſt auf Pergament (47: 26½ cm) geſchrieben; das rote Waſchſiegel der Ausſtellerin iſt ihr in hölzerner Kapsel angehängt; ſie trug auf der leeren Rückſeite eine Aufſchrift, von der aber nur noch die Signierung „Nr. 73“ leſerlich iſt.

Wir geben den Kaufbrief hier ſeinem Wortlaute nach wieder:

Margaretha von Pforzue Muntzingen, geborne von Neuenſtein, Wittib, bekhenne offentlichen und thue khundt aller menniglichen mit dißem Brieffe, daß Ich wolbedächtlich frey und ohnbezwungenlich eines steeten Redlichen und Ewigenn Kauffs für mich, meine Erben und Nachkommen verkaufft und zue kauffen geben habe, thue daß auch J(edem) wißentlich in krafft diß Brieffs dem wol Edlen Gstrengen Hanß Adam von Neuenſtein . . . , Marggräfl. Badniſchen Amptman Beeder Herrſchafft (Lahr) und Mahlburg und meinem Freundtlichen Lieben Vettern, welcher z . . . auch allen ſeinen adelichen Erben und Nachkommen kaufft und kauffen thuet: Namblichen Viertell Roggen Järlicher Gültten Offenburger Maß von deß Spenglers Hoff zu Mörburg bey Schutterwalden gelegen, Item Mehr Fünff Sester Roggen Järlicher widw. (?) gültten uff weylanden deß Edlen Eberhardten von Neuenſteins Seligen Erben, Järlichs zwischen den Zweyen unßer Frauwen tagen Aßumptionis und Nativitatis fallende, ſampt allen Iren Rechten Zugehörden und gerechtigkeiten, w . . . weylant Hanns Adam von Neuenſtein, Mein,

der Verkeufferin, (geweß)ter Vatter Seliger und Ich selbstn bißhero Inen gehapt, Empfangen, genutzt und genoßen. Unnd Ist dißer Ewig Kauff hierüber zuegangen und beschehen für und umb **Zweyhundertdreißigdrey Gulden** Jeden zu Fünffzehen Batzen oder Sechtzig Creitzer gerechnet, deren Ich, die Verkeufferin, von dem keuffer allß baar bezalt und wol . . . bin und Im denselben genslichen hiemit quittierte, der Exception non numerate pecunie wißendtlich renuncierte, und hab darauff Ime, Keuffern, solche oberzelte verkauffte Korngülten mit allen denselben gerechtigkeitenuß meinen Händen und gewaltsame zue seinen Händen und gewarsame zuegestellt und übergeben, damit deren ledig abgestanden und gantzlich . . . zügen, also daß Er, seine Erben und Nachkommen hinfüro damit alß mit andern seinen Eigenen Haab und Güettern thun und laßen solle und möge unverhindert und ohne mein, meiner Erben und Nachkommen, . . . darauff gelobe und versprich Ich für mich, auch meine Erben und Nachkommen bey meinen weyblichen Treuwen und ehren, gemelten keuffern, auch seinen Erben und Nachkommen, dißen kauff wackr, vest und steet zue haltten, darwider nimer zue thun, noch schaffen, gethan zu werden In kein weiß noch wege, Mit völliger Ver . . . ung der Velleianischen Friyheit, so weyblichem geschlecht zue guetem verliehen, deßen ich alles zu genügen erinnert und bericht worden, auch alles deßen, so mir meinen Erben und Nachkommen zue guotum sein und wider dißen kauff und verkauff zue Hilff komen möchte, auch nicht zue sagen, daß dißer kauff mit geuerden zuegaungen, daß kauffgeltt möchte den halben theyl . . . chts werts nicht erlangen, were nicht bereünigt, endtricht oder dargezalt, und sonst Alles und Jedes In gemein und sonderheit, damit Ich oder meine Erben unß hierwider beschirmen oder behelffen köndten oder möchten, nichts außgenomen noch (hindan) gesetzt alles getreuwlich und ungeuerlich, Deß Zuer . . . nem Wahrem und stättem Urkhundt, so hab Ich, obgedachte verkäufferin, weylen Ich mich Eignes Insigels nit geprauche, Mein Adelich Ringpittschafft ahn dißen Brieff thun henckhen, und mich mit Eignen Händen unterschriben, So geben und beschehen zue Breysach uff Montags nach Creützerhöhung (15. Sept.), alß man nach Christi, unßers Lieben Herrn und Seeligmachers, gepurtt zalte, Ein Taußendt Sechshundert Zwanzig und Sechs Jahr.

Margretta von Pfor Wittibe
geborene von Neuenstein

Karlsruhe.

Otto Michaeli.

Das ausgegangene Dorf Rod(t) bei Ottersweier. Bei der Sammlung von Sagen wurde mir in Ottersweier u. a. erzählt, daß im „Rod“ mehrmals eine Erscheinung wie eine Monstranz gesehen worden sei. Man glaube, daß dort in der Nähe früher eine Kirche gestanden habe. Andere erzählten, dort liege das Dorf Rod begraben, das im 30jährigen Krieg untergegangen sei. Wieder andere behaupteten mit Bestimmtheit, daß zwar ein Ort dort gelegen sei, ob er aber Rod geheißten habe, könnten sie nicht sicher sagen. Diese Ansiedlung sei so groß gewesen wie das benachbarte Hasenweier. Ein Weiher, der zum verschwundenen Dorf gehörte, soll ausgefüllt worden sein; heute liege Walzfeld dort ¹⁾. Von einem Bildstock in diesem Ort Walzfeld vom Jahr 1764 erzählt man sich, daß er zum Andenken an jemand, der in dem Weiher ertrunken, gesetzt worden sei.

Läßt sich das bisher Berichtete vielleicht noch unschwer in das Gebiet der Sage verweisen oder doch wenigstens nur als durch Jahrhunderte vererbte Meinung des Volkes

¹⁾ Dies ist sicher ein Irrtum der Volksmeinung, da Walzfeld eine alte Siedelung ist.

erklären, so kann man aber doch wohl an folgenden Tatsachen nicht ohne weiteres vorübergehen: An der Straße von Ottersweier nach Walzfeld, westlich der Bahnlinie, durchflossen von einem kleinen Bächlein, dem Röderbach, der später Neubächlein heißt und in den Laufbach mündet, liegt das Gewann „s'Rod“. Ihm benachbart sind die Gewanne „Rödern“, „Unruh“, „Rotbach“, „Bösfeld“, „Fröschgraben“. Auf dieser Flur — es ist Ackerland — fuhr man beim Pflügen öfters Bausteine heraus. Auch fand man schon Geldmünzen dort, und unter einem Bauern, der pflügte, brach einmal ein Kellergewölbe ein. (Nach einer anderen Erzählung soll es ein ausgemauerter Brunnen gewesen sein.) Im Bach lag bis in die jüngste Zeit ein behauener Stein, der früher von den Frauen zum Waschen benutzt worden sein soll.

Die Untersuchung von A. Kastner „Die Wüstungen im Kreis Baden“ (Ortenau 9, 50 ff. und 11, 43 ff.) erwähnt bei Ottersweier kein ausgegangenes Dorf Rod. Zwar wird Heft 9, 69 f. ein Dorf *Fronrod* im Großweierer Bann behandelt, das seinen Namen später mit der Bezeichnung „Rod“ vertauscht habe. Da diese Siedelung „Fronrod“ oder „Rod“ nach den beigelegten Quellen nahe bei Großweier liegen muß, kann es mit dem Dorf Rod bei Ottersweier nicht identisch sein. Auch andere ausgegangene Dörfer und Höfe, die nach Kastner bei Ottersweier liegen, z. B. Sedenhöfen, Walhof, Wolfbühl kommen nicht in Frage, da sich in der Nähe des Gewanns „Rod“ keine derartigen Flurnamen finden.

Urkundliche Untersuchungen habe ich nicht angestellt, doch scheinen Flurname, Sage und die baulichen Ueberreste die frühere Existenz einer Siedelung „Rod“ zu beweisen. Außerdem würde diese Ansicht durch den wohl besten Kenner der einschlägigen Urkunden, den verstorbenen Pfarrer Reinfried, bestätigt. Dieser erklärt in seiner Untersuchung „Die Pfarrei Ottersweier“¹⁾ in einer Fußnote²⁾ „Zum ortenauischen Unter- oder Aßtergericht Ottersweier gehörten die Dörfer Ottersweier und Lauf, ferner die Weiler und Zinken: Oberhagenweier, Rod (jetzt ausgegangen), Weier, Hub etc.“ Er erwähnt auch Rod bei der Aufzählung der zur Pfarrei Ottersweier gehörenden Dörfer und Weiler³⁾ und sagt dann in der dazu gehörenden Fußnote: „Ein jetzt ausgegangener Zinken von Ottersweier, der schon 1265 in einer herrenalbischen Urkunde genannt wird. Er lag am Ende des Unterdorfes, das dortige Feld heißt jetzt noch „im Rod“.“

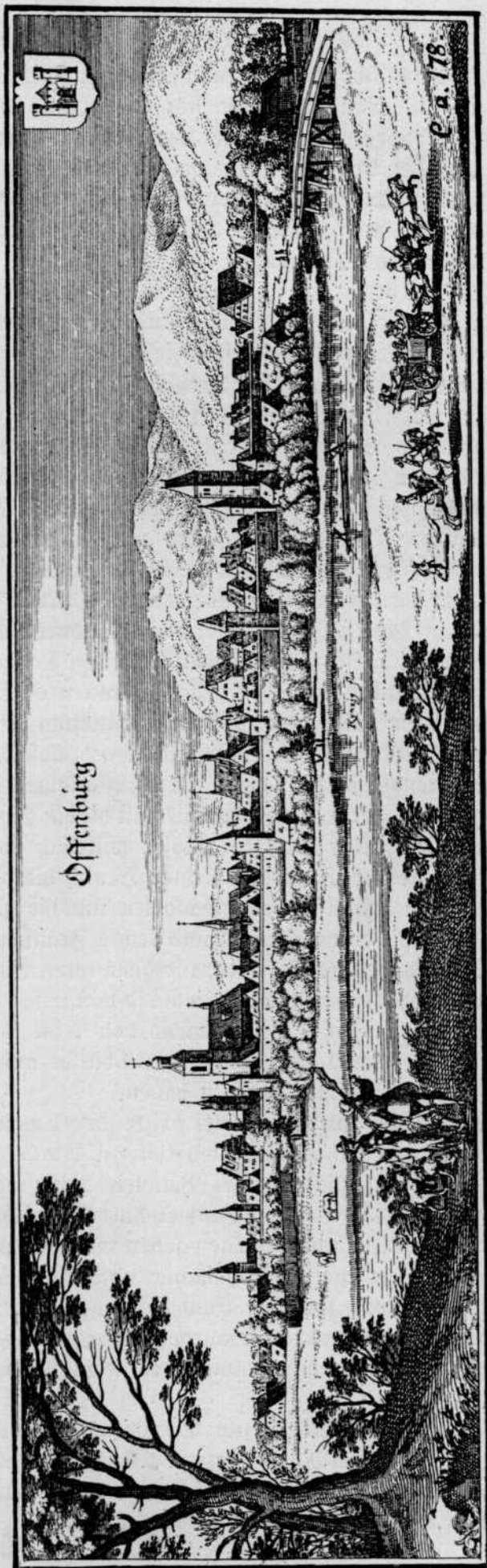
Vielleicht ergäbe eine nochmalige Bearbeitung der Urkunden von berufener Seite eine Klärung⁴⁾, vor allem auch darüber, wann das Dorf eigentlich abgegangen ist. Habe ich doch nach Fertigstellung dieser Skizze auf einer Karte „Die Aemter Willstätt und Lichtenau im 17. Jahrhundert“ (wiedergegeben bei J. Weinert, „Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehl's“) das Dorf „Rodt“ noch verzeichnet ge-

¹⁾ Freiburger Diözesan-Archiv 15, 31 ff. — ²⁾ 15, 40. — ³⁾ 15, 48. — ⁴⁾ 15, 77 ff. teilt K. auch die noch vorhandenen Reste des ehemaligen Pfarrarchivs zu Ottersweier mit. In den Urkunden finden sich verschiedene Belege für ausgegangene Orte, die Kastner erwähnt, aber die Belege dafür nicht kennt. So wird schon in der Stiftungsurkunde der Nikolauspfründe der Pfarrkirche von Ottersweier durch die Windecker von 1368 April 22. unter den zur Stiftung gehörenden Gütern die „curia dicta des Walcheshof eum edificiiis et attinentiis sitis iuxta Saterstam (?)“ genannt. Ebendort erscheint auch ein „Eberhardus de Wolfshulle de parochia ville Otterswylre“, und in einer Urkunde von 1507 April 27. tritt als Bürge ein „Hans Wild zu Sedenhöffen“ auf, so daß damit wenigstens ein Beleg für den von Kastner 9, 80 nur erwähnten Ort gefunden ist. Auch Reinfried (Fr. D. A. N. F. 11, 90) bei Walzhofen abgegangenen Hof „Emichhurst“ scheint den nach Kastner nicht zu kennen.

funden, ebenso auf der Karte „*ex tabula Danilis Spekeli*“, die im Bühler Altertumsmuseum sich vorfindet. Auf einer französischen Karte von 1692 „*par le Sr. Sansan Géographe Ordinaire du Roy*“ fehlt jedoch das Dorf schon, wie auch auf den andern Karten des Bühler Museums von 1743 und 1752. Sollte entgegen der Regel die Sage einmal auch noch in den Einzelheiten historische Wahrheit übermitteln, das Dorf also im 30jährigen Krieg untergegangen sein?

Bühl. Otto Aug. Müller.

Ein Bericht über die Kriegsdraufsage Offenburgs im Jahre 1689. Als Ludwig XIV. im Spätjahr 1688 zum 3. Raubkrieg rüstete, war das Deutsche Reich im Osten durch den Türkenkrieg gebunden. Aber das Kriegsglück gab den deutschen Waffen dort Erfolg und mit Hilfe von Savoyen, Schweden und Spanien konnte nunmehr zum Reichskrieg wider den Erbfeind aufgerufen werden. Da ersann Ludwig XIV. um die Jahreswende 1688/89 den wahnwitzigen Plan, in der Absicht, bei konzentrischem Angriff die Rheinfront gesichert zu haben und in den Niederlanden den Kampf annehmen zu können: Kurpfalz und Baden-Durlach (ein Gebiet von 160 Kilometer Länge und 80—100 Kilometer Breite) derart zu zerstören, daß jede kriegerische Handlung unmöglich wurde. So flammten auf seinen Befehl im zeitigen Frühjahr 1689 von der Kinzig bis zur Nahe, von der Tauber bis zur Saar Städte und Dörfer auf, brannten Schlösser und Einzelhöfe, flogen Festungen und Mauerwerk in die Luft. Die Fluren wurden zerstampft, Brunnen verschüttet, und Menschenleben waren ein Nichts.



Offenbürg vor dem Brande. Merian 1643.

In die grauenhaften Drangsale dieser Zeit führt uns der fast gleichzeitige Bericht ¹⁾, dem ich die Schilderung der Not Offenburgs entnehme:

„In solchen nun / kommet uns zuvörderst vor / die alte bekannte Stadt Offenburg / in gedachtem Brissgau / eine von den namhaftesten Plätzen dieser Gegend und Landschaft: Sie wurde in dem September 1688 von diesen Verheerern überfallen / bewältigt und eingenommen / wie sie aber nachgehends in dem Hornung des 1689. Jahrs / mit diesen guten Leuten gehauset und umgegangen? Ist folgender Gestalt zu vernehmen: Sie zeigten um besagte Zeit / (nach dem sie die Stad zimlich bis auf das Blut ausgefauset /) denen Bürgern die Sprengung und den Ruin der Stadt ordentlich an / und musten selbige / noch mit allen Kräfteu selbst darzu helfen / und an die Hand gehen / so lieb ihnen ihr Leben ware. Wie Herkschmerzlich es diesen Leuten gefallen sey / ist ganz unschwar / einen jeden selbst zu erwegen. So eine saubere Anstalt hatten diese Bögel mit Miniren und Spreng=Feuer schon darinnen angerichtet / daß sie sich guten Theils selbst zuerst darvon / und hinaus machten. Und sahe selbige allbereit noch vor der Sprengung / von Abhebung aller Fenster / an den Häusern / schon so erbärmlich und Ruinhafft aus / gleich einem Verurtheilten / deme man halb ausgeklidet / und nun die Execution mit ihm solle für die Hand genommen werden.

Bald darauf huben sie ihre verfluchte Arbeit mit Sprengung der Außen=Werke und gemachten Minen / völlig gar an / und wurde die Stadt von denen gesprengten und häufig hineingeflogenen Steinen / in allen Gassen / so dicht angefüllet / daß kein Bürger mehr sicher sich darüber zu gehen getrauen durffte / sondern wie die Dachsen in ihren Häusern sitzen / und auch / auf die Anzündung derselben / mit Thränen gleichsam warten musten. Von dem neuen Bollwerk allda / (woselbst sie den Thurn völlig niedergeworffen und gesprengt hatten) ware ein 170pfündiger Stein in einem Hof eines vornehmen Herrn Haus / durch den großen Gewalt hinein geprellt / und wurde auch ein Thor darvon hinweg geschlagen. Auch 17 Häuser würdlich durch solche einige Sprengung ruiniret. Von dem Neuen Thor an / rechter Hand / bis an das Franciscaner=Kloster / ware die Mauer völlig ruiniret / alle Rondelen um die ganze Stadt / waren bis auf eines gesprengt / diese Brand=Falden und rechte Französische Feuer=Culen nun / stunden außer der Stadt von fernem / auf dem so=genannten Angel / und sahen zu / bis die Minen alle gesprengt waren / und ware niemand von ihnen / als nur die Haupt=Wache in der Stadt geblieben; es währete dieses Elend von 7 bis 8 Uhr / eines Morgens früh / und hatte man also in allen 15 Minen gezelet / die da aufgeflogen; welches ja Jammerhafft und erbärmlich genug mag gesehen haben.

Als solches nun verrichtet / ritte der Chamylli / (welcher dieser Brand=Lust von außen mit zweyen Compagnien Gens d'Armes zugesehen hatte /) mit selbigen um die Stadt / den Augenschein eines Belustens / nur recht darvon einzunehmen / und so folgig auch gar hinein / bis vor die Cankley hin; Allda Ihn die gebliebene Herren von der Stadt / noch beneventiren und entgegen gehen musten. Welche dann der böse Mensch / mit einem rechten Gespött und Hohn=Gelächter noch also anredete: Messieurs! Eure Stadt ist nicht übel zugerichtet / Ihr habt Euch deswegen nicht zu beklagen; Warauf ihm aber keine Antwort gegeben wurde. Er wurde hierauf von denen Herren der Stadt demütigst gefragt: Weiln die Mauern ganz ruinirt / ob sie nicht zum wenigsten Pallisaden setzen dürfften?

¹⁾ Der französische Attila, Ludovicus XIV. Und dessen Aller=Unchristlichste Schand=Brand=Greul= und Mord=Thaten . . . ausgeübet an Denen Ur=alt berühmtesten herrlichen Rhein=Neckar=Saar= und Mosel=Städten . . . Durch Christian Teutschmuth. o. D. 1690. S. 375 ff.

Sie bekamen aber die kurze Antwort: Nein. Und mußten also nach seinem Wieder=Abscheiden / dennoch die Wachten zu Roß und Fuß in allen Gassen der Stadt / noch eine geraume Zeit hernach halten. Welche dann bey ihrem Abzug alles / was ihnen anständig ware / vollend gar mit sich hinweg nahmen. Der meiste Theil von Weib und Kindern aber / hatten sich inzwischen in die Wein=Gärten / auch andere Orte herum / hinaus begeben / allda sie gefessen und voll Schmerzens zugesehen / bis die Sprengung vorbey ware / wornach sie sich dann wieder hinein begaben. Gleichwohl spührte man bey diesen guten armen Leuten / noch ein freudiges Gemüht und Trost=Hoffnung: daß sie etwan dieses Tyrannen=Jochs bald wiederum befreyet werden würden.

Im August=Monat / nachdeme sich inzwischen die Kaiserl. dahin begeben / und ein und anders wieder reparirt hatten / mußte die gute Stadt abermal einen neuen Qual und Drangsal ausstehen / unter des Marschall de Duras Commando. In deme selbiger 5000 Bauren allda härtiglich zu arbeiten zwange / nicht allein die von denen Kaiserl. neu=erbaute Wercker / sonder auch die übrige alte Mauern und Thürne / bis auf das Fundament nieder zu reißen / und so folgig diese schöne uralte Stadt / vollend gar zu einem Aschen= und Stein=Hauffen zu machen. Damit aber diese lose Arbeit nur desto sicherer und behender / auch ihnen ungehindert von staten gienge / als mußten 2000 Pferde dahin verlegt seyn / und campirend stehen bleiben / bis die Bauren darmit fertig waren.“

Berlin.

Basler.

Der Name „Hornisgrinde“. Die Anregungen zur Deutung des Bergnamens „Hornisgrinde“, die Karl Christ im 10. Hefte der „Ortenau“, 1923, S. 26, gegeben hat, sind im 11. Hefte der „Ortenau“, 1924, SS. 74, 75, von Otto Stemmler befolgt worden, der zu dem ziemlich überzeugenden Ergebnis gelangt, daß „Hornisgrinde“ soviel bedeutet, wie „der Bergkamm mit dem Hochmoor“.

Die Form Hornisgrinde besteht aus dem Grundworte grinde und aus dem Bestimmungsworte hornis. Letzteres ist wieder zusammengesetzt aus dem Grundworte mies und dem Bestimmungsworte horn. Was das Hauptgrundwort grinde betrifft, so ist die Deutung der beiden Erklärer zweifellos richtig: grinde heißt soviel wie: „mit Stein=schurf bedeckter Bergkopf“, eine Bedeutung, die auch der natürlichen Beschaffenheit des großen Berges südöstlich von Achern entspricht. Was das Bestimmungswort hornis aber betrifft, so bin ich nicht der Ansicht der beiden Erklärer, von denen Christ der Meinung Kettners beizupflichten scheint, der hornis von einem Personennamen Hornung oder Horning ableitet, also eine ursprüngliche Form Horningsgrinde annimmt, während Stemmler die Form hornis wohl richtig aus hornmies ableitet, dagegen aber das Bestimmungswort horn als „Bergrücken“ deutet. Dagegen ist einzuwenden, daß horn als Bergform nie einen Bergrücken bedeutet, sondern eine spitzkantig emporstrebende Gipselform bezeichnet (vgl. Matterhorn, Finsteraarhorn). Wir kommen der Wahrheit nahe, wenn wir die Form hornmies zugrunde legen, die durch ein untrügliches Beispiel belegt wird in den Namen zweier badischen Forstbezirke in dem berühmten Wildseemoor beim Jagdhaus Kaltenbronn im nördlichen Schwarzwalde zwischen Baden=Baden und Wildbad an der württembergischen Grenze. Dort heißt der eine Forstbezirk des großen Moores „Hornmies“, der andere „am Horn“; von einer hornartigen Bergerhöhung ist hier keine Rede; es ist flaches Moorgelände. In diesem großen, auf der 900 m hohen ebenen Sandsteinhochfläche gelegenen Hochmoore liegen einige Seen, Wildseen genannt, die Anfang des

vorigen Jahrhunderts auch *Hornseen* hießen, so besonders der größte, der heute ausschließlich *Wildsee* genannt wird. Demgemäß führte das diese Seen umgebende Moosmoor die Namen *Hornseemiß*, *Hornseemoor*, heute *Wildseemoor*. Da nun das ganze Gelände sumpfig ist und mit einer am Rande und nach der Mitte zu immer weiter vordringenden *Moosdecke* bestanden ist, die sich hauptsächlich aus Laubmoosen (*Sphagnum fuscum*, *hypnoides*, *medium*, *submersum*, *flavescens* und *Aulacomnium palustre*, vgl. das überaus lehrreiche Buch von Karl Müller, *Das Wildseemoor bei Kaltenbrunn, Karlsruhe 1924*, G. Braun) zusammensetzt, so ist der 2. Teil des Bestimmungswortes: *miß*, auch *mieß* oder *miß* geschrieben, auf das Moosmoos zu beziehen, das richtiger *muß*, *müß* lautet und vom ahd. *mußea*, *mußa*, *Moos* (lat. *mus-cus*) abzuleiten ist. Die Bedeutung *miß*, *mieß* als „Sumpf“ kommt erst an zweiter Stelle, da die eben genannten Moose sich nur in sumpfigem Gelände zeigen. Der 1. Teil des Bestimmungswortes: *horn*, der sich nicht auf einen Personennamen *Horning*, auch nicht auf ein Berggipfelhorn, das ja nicht vorhanden ist, beziehen kann, muß, dem Gelände entsprechend, auf das feuchte Element bezogen werden, und da kommt uns das ahd. *horo*, Genitiv *horo wes*, *hor wes*, sehr zustatten, das Sumpf, Schmutz, Kot bedeutet. Der Wortstamm ist *horw*, am Ende verstärkt zu *horb*, ein Wort, das sich in dem Namen der Stadt *Horb* noch findet. Die ursprünglichen Formen des Bestimmungswortes würden also gelautet haben: *horbmüß*, *horbmiß*, *horbmieß*, *horbmiß*. Das labiale *b* hat sich dem labialen *m* in *miß* assimiliert; es ist aus *horbmiß* — *hormmiß* geworden, und das *m* ist dann zu *n* in *horn = miß* verschleift worden. Durch Volksetymologie oder Volksdeutung (da das Volk die Form nicht verstand und sich infolgedessen nach einem ihm verständlichen, aber der alten Form anklingenden Worte umsaß), ist dann durch Verschleifung *horni* entstanden mit Wegfall des *m* in *miß*. Demnach würde das Ergebnis der Deutung sein: *Horni grind* (urspr. *Hormmißgrint*) = „mit Sumpfmooß bedeckter Steinschurfkopf“. Damit dürfte auch noch in anderer Weise die Erklärung *horn* für „Berg“ hinfällig sein, da Grundwort (*grint*) und Bestimmungswort (*horn*) nicht dieselbe Bedeutung haben können und dürfen.

Zum Schluß ist noch zu bemerken, daß die Form *Horni grind* eine Mehrzahlform ist; sie umfaßt somit den Hauptberg mit dem „langen Grint“ (jetzt „Lange Grinde“) östlich davon und dem „kleinen Grint“ (jetzt „Kleine Grinde“). Die richtige Form für den südöstlich von *Achern* liegenden Berg wäre: Der *Horni grind*, da *grind* (ahd. *grint* = Schurf, Schorf) männlichen Geschlechtes ist.

Baden-Baden.

M. Besler.

Das Mörderkreuz in Dhltsbach bei Offenburg. Etwa 2 m abseits von der Landstraße, gegenüber dem Gasthof „Zum wilden Mann“, stand halb eingesunken ein Mörderkreuz mit der Inschrift:

1557(?)

IESVS

HIE . IST . DIE . STAT . DA . MAR

TIN . BEHEM . ERSCHOSSEN

WARD.

Da der Besitzer des Grundstückes, Herr Postschaffner Hoferer, im Frühjahr 1920 gerade an dieser Stelle einen Neubau errichten ließ, wandte er sich an unseren Verein mit der Anfrage, wo er das Kreuz hinstellen solle. Es ist dies ein vorbildliches Beispiel

von Verständnis; er hätte das Denkmal auch zusammenschlagen und vermauern können, zumal in unserer armen Zeit.

Das Kreuz ist jetzt etwas oberhalb an der Kirche, aber nicht weit von seiner ursprünglichen Stelle aufgestellt. Es hat eine ziemliche Größe: Breite 116 cm, Höhe 132 cm, Tiefe 30 cm; es ist aus einem Stein und steckt zirka 75 cm jetzt im Boden.



Das Mörderkreuz in Ohlsbach.

Aufnahme von Fr. Gerlach.

Der Erschossene war ein Mitglied des bekannten Patriziergeschlechtes Beham, Behem, Beheim, Böheim, das nach dem Oberbadischen Geschlechterbuch seinen Sitz in Straßburg, nach dem Fürstlich Fürstenbergischen Urkundenbuch in Wolfach hatte. Sein Vater oder Bruder Jakob Behem wird als fürstenbergischer Schaffner auf Ortenberg von 1544—1552 bezeugt. Er gehörte ursprünglich dem geistlichen Stande an; nach der Kinzigtalrechnung von 1531/32 war er Kaplan zu Wolfach und ist später offenbar zur neuen Lehre übergetreten. Er spielte eine nicht unbedeutende Rolle bei der Einlösung der Pfandschaft der Ortenau und war in Paris, um die Verhandlungen über die Befreiung seines Herrn, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, aus der Kriegsgefangenschaft zu führen. Später wohnte er in Straßburg (Mitteilungen aus dem Fürstenberg. Archiv I. a. m. St.). Ueber Martin Beheim selbst fand sich weder in der Literatur noch im Fürstlich Fürstenberg. Archiv in Donaueschingen etwas vor. (Freundliche Mitteilung des Herrn Dr. Barth, Donaueschingen.)

Offenburg.

B a g e r.

Die Buchdruckerei des Beaumarchais in Kehl. Nachdem einige Mitglieder des Vorstandes der Ortsgruppe Kehl schon lange den Gedanken erwogen hatten, ein Heimatfest großen Stiles in die Wege zu leiten, wurde das Vorhaben am 27. September 1925 zur Tat. Den größten derartigen Veranstaltungen Badens konnte sich der S a n a u e r Heimattag mit seinen 25—30 000 Besuchern würdig zur Seite stellen. Eine viel-

beachtete Gruppe des historischen Teiles des Festzuges war die „alte Kehler Buchdruckerei des Beaumarchais“. Seit langem kannte man zwar den Mietvertrag, der zwischen dem Beauftragten Beaumarchais, Le Tellier, und der markgräfllich-badischen Regierung im Jahre 1780 zwecks Begründung einer Druckerei, welche die erste Gesamtausgabe Voltaires herausbringen sollte, zustandekam; man kannte auch die Gebäude in dem ehemaligen Fort, in denen die Maschinen, die Schriftgießerei usw. untergebracht waren — dem Namen nach; wo das Fort selbst aber sich befunden hat, und wo jene Gebäude standen, wurde erst durch 16 teils größere, teils kleinere Grabungen, die die Ortsgruppe Kehl des historischen Vereins in den letzten Jahren durchführte, festgestellt. Die Druckerei mit den Magazinen nahm fast den ganzen Raum der früheren Zitadelle in Anspruch, nämlich

1. Das dreistöckige *Gouvernementsgebäude*, in dem sich die Schriftgießerei nach dem Muster der berühmten Baskervilleschen Buchstabenformen und die Druckereien befanden. Es stand auf dem heutigen Bahnhofszplatz, dort, wo das Bahnhofsgebäude nach Osten zu zweistöckig wird. Das Gouvernementsgebäude war ein vier-eckiger Bau mit etwa 35 m Länge und 25 m Breite. In der Mitte befand sich ein quadratförmiger Hof.

2. Die *Füsilierkaserne* (von Vauban einst zur Aufnahme von 500 Mann bestimmt). Sie diente Beaumarchais als Sortieranstalt, als Magazin und als Wohnraum für Beamte und befand sich an der Stelle der früheren Trickschen Villa (erstes Haus der Hauptstraße) und zog sich bis zur Schulstraße.

3. Das *hohle Tor*. In diesem gewaltigen, auch von Goethe in seiner „Dichtung und Wahrheit“ beschriebenen Gebäude, an dessen Bogen man das Reichswappen angebracht hatte, waren Bureauräumlichkeiten eingerichtet (heute Agnesplatz, Heuwenderin; gewaltige Quadersteine befinden sich noch in 1—1½ m Tiefe).

4. Die *Reuterkaserne*. Hier ergriff Beaumarchais von einem nicht mehr in dem eigentlichen Fort gelegenen Gebäude Besitz. Die Reuterkaserne lag dort, wo heute die Gasthöfe „Blume“ und „Anker“ sich befinden, also im früheren großen Hornwerk. Diese Kaserne diente vor allem verheirateten Beamten als Wohnstätte.

5. Die *kaiserliche Kaserne* (zwei Räume im 3. Stockwerk bis zum Verschlag des evangelischen Geistlichen). Hier handelt es sich um eine Subdirektorswohnung. Die betreffende Kaserne lag der Füsilierkaserne gegenüber, vom Eingang in den Bahnhof schräg bis zum Zollamtsschuppen im Bahnhof.

6. Drei Räume der *Offizierskaserne*, ebenfalls Wohnräume für unverheiratete Beamte (heute hinterer Garten der Eisenbahnbeamten).

7. Die *hintere Kasse* diente als Papiermagazin (heute zwischen Güterhalle und Uebergang zur Zellstofffabrik).

8. Die beiden *Pulvertürme*. In diesen bombensicheren Räumen bewahrte Beaumarchais die Materialien zur Herstellung der geheimgehaltenen Druckerschwärze und der Baskervilleschen Buchstabenformen auf. Der eine Pulverturm befand sich an dem Platz der heutigen Darmstädter Bank, der andere zwischen dem Kirchhof und Bahnübergang zur Zellstofffabrik.

9. Die *eine Kasse* bei der Reuterkaserne (Magazin), heute Garten des Herrn Bauunternehmers Uriot.

Dem gewaltigen Umfang der Druckerei entsprach die Bedeutung und der Erfolg des Unternehmens. Die Kehler Beaumarchais'sche Buchdruckerei wurde weltberühmt. Nicht nur die Gesamtausgabe Voltaires wurde dort gedruckt, auch die Werke Rousseaus, Molières und Werke deutscher Autoren kamen hier heraus. 1789 ging die Druckerei ein;

ein Teil der Maschinen wurde an die Straßburger Firma Levrault (heute Berger-Levrault) verkauft. Der „Ortenau“ 1927 ist eine eingehende Beschreibung der Tätigkeit von Beaumarchais und seiner Beziehungen zu Kehl vorbehalten.

Kehl a. Rh.

Otto R u s c h.

Nikolaus Schwendemann von Steinach. Was die vielen Kriegshorden, die das Kinzigtal im 17. und 18. Jahrhundert durchzogen, nicht zerstörten, das verwüstete vom 15. bis 26. Oktober 1778 eine große Ueberschwemmung.

Durch anhaltendes Regenwetter glich das ganze Tal zwischen Haslach und Steinach von einer Talseite zur andern einem See. Personen und Vieh kamen um, Häuser wurden weggerissen, Habseligkeiten, Hausrat fortgeschwemmt, Brücken weggespült, Teiche zerissen und Felder und Wiesen auf Jahrzehnte hinaus unfruchtbar gemacht.

Nicht wie heute war damals der leicht aufbrausende Kinzigfluß in seine Schranken gewiesen. Der Fluß ging noch seinen natürlichen unregelmäßigen Lauf; die Verbesserung des Flußbetts, die Schaffung der Vorlande und ihre Bewehrung mit starken Dämmen gehören erst der jüngeren Zeit an.

Kein Wunder, wenn vorher bei größeren Niederschlägen und Schneeschmelzen der zum reißenden, wilden Strom gewordene Fluß sich ungehindert und Verheerung bringend auf die breite Talsohle wälzen konnte.

Es war am 25. Oktober 1778 als das Dorf Steinach besonders hart mitgenommen wurde. Die tosende Sturmflut beschädigte nicht nur viele Gebäude, sondern riß fünf Häuser mit sich. Aus einem Hause, das die Flut erfaßte, konnten sich dessen Bewohner nicht schnell genug retten. Das Haus stürzte ein, doch seine unversehrte gebliebenen Insassen konnten im Wasser ein Stück des Daches erreichen, auf dem sie einige hundert Schritte weit abwärts getrieben wurden. Glücklicherweise blieb das seltsame Fahrzeug mit seiner Besatzung an einem Baume hängen.

Das auf erhöhtem Ufer stehende Volk sah das fürchterliche Schauspiel mit Schrecken und Wehklagen. Ein tapferer Mann aber, der Vogt des Dorfes Steinach, Nikolaus Schwendemann, faßte Mut, verschaffte sich eilends einen kleinen Fischerkahn, durchschnitt damit die hochgehenden Wogen, sich selbst der äußersten Lebensgefahr aussetzend, brachte die 5 Personen mit vieler Mühe in das Boot und gelangte mit ihnen glücklich ans Ufer. Nur ein kleiner Augenblick noch, und alle wären dem sichern Tode entgegengegangen, weil das Dachstück vom Baume losgerissen und weiter getrieben wurde.

Die ritterliche Tat des braven Vogtes wurde mit der Zeit vergessen, keine Tafel oder sonstige Erinnerung kündet sie den nachfolgenden Geschlechtern im Kinzigtal. Erst aus einer entdeckten alten Aufzeichnung über das Unglücksjahr 1778 ist die Tapferkeit, der hohe Mut des Vogtes Nikolaus Schwendemann wieder bekannt geworden. Er verdient es noch heute, daß ihm seine Heimatgemeinde Steinach nachträglich eine Ehrentafel errichte.

Haslach.

J o h. K a r l R e m p f.

Zur Geschichte der Reliquien der hl. Rufina und des hl. Bonifatius im ehemaligen Kloster Schwarzach. — I. 1664 September 30. — Maria Agnes Psthyffer von Altshofen bestätigt dem Kloster Schwarzach die Schenkung der Reliquien der hl. Rufina 1). — Perg.

1) Vgl. Freiburger Diözesanarchiv 22, 50. N. F. 6, 355.

Org. mit anhängendem Siegel. Karlsruhe, General-Landesarchiv. Urkunden Baden-Baden, Spez. Schwarzach. Konv. 232.

Ich Maria Agnes Psefferin von Alshoffen geborne von Greüth, des wohldelegobornen Herrn Hans Rudolph Pseffers von Alshoffen, des großen Rats löblicher Statt Lucern und Ihro Heiligkeit Pabsts Innocentii des zehnten Schwenkerischen Guardihauptmanns Witib, bekenne hiemit, daß ich dem hochwürdigen geistlichen Herren Herrn Gallo, Abten des würdigen Gotteshaus Schwarzach des Ordens des h. Vaters Benedicti in der mittleren Marggraffschaft Baden, im Bistumb Straßburg gelegen, die mir Anno 1650 zue Rom geschenkte Reliquien der h. Martyrin Rufinae (wie ich dann solcher Schenkung authentische Copey under der Hand eines offenen Notarii von mir geben) aus sonderbarer gueter Zueneigung und Ehrenfreundschaft in sein anvertrautes Kloster und Gotteshaus verehrt und geschenkt, wie ihme dann nachgehends dieselbe von R. P. Fridolino zum Brunnen, Priore des würdigen Gotteshauses Rheinaw übergebracht, in meinem Namen verehrt und wohl verwahrt, wie das mir zue Rom Anno 1650 den 20. Tag Augusti gebene Instrument lautet und mitbringt, wirklich in seine Hand und Gewalt übergeben. Weil aber wohlernanter Herr Praelat zu mehrerer Versicherung der Nachkommenden mich solche Donation auch schriftlich zu bekräftigen ersuecht, als seie hiemit männiglichem kund, daß ich gedachte Reliquien der hl. Martyrin Rufinae genannten Herrn Praelaten und seinem Convent, wie oben vermeldt, geschenkt, bestätige auch die geschehene Donation, von Herzen wünschend, daß Gott in seiner Heiligen allda geehrt, auch das Kloster Schwarzach und alle demselben Zuegehörige ein getrewe Fürbitterin an derselben haben. Welches ich mit meiner Handschrift, auch meines Juntern sel. und meinem bishero gebrauchtem pittschaft bekräftige, in meinem Durchreisen zue Schwarzach, den dreißigsten Tag Septembris von der gnadenreichen Geburt Jesu Christi an im sechzehnhundertundvierundsechzigsten.

II. 1668 November 9. — Markgraf Bernhard Gustav von Baden, Domherr zu Köln und Straßburg, schenkt dem Abt Gallus Wagner einen Teil vom Haupte des hl. Bonifatius. — Perg. Dr. Mit dem anhängenden kleinen Siegel des Markgrafen. — Karlsruhe, General-Landesarchiv. Wie vor.

Nos Bernardus Gustavus, Marchio Badensis et Hochburgensis, ecclesiae Fuldensis coadjutor, Landgravius in Sausenberg, comes in Sponheim et Ebersteyn, dominus in Rötelen, Badenweiler, Lahr et Mahlberg, metropolitanae et cathedralis ecclesiarum Coloniensis et Argentinensis canonicus, ecclesiae Fuldensis capitularis et praepositus in Holtzkirchen, hisce attestamus, quod cum donatae nobis fuissent reliquiae de sacro thesauro ecclesiae Fuldensis, de quarum indubitata sinceritate plena nobis fides instrumento, quod sequitur, facta fuit:

Nos Ioachimus, dei gratia abbas ecclesiae Fuldensis, sacri Romani imperii princeps, divae augustae archicancellarius, per Germaniam primas, comes de Gravenegg, omnibus et singulis tenore praesentium notum facimus et attestamus, quas reverendissimo et serenissimo principi domino Bernardo Gustavo, marchioni Badensi et Hochbergensi, nostro et ecclesiae nostrae antedictae coadjutori, Landgravio Sausenbergico, comiti in Sponheim et Ebersteyn, domino in Rötelen, Badenweiler, Lahr et Mahlberg, metropolitanae et cathedralis ecclesiarum Coloniensis et Argentinensis canonico necnon ecclesiae Fuldensis capitulari et praeposito in Holtzkirchen, amico nostro sincere dilecto, de sacro thesauro nostro reliquias in ecclesia nostra s. Salvatoris asservatas donavimus, videlicet s. Bonifacii archiepiscopi et martyris, s. Sturmii primi abbatis Fuldensis confessoris, s. Gauderici episcopi et confessoris, ss. Thaebeorum Maurit. martyrum, s. Urbani papae et martyris, ss. Processi et Martiniani martyrum, s. Bea-

triciſ virginis et martyris, s. Stephani protomartyris, s. Sixti confessoris, s. Liobae virginis, eas esse veras et indubitatas de veris et indubitatis praedictorum sanctorum et sanctarum reliquiis. In cuius rei fidem praesentes secreto nostro munitas et manu propria subscriptas dedimus in civitate nostra Fuldensi, die decimo mensis Octobris, anno millesimo sexcentesimo sexagesimo octavo. Ioachimus abbas.

De iisdem nobis donatis reliquiis eam particulam, quae de s. Bonifacio archiepiscopo et martyre est, et videtur esse de calvaria, in latitudine et longitudine pollicem manus virilis excedens, subnigra ab igne, quem passa est, ex singulari favore et gratia donaverimus dilecto nobis in Christo Gallo, abbati monasterii Schwartzacensis dioecesis Argentinensis. De qua, ne in futurum dubitatio aliqua oriatur, rei veritatem hocce testimonio appresso nostro sigillo et manus propriae subscriptione asserere volumus. Datum, cum transiremus, in dicto monasterio Schwartzacensi, die nono Novembris, anno millesimo sexcentesimo sexagesimo octavo. Bernhardus Gustavus M. B.

Karlsruhe.

Rieger.

Bücherbesprechungen.

Badisches Wörterbuch, herausgegeben mit Unterstützung des bad. Ministeriums des Kultus und Unterrichts. Bearbeitet von Ernst Dch. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr.

Das langersehnte Badische Wörterbuch — der Titel ist wohl in Angleichung an das Elsässische entstanden — ist jetzt in den zwei ersten Lieferungen herausgekommen.

Wir danken der Regierung, die das Erscheinen trotz unserer armen Zeit unterstützt hat — Unterrichtsminister Böhme hatte 1910 nicht die Entschlossenheit — und allen Mitarbeitern und Sammlern; das Werk „ruht auf den Vorarbeiten ganzer Gelehrtengeſchlechter und auf der 31jährigen freiwilligen Sammeltätigkeit aller Volkskreise“. Vor allem aber danken wir herzlich Herrn Professor Dch, der die schwere Aufgabe der redaktionellen Ausarbeit übernommen hat, sie ist in den besten Händen; hoffen wir, daß er das Werk zum guten Ende führt. Die lebenden Mundarten Badens werden mehr berücksichtigt als die Literatur. Und das ist gut; denn jene muß vor dem Verfall geborgen, diese kann immer noch nachgeholt werden. Die Auffindung der Worte ist nach dem allgemein lexikographischen Verfahren, leichter wie bei manch anderem Idiotikon, weil als Grundlage die Schriftsprache benützt wird; die Lautschrift ist auf ein Minimum beschränkt. Der Text ist daher gut lesbar und genügt den wissenschaftlichen Ansprüchen. Das Fränkische kommt, so scheint es mir, weniger zur Darstellung wie das Alemannische, vielleicht weil Dch ein Oberländer ist. Könnte man nicht in der letzten Lieferung oder im Supplementband, der ja doch kommen wird, eine kleine Geschichte der Mundarten oder wenigstens eine Karte beigegeben?

Baſer.

B. Ambrosius Göbelmann, Das geschichtliche Leben eines ostfränkischen Dorfes: Hainstadt im Bauland. 2. Aufl 1925. Würzburg.

Wer einmal eine in allen ihren Teilen mustergültig durchgeführte Ortsgeschichte lesen und besitzen will, der greife beherzt zu diesem herrlichen Buch! Bei allem Höhenflug der Gedanken, bei aller Fülle von Tatsachen, bei aller Schönheit der Sprache ist die Darstellung so gemeinverständlich und volkstümlich, daß das Werk ein Volksbuch, Heimatbuch im besten Sinne zu werden verdient. Die Arbeit wächst weit über den sonst üblichen

Rahmen einer Dorfgeschichte hinaus; der Verfasser hat eine Ueberfülle rechts- und kulturgeschichtlichen Materials mit geschickter Hand gesichtet und geformt. Die Neuausgabe des Buches hat durch den geschmackvollen Einband, das kräftige Papier und den gefälligen Druck wesentlich gewonnen.

R ä m e r.

Schiltach. Bierzig Jahre freiwillige Feuerwehr von J. Friedr. Bühler.

Ich habe schon im Jahrgang 1925 kurz auf dieses Bändchen hingewiesen, möchte aber noch einmal auf das Büchlein zurückkommen und hervorheben, daß es dem Verfasser geglückt ist, kein alltägliches „Vereinsfestbuch“ zu schreiben, sondern ein Büchlein, das für Schiltach dauernden Wert hat, das dem Verfasser, aber auch dem Drucker, zur vollen Ehre gereicht. Entsprechend seinem Motto: „Würdigt das Vergangene, stehet zur Gegenwart, schafft für die Zukunft“, geht Bühler auf die denkwürdigen Ereignisse Schiltachs ein, um dann zur Gegenwart überzugehen. Das Werkchen ist durch Federzeichnungen gut illustriert durch die Gebrüder Karl und Heinrich Eyth (Karlsruhe), gebürtige Schiltacher.

h.

100 Wanderungen von der Schwarzwaldbahn ausgehend. Herausgegeben von der städt. Kurverwaltung Triberg.

W. Gerland veröffentlichte im vorigen Jahre dieses Schriftchen von ungefähr 160 S., das uns die Berge im ersten Teil geschichtlich, im zweiten topographisch vertrauter machen will. Ich kann das Büchlein historisch Interessierten und Touristen empfehlen, obgleich manches Kapitel (so über die Opfersteine) mehr problematisch vorgetragen werden sollte.

B.

Chronik von Lahr in Wort und Bild 1215—1915. Von M. C. Th. Hug. Lahr. 1924.

Hug hat es verstanden, die Geschichte seiner Stadt und des Schuttertales mit der allgemeinen des Landes und des Reiches zu vereinen und so seine Absicht, ein Bürgerbuch zu schreiben, erfüllt. Das Buch ist im Selbstverlag erschienen, und wir wünschen ihm weiteste Verbreitung.

E.

Zu Kniebis auf dem Walde. Von Manfred Gimer. Verlag des Gartenfreundes Karlsruhe.

Badische Fundberichte. Amtl. Nachrichtenblatt für die ur- und frühgeschichtliche Forschung. Herausgegeben vom Ausschuß für Ur- und Frühgeschichte Badens. Heft 4.

Die Badischen Fundberichte, die Herr Prof. Dr. Wahle Heidelberg im Selbstverlag herausgab, erscheinen von nun an als amtliches Organ; „die Aufgaben der Zeitschrift bleiben dieselben, wie sie in dem das erste Heft eröffnenden Geleitwort umrissen worden sind, und so wird sie sich weder nach Form noch nach Inhalt wesentlich ändern“.

r.

Grimmelshausenliteratur.

Ueber Grimmelshausen sind auch dieses Jahr verschiedene Spezialuntersuchungen erschienen, die später zusammenhängend besprochen werden sollen. Ich möchte nur auf drei Arbeiten schon jetzt hinweisen: Grimmelshausen und die Ortenau, Festbuch zur Ausstellung in Offenburg 1925 (vgl. S. V dieses Heftes), Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus (Teubner, Leipzig) von Ermatinger, der den Dichter philosophisch-literarisch zu erfassen sucht; und Hegaur (Destering), der Grimmelshausens ganzen „Ewigwährenden Kalender“ neu herausgibt mit ausgezeichnetem Kommentar (Albert Langen, München).

B a g e r.